Im Wandel der Jahrtausende



Kaiserin Eugenie und ihr Hof.
Nach dem Gemälde von Franz Xaver Winterhalter.

Im Wandel der Jahrtausende

Eine Weltgeschichte in Wort und Bild. Herausgegeben von

Dr. Albrecht Wirth

Mit 461 Abbildungen im Text und 49 Kunstbeilagen



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Krimkrieg. Erschließung Asiens.

Andere Mächte wußten besser die erregte Phantasie des Volkes für reale Zwecke zu benutzen. Die zarische Regierung bediente sich der verbohrten Slawophilie, die mit der einwandererfeindlichen Partei der Knownothings („Nichtswisser") der damaligen Union auf gleichem Felde steht, bediente sich ferner des Panslawismus, um zuerst in Ungarn einzugreifen, wo der Absolutismus gegen die revolutionären Lehren des Westens zu retten war, und dann auf dem Balkan, wo seit der Schwächung der Türkei ein übler Wirrwarr herrschte.

Auch in Frankreich diente die Revolution und die von ihr entbundene Kraft dem nationalen Aufschwunge. Dort hatte ein Dichter, dessen Jugend völlig im Gefühlsüberschwang der Romantik wurzelte, der jedoch später durch ausgedehnte Reisen, ähnlich wie Lord Byron, der schwungvolle Lyriker, aber essigsaure Pessimist, einen Begriff von der Welt und Geschmack an der Politik gewonnen hatte, hatte Lamartine eine maßgebende Stellung erlangt. Auf seinen Vorschlag war beschlossen worden, einen Präsidenten der Republik durch allgemeine Volksabstimmung zu küren. Am meisten Aussichten hatte General Cavaignac, der bluttriefende Bezwinger der Arbeiterrevolte. Da trat plötzlich Louis Napoleon, (angeblich) ein Neffe des großen Korsen, hervor und wurde am 10. Dezember 1848 zum Oberhaupt Frankreichs gewählt. Durch einen Staatstreich erhob sich Napoleon III. (Abb. 293) 1851 zum Diktator, am 2. Dezember, dem Jahrestage der Schlacht von Austerlitz, und am 2. Dezember 1852 zum Kaiser. Wenige Wochen später vermählte sich der neue Monarch mit der spanischen Gräfin Eugenie von Montijo, deren Vater ein Anhänger Napoleons I. gewesen war. Die Jugendschönheit der Kaiserin wird in unserer Kunstbeilage vortrefflich widergespiegelt. Louis Napoleon zehrte zwar vom Erbe des Oheims und war als Feldherr eine Null; dagegen war er sehr bedeutend als Politiker und Diplomat. Selbst geniale Gedanken muß man ihm zubilligen. Er ahnte sehr wohl, daß die Deutschen das Volk der Zukunft seien, und sprach das offen aus. Er sah mit seltener Klarheit, daß überhaupt die Germanen im Vordringen seien, und wollte das Seine tun, um Deutsche und Angelsachsen zurückzudrängen. Nur um den Romanismus gegen den Germanismus zu stärken, schlug er die Schlacht bei Solferino und schickte seine Truppen nach Mexiko. Zunächst jedoch wandte



Abb. 293. Kaiser Napoleon III.
Nach dem in Versailles befindlichen Gemälde von J. H. Flandrin.

sich Louis Napoleon den Wirren der slawischen Welt zu. Dort war es in der Tat nötig, Ordnung zu schaffen.

Die russische Rechtgläubigkeit mußte in bewußten Gegensatz zur übrigen Welt gebracht werden, mußte danach trachten, eine eigene Sonderwelt aufzubauen. Mittelpunkt dieser neuen Welt konnte nur Byzanz sein. Nachdem die Waräger am Goldenen Horn erschienen waren, hatte man zwar stets die Beziehungen zu Byzanz eifrig gepflegt, mehrere Großfürsten hatten byzantinische Kaisertöchter geheiratet und hatten dadurch Rechte auf die Erbnachfolge in Byzanz erlangt, allein die Politik der russischen Herrscher war kaum durch das Verhältnis zu Byzanz irgend beeinflußt. Diese Herrscher sahen ruhig zu,

als Konstantinopel den Franken in die Hände fiel, sie waren ohnmächtig, den Fall der Stadt durch die Osmanen zu hindern oder zu rächen, sie schlossen im Gegenteil mit den Sultanen ausdrücklich Frieden und Freundschaft. Erst als die Lawine des russischen Reiches bis zur Ukraine fortgeschritten war, erst da begannen wieder unmittelbare Berührungen mit einst byzantinischer Erde; erst sechs Jahrhunderte nach den letzten Fahrten der Warägerfürsten kämpften aufs neue russische Streiter mit Herren des Bosporus. Den neuen politischen Bedürfnissen gerecht zu werden, wurden nun durch Peter die alten Traditionen wieder hervorgeholt und der Anspruch der Russen auf den Besitz Konstantinopels als längst anerkanntes, angestammtes, unveräußerliches Recht dargestellt. Und je näher, durch die Gewalt der äußeren Umstände getrieben, die russischen Soldaten dem Bosporus rückten, umso lauter erscholl der Ruf nach der Aufpflanzung des Kreuzes auf der Hagia Sophia. Der Wunsch ward zum Glaubensartikel des russischen Volkes, namentlich seit Katharina, und wurde erst durch die mittel- und ostasiatischen Ereignisse der jüngsten zwei Jahrzehnte etwas in den Hintergrund gedrängt. Alexander und Karamsin, der große Geschichtschreiber, nährten den Glauben aufs neue. Die zweite Lehre des Karamsinschen Kreises, von der seine Mitglieder den Namen der Slawophilen empfingen, war die von der Vortrefflichkeit und schöpferischen Urkraft der slawischen Rasse. Davon konnte man freilich bei den Tschechen und Südslawen wenig bemerken. Dagegen viel Unordnung und Verwirrung.



Abb. 294. Bajone
Hochländer auf r
der Schlacht
Nach der Orig
R. C.

Seit Menschengedenken ist auf dem Balkan kein Thronwechsel auf dem regulären Wege der Thronerledigung durch den natürlichen Tod des Herrschers eingetreten. Alle heute regierenden Monarchen der Balkanstaaten sind Nachfolger von gemordeten oder abgesetzten Fürsten und bei manchen geht die verhängnisvolle Reihe auf mehrere derartige Thronerledigungen zurück. Speziell für Serbien lautet die Liste wie folgt: 1. Georg Petrowitsch Karageorgewitsch — 1817 bei seiner Rückkehr ins Land im Auftrage des Milosch Obrenowitsch ermordet. 2. Milosch



…ngriff schottischer
…che Kavallerie in
Balaklawa.
…zeichnung von
…dville.

Obrenowitsch am 6. November 1817 zum Fürsten ausgerufen — 13. Juni 1839 zur Abdankung gezwungen. 3. Sein Sohn Milan regierte bloß fünfundzwanzig Tage und schied dann infolge einer Masernkrankheit aus dem Leben. 4. Dessen Bruder Michael, Milosch' zweiter Sohn, vom 8. Juli 1839 bis 7. September 1842 — infolge einer Revolution zur Flucht gezwungen. 5. Alexander Karageorgewitsch, Peters Sohn, vom 14. September 1842 bis 23. Dezember 1858 — von der Skupschina des Thrones verlustig erklärt. 6. Zurückberufung des achtzigjährigen Milosch auf den Thron — er stirbt am 26. September 1860. 7. Zweite Regierung seines Sohnes Michael Obrenowitsch vom 26. September 1860 angefangen — er wird am 10. Juni 1868, genau fünfunddreißig Jahre vor der Ermordung König Alexanders, im Parke von Toptschider von Verschwörern ermordet. 8. Fürst, dann König Milan Obrenowitsch, von 1868 bis 1889 — er entsagte freiwillig dem Throne. 9. König Alexander I., von 1889 bis 1903 — die in der Geschichte einzig dastehende Katastrophe, die sich in der Nacht vom 10. auf 11. Juni 1903 abspielte, bezeichnet das Ende dieser unglücklichsten Regierung, die Serbien jemals gesehen hat.

Der Krimkrieg sollte dazu dienen, die Hochziele der Russen zu verwirklichen. Er diente freilich nur dazu, die Russen von ihrer Vormachtstellung zu stürzen. Statt dessen kam England, das am Ende des Krieges eine Invasion ins persische Mesopotamien veranstaltete, in Südasien empor und französische und britische Schiffe bombardierten die ostsibirischen Häfen. Die Türkei aber betrieb die westlichen Reformen, denen sie sich seit Mahmud geöffnet hatte, nur mit umso größerem Eifer und erstarkte militärisch in hohem Maße, ohne freilich die innere Zersetzung hindern zu können. Immerhin erholte sich Rußland erstaunlich rasch von seinem Sturze und seinem Verluste an Ruhm und ging erstaunlich rasch zu neuen Taten über. Dem Russen ist die Friedensliebe angeboren, selbst russische Offiziere lieben selten den Krieg, aber die Staatsmänner und nichtrussischen Elemente reißen das Volk fort. Polen und Juden hoffen noch insbesondere, bei einem großen

Kriege und daraus erwachsenden Verlegenheiten besser auf die eigene Rechnung zu kommen. Endlich hat die geographische Lage noch immer die Völker Nordeurasiens nach Süden, wo reiches Ackerland und reiche Städte locken, erobernd ziehen lassen.

Im Süden entfalteten die Russen eine angestrengte Tätigkeit. Vielleicht weil ein neuer Murschid oder Murid (bewaffneter Priester, eine Art Mahdi), Schamyl — unsere Kunstbeilage zeigt ihn im Gebet vor einer Schlacht —, größeren Anhang erhielt und weit mehr Erfolg hatte als alle seine Vorgänger, vielleicht weil Urquhart und andere britische Agenten die Kaukasier bearbeiteten, spannten die Russen nun alle Kräfte an, die Riesenfeste zur Kapitulation zu bringen. Sie vermehrten ihre Truppen auf hundertzwanzigtausend Mann und teilten durch die Militärstraße Wladikawkas-Tiflis den Kaukasus in zwei Hälften. Es dauerte aber trotzdem noch viele Jahre, bis sie endlich Schamyl, der seit 1835 den Guerillakrieg führte, 1859 gefangennahmen. Richtig unterworfen sind die Gebirgsvölker eigentlich auch heute noch nicht. Die Tscherkessen sprechen den Russen öffentlich ihre Verachtung aus. Waffentragen ist verboten, aber ganz offenkundig werden Kindschal (Dolch) und Büchse geführt.

In Indien sind die Vierzigerjahre mit Kämpfen gegen die Sikh, die mit Afghanistan verbündet waren, erfüllt. Die Hierarchie der Sikh ward gebrochen. Hinfort wurden die Sikh treue Söldner Großbritanniens, das allerdings deren militärische Fähigkeit überschätzt, falls es nicht durch den Boxerkrieg eines Besseren belehrt ist.

Die Engländer unternahmen einen zweiten Krieg mit Birma. Sie annektierten im Dezember 1852 Unterbirma oder Pegu mit dem vorzüglichen Hafen Rangun.

Die Gegenstöße der Russen sind erneutes Vordringen am Ostufer des Kaspisees, wo 1868 Krasnowodsk angelegt wird, und die Flaggenhissung des Admirals Newjelski an der Mündung des Amur (1849). Auch damals gab es, wie später im Falle der Mandschurei, Staatsmänner in Petersburg, die davon nichts wissen wollten, aber wie fast immer siegte die Partei der starken Hand. Von der Trägheit der Chinesen unterstützt, ging man nun auch zu Lande vor und besetzte geräuschlos das ganze Norduser des Amur. Der Deutsche Radde war, die Absichten der russischen Regierung zu fördern, drei Jahre an der Stätte, wo sich jetzt die nach ihm benannte Stadt erhebt (nahe Blagowjeschtschensk). An der Mündung des Amur wurde 1853 Nikolajewsk gegründet, das bald dem bisher wichtigsten Punkt an der Küste, Petropawlowsk, den Rang ablief. Die Stadt wurde mit leichten Befestigungen versehen.

Rußland stand auf dem Gipfel seiner Macht. Nikolai I. war zugleich der entschiedenste Vertreter des Absolutismus. „Es gibt nur zwei bedeutende Männer in Rußland," pflegte er zu sagen, „das bin ich und der Mann, mit dem ich gerade spreche." Preußen betrachtete Nikolai geradezu als seinen Vasallen. Auch Österreich



Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. E.

Abb. 295. Übergang der Franzosen über die Alma. Nach dem in Versailles befindlichen Gemälde von A. Pils.

gegenüber fühlte er sich überlegen, da er ja die Habsburger vor der Revolution geschützt hatte. So hielt der Zar den Augenblick für günstig, um die alten Pläne wieder aufzunehmen, die darauf zielten, das griechische Kreuz auf der Hagia Sophia an Stelle des Halbmondes aufzupflanzen. Fürst Mentschikow wollte den Krieg vom Zaune brechen. Er kam im Mantel und mit schmutzigen Stiefeln zur feierlichen Audienz, so absichtlich die Gefühle der Türken verletzend. Der Krieg, der die Hoffnungen Rußlands krönen sollte, brachte jedoch für den Zaren eine unangenehme Überraschung nach der anderen. Zwar vernichtete Admiral Nachimow 1853 die türkische Flotte bei Sinope, auch drang das russische Landheer vom Kaukasus bis Erzerum vor, aber zu den Türken, die sich ein halbes Jahr besannen, ehe sie sich zur Kriegserklärung aufrafften, stießen England und Frankreich und später auch Sardinien. Zu Lande fehlte es den Russen nicht ganz an Erfolgen. Dagegen wurde Odessa beschossen und Sewastopol eingeschlossen. Auch gegen Kronstadt und sogar gegen das ferne Nikolajewsk am Amur operierten englisch-französische Geschwader. Bei der Ausfahrt nach Kronstadt blieb das englische Geschwader längere Zeit in Kiel. Großbritannien war zugleich eifrigst bemüht, Preußen in einen Streit mit Rußland zu verwickeln. Allerdings ohne Erfolg. Fürst Bismarck äußerte sich in Tischgesprächen darüber einmal wie folgt: „Der Haß zwischen Rußland und Deutschland dient den englischen Interessen. England brauchte nicht mit Rußland zu kämpfen, wenn ihm Deutschland die Mühe abnimmt. So versuchte England auch stets während des Krimkrieges, den Kriegschauplatz von der Krim nach der Weichsel zu verlegen. England hat recht. Wenn ich einen großen und starken dummen Kerl finden könnte, der für mich mit meinem Feinde kämpft, so würde ich ihn absolut nicht daran zu hindern suchen, und wenn ich ein englischer Staatsmann wäre, würde ich es ebenso machen wie sie. Ich wäre ein Esel, wenn ich es nicht täte.“ Nachdem die Russen unter Fürst Mentschikow von den vereinigten Franzosen, Engländern und Türken an dem Flusse Alma geschlagen worden (Abb. 295), spielten sich gewaltige Kämpfe vor den Mauern von Sewastopol ab (Abb. 298), das ein Deutscher, der geniale Totleben, verteidigte. Die Engländer unter Lord Raglan (Abb. 296) und die Franzosen unter Canrobert gewannen die Schlacht von Balaklawa (Abb. 294). Sie siegten wiederum in dem blutigen Gemetzel von Inkerman. Seltsamerweise unterließ man es, die Landzunge, die die Krim mit dem Festland verbindet, zu besetzen. Dadurch wäre sofort der Zustrom von Mannschaften, Proviant und Munition unterbunden worden. So zog sich die Belagerung über ein Jahr lang hin. Nikolai selbst starb, wie man sagt, an gebrochenem Herzen. Hundertvierundsiebzigtausend Mann standen jetzt auf seiten der vier verbündeten Mächte gegenüber fünfzigtausend Russen. Nachdem so mancher Sturm abgeschlagen war, fiel im September 1855 der feste Turm Malakow (Abb. 297), wobei sich Mac Mahon (Abb. 299) auszeichnete. Die überlebenden Russen retteten sich jedoch unter Gortschakow nach Norden. Ein Friedenskongreß trat zu Paris zusammen; ein natürlicher Sohn Bonapartes, der Graf Walewski, führte dabei den Vorsitz. Am 30. März 1856 kam der Friede zu stande, der auf zwei Jahrzehnte hinaus das russische Vordringen nach Westen lähmte. Namentlich wurde den russischen Kriegschiffen die Durchfahrt durch die Dardanellen verboten. Die Vorherrschaft über Europa war an Louis Napoleon übergegangen.



Abb. 296. Lord Raglan.

Der Krimkrieg spielte, wie angedeutet, nach Ostasien hinüber. Britische und französische Kriegschiffe beschossen, allerdings ohne Erfolg, Nikolajewsk und flößten durch ihre Anwesenheit in den östlichen Gewässern dem Shogun solche Angst ein, daß er deshalb leichter auf die Bedingungen des Nordamerikaners Perry einging. Namentlich die Franzosen wollten geradezu die Erschließung Japans in die Hand nehmen und blieben bloß deshalb davon, weil sie eben wußten, daß Admiral Perry dies schon vorhabe oder schon am Werk sei.

Stillstand ist Rückgang. Japan konnte nicht ewig in demselben Zustand untätiger Ruhe verharren, ganz abgesehen davon, daß die übrige, beständig fortschreitende Welt dies gar nicht gestattet hätte. So tat sich denn schon Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine Bewegung auf, die in letzter Linie, nach zwei bis drei Menschenaltern, zum Sturz des Shogunats führte. Begabte und weitsichtige Vaterlandsfreunde fühlten bereits in der



Abb. 297. Die Erstürmung des Malakowturmes bei Sewastop



Nach dem in Versailles befindlichen Gemälde von A. Yvon.

Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. E.

Napoleonischen Zeit, daß Japan, dem Gang der großen Welt entfremdet, an Tüchtigkeit und Macht sinke und hinter den Völkern des Westens zurückstehe. Den ersten Schritt zu einer Annäherung an die durch den Westen vertretene Weltkultur machte ein Arzt durch die Übersetzung eines holländischen Buches über Anatomie. Die Ursache westlichen Fortschritts wurde demnach in dem Übergewicht naturwissenschaftlicher Forschung gesucht. Behufs weiterer Angleichung an jenen Fortschritt wurde die Kenntnis fremder Sprachen, zunächst des Holländischen und Englischen, mehr gepflegt. Zugleich aber wurden die Zustände der inneren Verwaltung als unzulänglich empfunden. Der Shogun verlor sich in üppigem Wohlleben und geistlosem Zeremoniell. Er überließ anderen die Sorgen der Regierung. Auch die Inhaber der höheren Ämter, Prinzen oder Daimio, kümmerten sich umso weniger um ihre Pflichten, als fast alle diese Ämter doch erblich waren. So geriet die Verwaltung in die Hände der mittleren Beamtenschaft, die sich aus den Samurai rekrutierte. Ende des achtzehnten Jahrhunderts war diese Entwicklung schon zu weit gediehen, um aufgehalten werden zu können. Nun erweckte es die Unzufriedenheit dieser Beamten, daß sie zwar alle Last, aber wenig Gewinn von der Regierung hatten. Den Dank ernteten vornehme Drohnen. Die Samurai begannen daher, gegen den Shogun und den Hochadel zu agitieren. Sie konnten dies umso rücksichtsloser tun, da sie keinen festen Besitz zu verlieren hatten. Zugleich minderte sich der Ruf des Shogunats durch die wachsende Geldnot, in die es geriet. Da aber die Shogune an dem Grundsatze festhielten, das Land nach außen zu versperren, so fehlte ihnen einmal die Möglichkeit, durch schwunghaften Handel der Volkswirtschaft aufzuhelfen, zweitens ein Mittel, ihr sinkendes Ansehen wiederzubeleben, und drittens ein bequemer Weg, um die Unzufriedenheit der Samurai abzulenken. Dagegen war, durch den langen Frieden begünstigt, die Zahl der Samurai beträchtlich angewachsen, während die durch Ausschweifung geschwächten Daimio an Kopfzahl zurückgingen. Hand in Hand mit diesen, die Unzufriedenheit steigernden Erscheinungen entfaltete sich eine literarische Bewegung, die sich auf die altnationale Poesie, die religiösen und historischen Denkmäler stützte und mit Hilfe solcher Quellen den usurpatorischen Charakter des Shogunats darlegte. Die Bewegung mündete in die Forderung aus, die altangestammte Herrschaft des Mikados wiederherzustellen. Selbst Glieder der Sippe der Tokugawa neigten sich dieser Forderung zu. Seit etwa 1820 begann die Gärung, namentlich im Süden, greifbarere Formen anzunehmen, ohne daß jedoch irgend ein klares Ziel sich gezeigt, ohne daß eine überlegene Faust die Zügel des abwärts rollenden Wagens ergriffen hätte. So kam die Anregung dazu, den Knoten eines unleidlichen Zustandes zu entwirren, von außen her. Wirksam war dazu die Sendung Perrys, der einen Vertrag zwischen der Union und Japan abschloß. Perry kam 1853, legte seinen Auftrag vor, fuhr dann nach Süden, nach Formosa und Shanghai, und erhielt das Jahr darauf das Verlangte. Verträge mit den anderen Nationen folgten.



Abb. 298. Der russische Kriegshafen Sewastopol.

Einst hatte Asien den Westen mit Religionen beschenkt. Nunmehr wirkten religiöse Anschauungen des Westens auf den Orient zurück. Die Brahmosomadsch, 1830 gegründet, wollte das von England gekommene Christentum mit Wedanta und Koran vereinigen. Die neue Religion des Bab, wenig später entstanden, war von christlichen Gedanken mitangeregt. Beide, die indische Gesellschaft und die Babisten, bestehen noch heute. Unmittelbar auf englische und amerikanische Missionare geht die Schwärmerei der Taiping zurück. Sie kam 1851 auf. Auf die starke Einwirkung des Christentums, das zu befehden er auszog, ist auch der gleichzeitig errichtete Orden der nordafrikanischen Senussi zurückzuführen. Später, seit etwa 1890, entstand der Panislamismus und die koreanische

Sekte der Tonghak, der „Weisheit des Ostens“.

In China wurden die Aufstände immer schlimmer und immer häufiger. Auf Formosa 1830, in Jünnan 1832, in Kaschgar 1812, 1822, 1846. Seeräuber erschienen in Kanton 1849. Als „das Haar, das des Kameles Rücken brach“, kam nun noch der Druck von außen dazu: der Druck von englischer Seite, wo man bemüht war, mit allen Kräften die dem Himmelsohn abgerungenen Vorteile auszubeuten, seitens der Amerikaner, denen Perry die Annektion Formosas empfahl, und von seiten der Russen, die 1853—1855 vom ganzen Amurland Besitz ergriffen und bereits an die Besetzung Urgas, der Hauptstadt der Ostmongolei, gingen. So war der Hintergrund der Bühne beschaffen, auf der sich die Revolution der Taiping abspielte.



Abb. 299. Marschall Mac Mahon.

Die Revolution nahm bei den Miaotse ihren Anfang. Sie sind von den Chinesen in Sprache, Typus und Sinnesart so verschieden, wie die Basken von den Spaniern. Bei den Basken entstand der Gründer einer neuen ecclesia militans, Loyola, und hat stets die Fronde, wie heutzutage die der Karlisten, ihren stärksten Rückhalt. Der Reformator Hung-sin-tsinen, der Führer eines Hakka-Clans, also auch nichtchinesischer Herkunft, erlernte die Sprache der Miaotse und warb bei ihnen Anhänger. Auch ließ er sich vom Missionar Roberts in Kanton unterweisen. Die Lehre Hungs war kommunistisch gefärbt. Sein Ideal war eine sozialistische Theokratie.

Der Plan, die Tsing zu stürzen, scheiterte stets an der Furcht der Masse des Volkes vor den Mandschutruppen. Die Kämpfe mit den Engländern enthüllten indes nicht bloß die militärische Schwäche des Reichs der Mitte, sondern infolge des durch den Vertrag herbeigeführten Verkehrs mit den Europäern kamen auch eine Menge neuer Gedanken in Umlauf. Es bildete sich eine Reformpartei, welche die Vorschriften der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit, die in den Schriften der Altvorderen ständen, wieder zur Geltung bringen wollte. Die Partei hatte ihre Heimat hauptsächlich in den südöstlichen Uferlandschaften und im Stromgebiete des Jangtsekiang. Mit diesen Reformbestrebungen hing auch der Aufstand der Mingleute zusammen. Guerillakriege zu Wasser und zu Land, in denen die Engländer dem Kaiser erfolgreich beistanden, waren die Vorläufer der großen Schilderhebung der Mingleute, die 1851 stattfand. Das Oberhaupt derselben, der soeben erwähnte Hakkahäuptling Hung, nannte sich bald Taiping (der große Friedensfürst), bald Tiente (der große Himmelsohn). Er leitete seinen Ursprung in gerader Linie von der Mingdynastie ab und trat als Vorkämpfer für die nationale Selbständigkeit gegenüber der tatarischen Zwingherrschaft auf. Der alte Glanz des Reiches sollte erneuert, allgemeiner Friede und der alte Glaube des Konfuzius in seiner Reinheit hergestellt, der Buddhismus und der Tauglaube aber ausgerottet werden. In diese religiösen Reformen mischten sich auch christliche Ideen ein; ja Tiente soll sich sogar vom deutschen Missionar Gützlaff haben taufen lassen; gewiß ist, daß er mit diesem in gutem Einvernehmen stand.



Abb. 300. Hinrichtung aufständischer Indier durch die Engländer. Nach dem Gemälde von W. Wereschtschagin.

Die Mingleute hatten vor den kaiserlichen Truppen strategische Berechnung, taktische Gewandtheit, Kriegszucht und Übung in den Waffen voraus und erlangten dadurch 1852 entscheidende Vorteile. Nachdem sie zwei glänzende Siege erfochten, bemächtigten sie sich aller nordwestlichen Burgen und Salzmagazine und erhielten aus neuentdeckten Silberminen hinreichende Geldmittel. Not und Mangel aller Art trieben viele von den kaiserlichen Truppen zu ihren Fahnen hinüber. Neue Siege machten sie auch zu Herren des südwestlichen Gebiets. Bis Shanghai empfand man die Stockung der Zufuhren und nun bereiteten sich die Mingleute, ihrem Feinde einen noch gefährlicheren Schlag zu versetzen. Im Februar 1853 rückte

Tiente gegen Nanking vor, verkündete die Absetzung der Tsingdynastie und schrieb neue allgemeine Prüfungen aus, das heißt, versprach eine durchgreifende Reinigung des Beamtenstandes. Am 21. März 1853 hielt Tiente seinen Einzug in Nanking, der ehemaligen Hauptstadt der letzten einheimischen chinesischen Dynastie der Ming, und richtete daselbst auf der Grundlage der heiligen Schrift des Neuen und Alten Testaments eine neue Religions- und Regierungsform ein. Die Regierung verteilte er unter eine Brüderschaft von sieben Königen, die sich als die rechtmäßigen Gebieter aller Reiche unter dem Himmel betrachteten. Zwei heranziehende kaiserliche Heere wurden geschlagen, alle Plätze am Kaiserkanal genommen und schon wälzten sich die Sieger, ohne auf bedeutende Hindernisse zu stoßen, gegen die reiche, von zwei Millionen bevölkerte Stadt Kaifong, erlitten aber hier ihre erste folgenschwere Niederlage und gaben gegen Ende August 1853 die Belagerung der Stadt auf. Sie überschritten den Gelben Fluß und standen am 30. Oktober 1853 vor der Stadt Tientsin, der größten Handelstadt am nordwestlichen Stillen Ozean, gewissermaßen dem Hafen von Peking, mußten aber auch hier dem vom Kaiser in Eile berufenen Heerbann der mongolischen Lehnsfürsten weichen. Im folgenden Jahre wurden sie bei Tongtschang aufs Haupt geschlagen und endgültig zurückgeworfen.

Inzwischen waren die Differenzen der kaiserlichen Regierung mit England immer ernstlicher geworden. Die Engländer mahnten immer dringlicher an die Erfüllung des Vertrags von Nanking und bestanden insbesondere auf Zulassung in Kanton. Am 8. Oktober 1856 wurde nun ein unter einer dänischen Firma mit britischer Flagge segelndes Schiff „Arrow" als einem Chinesen gehöriges Schmuggelschiff mit seiner aus zwölf Personen bestehenden englischen Mannschaft von den Behörden zu Kanton aufgehoben und weggeführt. Da erhielt der Admiral Seymour den Auftrag, dem britischen Ultimatum mit Gewalt Geltung zu verschaffen. Er ließ am 23. Oktober die vier Befestigungen an der Einfahrt in den Hafen von Kanton sowie die auf der inneren oder sogenannten Makaodurchfahrt bombardieren und nahm sie ohne Widerstand von seiten der Chinesen ein.

1854 ging eine starke Flottenexpedition unter Murawiew, der vom Gouverneur Warschaus zum Gouverneur Ostsibiriens befördert worden (Großvater des späteren Ministers des Äußeren), den Amur hinab, erkannte die Ohnmacht der Chinesen und beförderte Waffen und Truppen nach dem neu gegründeten Nikolajewsk, das zwanzig Jahre lang die Hauptstadt der Küstenprovinz blieb, und Petropawlowsk, welche beiden Plätze infolge dieser Verstärkung sich gegen die englisch-französischen Kriegschiffe halten konnten. Jene Kriegschiffe vollendeten hierauf das Werk Perrys in Japan und erwirkten Verträge zwischen dem Bakufu und den Regierungen von Paris und London. Der große Erfolg Murawiews, der deshalb Amurski beigenannt ward, konnte durch die nachträgliche Einsprache der Mandschu nicht mehr gestört werden. In Aigun ward ein Vertrag entworfen und durch die Tatkraft Perowskis, der sich in Turkestan seine Sporen geholt, zur Ausführung gebracht, kraft dessen das ganze linke Ufer des Amur den Russen zufiel. 1860 wurde dann durch den Vertrag in Peking, der namentlich der rücksichtslosen Energie Ignatiews zu danken war, das Ussurigebiet von den Mandschu, die in Peking von Franzosen und Engländern hart bedrängt wurden, zugefügt. Der Besitzergreifung folgte die Gründung von Kosakenstanizen (-dörfern) auf dem Fuße. 1860 zählte die russische Bevölkerung am Amur schon zwölftausend Köpfe und einundsechzig Stanizen. Über das Kap der Guten Hoffnung und über San Franzisko wurden sodann 1861 deutsche Siedler nach dem Ussuri gebracht.


Abb. 301. Graf Camillo Cavour.

Inzwischen besetzte England, das eine gigantische Politik trieb, Hafenplätze von Persien. Es blieb dem Schah nichts anderes übrig, als entwürdigende Bedingungen anzunehmen, die in Paris am 16. März 1857 unterzeichnet wurden. Der Vertrag war durch Louis Napoleon vermittelt. Wenige Tage vor seinem Abschluß hatte der englische Premier Palmerston ein Tadelsvotum vom Parlament bekommen. Grund: die Beschießung Kantons. Palmerston löste das Parlament auf und wurde wiedergewählt. Es gab Wichtiges für ihn zu tun. Am 10. Mai 1857 war in Indien die Meuterei der Sipahi oder Sepoy, der eingeborenen Truppen, ausgebrochen. Nur der Charakterstärke Greys war es zu danken, daß die Meuterei bald niedergeschlagen wurde. Als Grey, High Commissioner am Kap, das erste Gerücht von einer Erhebung vernahm, schickte er von Indien heimkehrende, bereits bis Kapstadt gelangte Truppen auf eigene Verantwortung wieder nach Indien zurück. Die Meuterei, die sich übrigens kaum auf die Hälfte Nordindiens erstreckte — die Sikh und Gurkha blieben treu —, war in Delhi am 21. September erloschen. Den Schlußeffekt bildete die Erstürmung des Mogulnpalastes, die sechs Tage in Anspruch nahm. Die Meuterer wurden grausam



Schamyls Gebet vor der Schlacht gegen die Russen.

Nach dem Gemälde von F. Roubaud.

bestraft (Abb. 300). In dem erst 1856 von den Briten annektierten Audh währte der Aufstand bis März 1859. Seitdem hat Hindostan wohl Krawalle und Attentate und Grenzkriege, aber keinen Aufstand mehr gesehen.

In der chinesischen Provinz Jünnan hatten sich 1855 die Mohammedaner erhoben. Sie wurden Panthai genannt. Ihr Mittelpunkt war Talifu. Den Anlaß zur Empörung bildete das Aussaugesystem des Jamen (Bureaukratie). Der Aufstand dauerte bis 1873 und wurde durch einen schmählichen Treubruch seitens der Chinesen niedergeworfen.

Unterdes ging der Krieg bei Kanton weiter. Die von neuem armierten Werke auf der „zur französischen Torheit“ genannten Halbinsel wurden von den Engländern genommen und in die Luft gesprengt (4. Dezember 1856). Zur Rache steckten die Chinesen die englischen Faktoreien längs des Ufers des Perlenflusses (14. Dezember) in Brand. Da die Engländer von Kalkutta aus keine Unterstützung erhielten, so fanden sie es für geraten, Kanton und Umgegend (10. Januar 1857) zu verlassen. Die Chinesen aber hielten jetzt die Macht der Barbaren für gebrochen und in öffentlichen Erlassen wurde das Volk zu deren völliger Vertilgung aufgerufen.


Abb. 302. Die Erstürmung Palermos durch Garibaldi. Nach dem Gemälde von Matania.

Man brauchte übrigens die Massen des Reiches der Mitte, namentlich im Süden, nicht erst gegen die Fremden aufzuwiegeln. Die letzten Vorgänge und insbesondere auch der grausame Sklavenhandel, der während der letzten Jahre mit Chinesen getrieben ward, die sogenannte Kuliausfuhr, riefen eine unglaubliche Erbitterung der Ostasiaten gegen die Fremden hervor und gaben den englisch-chinesischen Zwistigkeiten einen volkstümlichen Charakter. Daß im Laufe des Sommers 1857 die Truppen und Kriegsmittel nicht in der Stärke eintrafen, mit der die britische Regierung beim Eintritt der kühleren Jahreszeit, Ende September und Oktober, die Operationen gegen Kanton zu eröffnen gedachte, hatten die Zopfträger lediglich der Revolution in Ostindien zu verdanken, welche die militärischen Kräfte Großbritanniens sehr in Anspruch nahm.

Auch mit den Amerikanern bekamen die Chinesen blutige Händel. Als sie einen amerikanischen Kutter (15. November 1856), trotzdem er das Sternenbanner aufhißte, heftig beschossen hatten, antwortete der Kommodore Armstrong mit einem heftigen Bombardement auf drei feindliche Forts, die bald mit ihrer ganzen Ausrüstung in seine Hände fielen und dann geschleift wurden. Damals fiel das bekannte Wort: Blood is thicker than water!

Nachdem bereits im August 1857 ein französisches Geschwader in den ostasiatischen Gewässern eingetroffen war, erschien Ende November eine ansehnliche englische Flotte mit sechstausend Mann Landungstruppen vor Kanton und es wurde nun ein gemeinsames Vorschreiten gegen das Reich der Mitte beschlossen. Yeh, der Oberstatthalter



Abb. 303. Kaiser Napoleon III. in der Schlacht bei Solferino. Nach de



Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. E.

m Luxembourgmuseum zu Paris befindlichen Gemälde von E. Meissonier.

der Provinzen Kwangtung und Kwangsi, hatte zwar die völlige Vernichtung des „Barbarengezüchts“ in Aussicht gestellt, vermochte aber zur Ausführung dieses Versprechens keine hinreichende Truppenmacht zusammenzubringen. Gleichwohl scheiterten auch die letzten Versuche der Verbündeten, eine gütliche Erledigung der obschwebenden Differenzen herbeizuführen, an dem Stolze des Statthalters und so wurden denn am 12. Dezember Fluß und Hafen von Kanton in Blockadezustand erklärt. Am 28. Dezember begann die Beschießung Kantons, das dadurch furchtbar litt, und schon am 29. mußte sich die Stadt, nachdem die auf vierzigtausend Mann geschätzte bewaffnete Macht geflohen war, den Verbündeten ergeben. Da weitere Verhandlungen zu keinem Ziele führten, so begann das englische Geschwader unter Admiral Hope am 24. Juni 1859 den Angriff auf die Forts von Taku, der jedoch mißlang. Um diese Schlappe wettzumachen, rüsteten England und Frankreich ein zwanzigtausend Mann starkes Expeditionskorps aus, das im September 1860 nach Wegnahme der Takuforts die Chinesen bei Palikao besiegte, Peking eroberte und den drei Stunden davon belegenen Sommerpalast verbrannte.

Durch den Sturz Rußlands erlangte ganz von selbst Frankreich ein Übergewicht im festländischen Europa. Das drückte sich darin aus, daß die Friedensverhandlungen nach dem Krimkrieg zu Paris geführt wurden. Eine weitere Gelegenheit ergriff Louis Napoleon, um seinen Einfluß fühlbar zu machen und zu verstärken, als die italienische Frage spruchreif wurde. Wie Deutschland, so war auch Italien in eine Vielheit von Staaten zersplittert. Es hatte außerdem unter einer Fremdherrschaft zu leiden, da die Österreicher seit dem Dreißigjährigen Kriege Oberitalien nicht mehr verlassen hatten. Während aber im Deutschen Bunde noch über dreißig souveräne Staatsgebilde sich behaupteten, teilten sich in den Boden Italiens in der Hauptsache nur noch vier Gewalten: der Papst, Österreich, das Königreich Neapel (auch Königreich beider Sizilien genannt) und das Haus Savoyen. Wie in Deutschland, teils offen, teils geheim, viele Vaterlandsfreunde auf eigene Faust auf die Einigung hinarbeiteten, wie auf der Wartburg, auf dem Hambacher Schloß, in zahllosen Volksversammlungen während der Jahre 1848 und 1849, zuletzt bei dem Schillerfest von begeisterten Führern die Einheit Deutschlands gefordert wurde, so war auch seit dem Anfange des Jahrhunderts eine ganze Reihe von Patrioten in Italien tätig, um die verschiedenen Stämme der Italienischen Halbinsel unter einen Hut zu bringen, wobei denn an Geheimgesellschaften, Verschwörungen und Putschen kein Mangel war. Auch die meisten Dichter Jungitaliens hatten sich, genau wie Arndt, Herwegh, Freiligrath und Hoffmann von Fallersleben bei uns, in den Dienst der Einheitsache gestellt. Der bedeutendste unter den italienischen Agitatoren war Giuseppe Mazzini, der fern vom Schuß in London seine Verschwörerfäden spann;



Alinari phot.

Abb. 304. Die Schlacht bei Magenta. Nach dem Gemälde von A. Cassioli.

der tatkräftigste unter denen, die mit der Waffe für die Zukunft stritten, war Giuseppe Garibaldi. Genau so aber, wie bei uns weder das Frankfurter Parlament noch die Begeisterung der Schützen- und Turnvereine, sondern die unerbittliche Härte eines Realpolitikers die Einheit schließlich herbeiführte, so war es auch im Süden in letzter Linie ein Politiker und Diplomat, Cavour (Abb. 301), der den langen Feldzug zum Siege führte. Nur der Zug Garibaldis nach Sizilien (Abb. 302) hat, das kann man nicht leugnen, wesentlich zum Erfolg mit beigetragen. Dergestalt waren die Dinge ohnehin schon genügend vorbereitet, als Napoleon III. sich einmischte, um sich mit bequemen Lorbeeren zu schmücken. Die französisch-italienischen Heere siegten im Juni 1859 bei Magenta und Solferino (Abb. 303, 304 und 307). Die Österreicher, bei denen sich namentlich Benedek hervortat, schlugen sich vortrefflich. Aber, wie nur zu häufig bei ihnen, war auch diesmal die Oberleitung in untauglichen Händen. Ein beträchtlicher Teil der Lombardei kam an Viktor Emanuel (Abb. 305). Dagegen wurde zum Lohn für geleistete Waffenhilfe das Stammland der italienischen Dynastie, Savoyen, nebst Nizza an Frankreich abgetreten und ist dabei bis zum heutigen Tage verblieben. So fiel ein Wermutstropfen in den Freudenkelch. Cavour hatte weit mehr für seinen König erwartet und war tief erbittert. Sehr bald jedoch sollten seine Erwartungen zu einem großen Teil erfüllt werden. Die Freischaren Garibaldis überrannten 1860 Sizilien und Unteritalien, die Piemontesen eroberten Kapua und Gaëta, wobei sie Napoleon gegen sich hatten, und am 17. März 1861 wurde das Königreich Italien begründet. Es fehlten nur noch Rom und das österreichische Venezien.


Abb. 305.
König Viktor Emanuel II. von Italien.

Die Stärkung Italiens war lediglich ein Glied in der Kette eines allgemeinen Aufschwungs von Lateinisch-Europa. Frankreich war der mächtigste Staat des Kontinents. Rumänien, seit 1856 frei, seit 1866 unter Karl von Hohenzollern, der mit einer Prinzessin Wied (Carmen Sylva) vermählt ist, blühte auf.

In Marokko starb 1859 der Sultan Abd er-Rahman. Ihm folgte, nicht ohne Widerspruch, Sidi M'hammed. Die Thronwirren benutzte Spanien, um im Oktober den Krieg zu erklären. Bei Tetuan erfocht 1860 der spanische Marschall O'Donnell, der irischer Herkunft war, einen Sieg. Er hieß fortan Herzog von Tetuan. Marokko verlor ein kleines Gebiet und zahlte eine Entschädigung.

Im selben Jahre wurden Zehntausende von Christen im Libanon und in Damaskus hingemetzelt. Das veranlaßte die Franzosen, im Einverständnis mit England, Österreich und Rußland, zwölftausend Mann nach Syrien zu schicken und dort Ordnung zu stiften.

Die Aufhebung der russischen Leibeigenschaft war ein Experiment, dessen Voreiligkeit das heutige Geschlecht schwer büßt. Wie ungeheuer die Erschütterung wirken mußte, läßt sich daraus ermessen, daß dreiundzwanzig Millionen unfreier Bauern bei einer Gesamtbevölkerung von achtzig Millionen vorhanden waren. In den Vereinigten Staaten standen fünf Millionen Neger gegen fünfzig Millionen Gesamtzahl, mithin war das Verhältnis günstiger, allein dort rief das Experiment noch größere Gefahren hervor. Der gewaltigste Krieg der Neuzeit zog herauf. Ein im Grunde nutzloser Krieg, da jetzt der Neger wiederum daran ist, entrechtet zu werden, also auf den Zustand von einst zurückzukehren. Militärisch dagegen im höchsten Grade lehrreich, insbesondere wegen der Erfahrungen des Seekrieges. Der Krieg begann damit, daß Südkarolina am 20. Dezember 1860 sich von der Union trennte, worauf am 18. Februar 1861 die Konföderation mit der Hauptstadt Richmond erstand. Der Präsident Lincoln (Abb. 308), Vater Abe (Abraham), wie man ihn volkstümlich nannte, rief Freiwillige zu den Waffen. Schon im ersten Jahre war über eine halbe Million unter den Fahnen. Im Süden, dessen Bevölkerung nur ein Viertel von der der Nordstaaten zählte, traten fast alle Weißen unter die Waffen. Stonewall Jackson erfocht die ersten bedeutenden Siege für die Südstaaten bei Bull Run und Manassas. Wie bei allen Kriegen, selbst den ostasiatischen (wo jedoch im letzten Menschenalter Japan mit dieser Gewohnheit brach), wirkten auch bei dem „kleinen Mißverständnis“, wie man jetzt drüben gern sagt, zwischen Nord und Süd europäische Offiziere — und nicht die schlechtesten — als Freiwillige mit. So der Graf Zeppelin, so ein Prinz Solms, dem Lincoln, als er seinen hohen Adel besonders hervorhob, antwortete: O, das wird Ihnen bei uns nicht schaden!, so endlich der in allen Erdteilen herumabenteuernde Gordon, wegen seiner Niederwerfung der Taiping bereits als Chinese Gordon bekannt. Im Frühling 1862 bemächtigten sich die Unionstruppen der Stadt Neuorleans. Damit war die Konföderation im Rücken gepackt. Die siebentägige Schlacht von Richmond verlief unentschieden — die Konföderierten bedrohten schon Washington — da wurden sie am Antietam geschlagen. Eine Seeschlacht bei Norfolk brachte für keinen Teil Vorteile. Die Nordstaaten verloren Ende 1862 die Schlacht bei Fredericksburg. Der geniale Feldherr des Südens, Lee (Abb. 309), rückte zum zweiten Male gegen Washington, verlor aber die Schlacht von Gettysburg. Nun trat auf der Seite des Nordens General Grant



A
Die Erobe
N
Gemälde von

(Abb. 310) hervor. Er eroberte Vicksburg, wodurch er den Mississippi beherrschte, und belagerte Charleston, jedoch vorerst vergebens. Die Lage wurde dadurch noch verwickelter, daß auch Europa eingriff. Louis Napoleon wälzte in seinem unruhigen Gehirn ausschweifende Pläne, um gegen das bedrohliche Wachstum der angelsächsischen Rasse den Romanismus zu stützen. Zu dem Behufe erwählte er — einen Deutschen, den Erzherzog Maximilian (Abb. 311), der in seiner Heimat keine rechte Aufgabe fand und zu ungewöhnlichen Abenteuern neigte, und schickte ihn an der Spitze eines französischen Heeres nach Mexiko, das seit dem unglücklichen Waffengang gegen die Union 1846 sich in beständigen Bürgerkriegen verzehrte und die Beute eines jeden Eroberers zu werden versprach. Maximilians Gemahlin Charlotte (Abb. 312), eine Tochter Leopolds I. von Belgien, bestärkte ihn in seinem Entschluß. Er faßte denn auch sehr bald Fuß und wurde zum Kaiser von Mexiko gekrönt. Das war der Union außerordentlich unangenehm. Erstlich sah sie es überhaupt nicht gern, daß eine fremde Macht sich in der Nähe festsetzte. Sodann besorgte sie, daß durch die Fremden die Südstaaten unterstützt würden — wie schon längst offenkundig England den Südstaaten auf jede Weise half. Bei der Entente cordiale, die damals zwischen England und Frankreich bestand, konnte Sherman, der die auswärtigen Angelegenheiten führte, wohl argwöhnen, daß ein Hauptschlag gegen die Union geplant werde. England lieferte den Konföderierten Waffen, rüstete Kaper aus, wie die Alabama, entsandte Schiffe, um die Blockade der südlichen Häfen zu brechen, was ungeheuren Doppel=



Copyright Irving R. Bacon.

)6.
der Prärie.
em
ng R. Bacon.

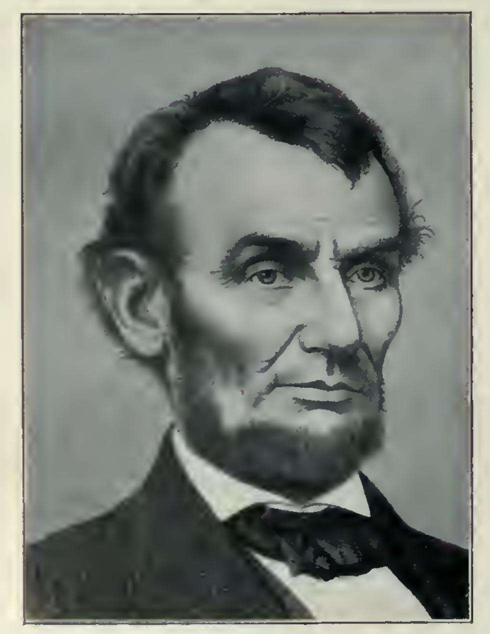
gewinn einbrachte: vierfachen Erlös aus den von Europa hinverfrachteten Lebensmitteln, die bei den Belagerten selten geworden, und einen noch größeren Nutzen aus der unendlich billigen, weil unverkäuflichen Baumwolle, die zur Rückfracht diente und dann in Liverpool bei der herrschenden Baumwollennot die höchsten Preise erzielte. Auch finanziell schädigte England die Nordstaaten, indem es ihnen den englischen Geldmarkt für ihre Anleihen versagte. Mit großer Mühe und unter beträchtlichem Disagio (bis zu vierundvierzig vom Hundert) wurden endlich amerikanische Obligationen der Nordstaaten in Deutschland untergebracht, wobei Deutschamerikaner, wie die Pfälzer Schneider und Jakob Müller (später Vizegouverneur von Ohio), mithalfen. Die Siege der Union verhinderten jedoch, daß etwaige Pläne Westeuropas und namentlich Louis Napoleons zur Reife gelangten. Grant und Sheridan drangen unaufhaltsam vor. Bei dem berühmten Apfelbaum von Appomattox kapitulierte General Lee am 9. April 1865. Der Bürgerkrieg konnte gerade als beendigt angesehen werden, als Lincoln im Theater von dem Südländer Booth ermordet wurde. Die Einheit Nordamerikas von Ozean zu Ozean und von den großen Seen bis zum Golf von Mexiko blieb jedoch erhalten. Die Sklaverei wurde abgeschafft. In der Folge wählte das dankbare Land den General, der am meisten zur Beendigung des Bürgerkrieges beigetragen hatte, Grant, zum Präsidenten.

Nach dem Urteil des amerikanischen Admirals Porter hat die über den Süden verhängte Blockade — also die Seeherrschaft der Nordstaaten — mehr dazu beigetragen, die Freunde der Sklaverei zu Fall zu bringen, als alle


Alinari phot.

Abb. 307. König Viktor Emanuel II. in der Schlacht bei Solferino. Nach dem Gemälde von E. Lapi.

anderen militärischen Operationen zusammengenommen. Die Südstaaten waren nämlich mit ihrer Staatseinnahme gänzlich von der Freiheit der Ausfuhr ihrer Landeserzeugnisse, wie Baumwolle, Zucker, Tabak, abhängig und ihre ganze Kriegsausrüstung, dazu Maschinen, Getreide, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, mußten sie vom Auslande beziehen. Durch die allmählich auf ihre ganze Küste (dreitausend Seemeilen Länge) ausgedehnte Blockade, die von dreihundertunddreizehn Dampfern und hundertundfünf Segelfahrzeugen streng durchgeführt wurde, war der Seeverkehr der Südstaaten so gut wie völlig abgeschnitten; jedenfalls genügte die Blockade, den Widerstand des tapferen Landheeres zu brechen. Am schlimmsten hatte die blühende Handelstadt Neuorleans zu leiden, die im Frühjahr 1862 eingenommen wurde. Der Fall von Neuorleans lieferte den größten Teil der Mississippiländer an die Nordstaaten aus. Nicht wenig haben auch die Fremden, in erster Linie die Deutschen, zum Siege der Union beigetragen. Deutsche Achtundvierziger waren die Wortführer der Union und lieferten ihr Generale, wie Schurz, Sigel, Brentano, Hecker. Genug, die Oligarchie des Südens war der Demokratie des Nordens, der überwiegend britische, teilweise auch französische Adel war der breiten, gemischten Masse der Deutschen, Briten, Polen, Skandinavier und Italiener unterlegen. Es war wiederum, wie bei Preußen, Piemont, dem Kwanto Japans und dem Großfürstentum Moskau, der Sieg des großflächigen, wenig gegliederten Nordens über den abgestuften, an feiner Kultur höher stehenden Süden. Und das Ergebnis des amerikanischen Bürgerkrieges? Während der Indianer vielfach noch in unabhängigen Stämmen weit weg von den Kulturzentren gesondert lebt, wie in Bolivien, in Ekuador, in Brasilien und auch noch in Chile und Kanada, oder aber in Reservationen eingepfercht ist, wie in der Union, genießt der Neger, obwohl er an Seelenstärke und häufig auch an Verstand weit unter dem Indianer steht, fast in allen Staaten Amerikas Bürgerrechte und in den meisten auch gesellschaftlich gleiche Ehren. In dem Heer von Venezuela, in den Söldnerhaufen der mittelamerikanischen Republiken spielt der Neger keine geringe Rolle, in die Marine der Vereinigten Staaten und, wenn auch sehr vereinzelt, in ihre Miliz wird er ebenfalls zugelassen. Dagegen ist die jähe Kluft, die in Nordamerika zwischen Weißen und Schwarzen seit je bestand, durch den Bürgerkrieg zwar theoretisch, aber nicht tatsächlich überbrückt worden. Gesellschaftlich scheiden sich die beiden Elemente wie Wasser und Öl. Gerade in den letzten Jahren ist die Kluft immer größer und fühlbarer geworden. Der Roman „The Spots of the Leopard“, der mit glühenden Worten das Rassenevangelium und die Unterdrückung der Schwarzen predigt, hat überall in der Union das größte Aufsehen erregt und hat sich geradezu als eine politische Tat erwiesen. Vermutlich hat der Krieg um Kuba, der Onkel Sam mit so viel neuen farbigen Völkern in Berührung brachte, das Rassenbewußtsein frisch geweckt. Besonders im


Abb. 308.
Präsident Abraham Lincoln.

Süden und Westen der Union ist dies Bewußtsein lebendig. Als die farbigen Deputierten zu der Konvention von St. Louis kamen, die den republikanischen Präsidenten wählen sollte, da wollte kein Gasthaus die dunklen Ehrengäste aufnehmen, was den Führern der republikanischen Partei immerhin einiges Alpdrücken verursachte. Nirgends im Süden dürfen die Kinder Afrikas denselben Wagen einer Eisenbahn oder einer Straßenbahn benutzen, wie die Europäer. Auch die Mulatten, die allerdings gar nicht so sehr zahlreich sind, da nach der Vermischung wieder eine Entmischung der Rassen stattfindet, werden mit den ganz Schwarzen in denselben Topf geworfen. Man erzählt Beispiele von schönen hellhäutigen Weibern, in die sich etwa schon ein Mann der f. f. (first families of Virginia) verliebt hatte und die erbarmungslos auf Denunziation eines Mitfahrenden hin in die tiefere Wagenklasse verstoßen wurden, weil ihre Fingernägel noch einen dunklen Ton aufwiesen — das untrügliche letzte Erkennungszeichen negroiden Blutes, selbst da, wo es sich nur um wenige Tropfen handelt. Ja man ist sogar in der allerjüngsten Zeit einen Schritt weiter gegangen, hat die so schwer erkämpften Ergebnisse des Bürgerkrieges, hat die Weisheit Lincolns wieder durchbrochen und gesetzliche Schranken zwischen Weißen und Schwarzen aufgerichtet. Man hat in mehreren Südstaaten durch besonderes Lokalgesetz die beiderseitige Heirat glattweg verboten. Man hat ferner einen Bildungsstandard bestimmt, der zur Ausübung des Stimmrechtes nötig ist, und hat dadurch praktisch die überwiegende Mehrzahl der Farbigen von der Urne weggedrängt. Mit der berechtigten Abneigung des Blutes hängt denn auch zum Teil das Lynchen zusammen, das einst für den Süden der Union bezeichnend war, das aber in den letzten Jahren auch weiter im Norden, zum Beispiel in Montana, ausgeübt wurde. Wenn der Neger sich des „gewöhnlichen Verbrechens" schuldig machte, wenn er eine Weiße vergewaltigte (und häufig danach noch ermordete), so wird er von einer erregten Menge dem Gefängniswärter, der nur selten Widerstand leistet, entrissen und nach allen möglichen Verunglimpfungen verbrannt. Die Strafe ist schlimm, und dennoch hat sie noch kaum dazu gedient, die Zahl jener Verbrechen zu vermindern. Im übrigen ist the usual crime, wie man drüben beschönigend sagt, keineswegs immer die Veranlassung zur Lynchjustiz. Der amerikanische Pöbel ist von Natur roh und blutdürstig; seine brutalen Instinkte wenden sich nicht selten auch gegen Weiße. Dutzende von Deutschen wurden von den „Knownothings", den nationalistischen „Weißnichts", erschossen oder aufgehängt. Selbst gegen Engländer wendete sich ja seinerzeit die Lynchbegier; das Teeren und Federn englischer Zollbeamten gab das Signal zur amerikanischen Revolution. Auch heutzutage fällt noch immer hin und wieder ein aus irgend einem Grunde mißliebiger Weißer der Lynchjustiz seiner Nachbarn zum Opfer. Manchmal wehrt sich auch das Opfer mit Bowiemesser oder Schießprügel und die Angreifer gehen unverrichteter Sache von dannen.

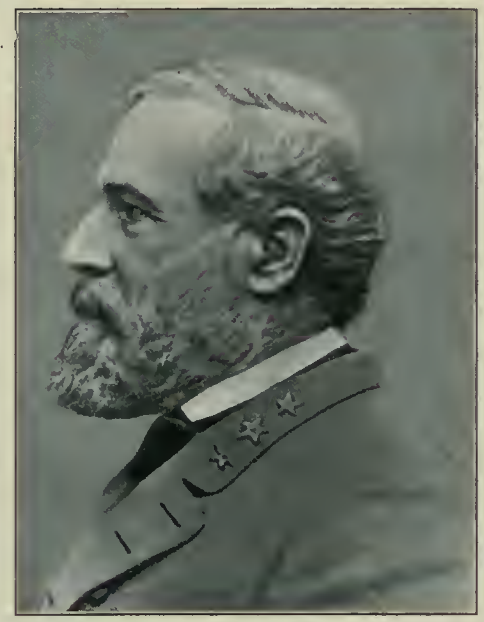


Abb. 309. General Lee.



Abb. 310. General Grant.

Das Lynchen von Deutschen beruht auf der Abneigung, die bei den Anglo- und Iroamerikanern gegen andere Amerikaner besteht. Gesetzlich kann ein Einwanderer ja nach fünf Jahren Bürger der Vereinigten Staaten werden; aber erst seine Nachkommen in der zweiten oder dritten Generation finden auch gesellschaftliche Anerkennung. Nur ganz überragende Leistungen, Reichtum oder Gelehrsamkeit oder politische Erfolge werden diese Wartezeit verringern können. Noch größer ist natürlich der Abstand gegen solche Einwanderer, die keine Bürger werden, entweder weil sie überhaupt nicht wollen

oder weil sie nach wenigen Jahren wieder zurückwandern. Zu dieser Kategorie gehören vor allem die Italiener, die nur selten an nordamerikanischen Einrichtungen Gefallen finden und sich in der Regel blutwenig darum kümmern. Zehntausende von Italienern wandern alljährlich zurück und auch die, welche bleiben, bewahren sehr lange ihre Eigenart und verwachsen nur sehr schwer mit den Yankee. Italiener und Spanier werden mit dem Spitznamen dagos bezeichnet, das auf den häufigen Namen Diego zurückgehen soll, und werden so ziemlich als Farbige aufgefaßt. Mehrfach hat sich denn auch die Abneigung gegen sie in blutigen Krawallen geäußert, deren Sühnung die italienische Regierung nur mit äußerster Mühe durchsetzen konnte. Es kam hierbei, genau wie bei den Krawallen in Südfrankreich, noch der Konkurrenzhaß hinzu. Weil die Italiener sich mit sehr wenig begnügen, weil sie zu siebt etwa eine Stube bewohnen — pig together, wie die Schweine leben, heißt der volkstümliche Ausdruck — und weil sie mit ein bißchen Polenta und Grünlingen, mit Käse und einer Brotrinde zum Essen genug haben, deshalb fühlt sich der Yankeearbeiter, der weit höhere Lebensansprüche stellt, von ihnen benachteiligt. Genau in derselben Weise verbindet sich wirtschaftliche mit rassenmäßiger Abneigung in dem Falle der Chinesen, deren niedrige Lebenshaltung berüchtigt ist. Wie soll man auch mit einem Volke konkurrieren, das an Wohnungsgeld schier so wenig wie die Zigeuner ausgibt? Fünfzig Chinesen schlafen in einem einzigen Raume auf Pritschen; nach acht Stunden müssen sie anderen fünfzig weichen, die nach der gleichen Zeit wieder von anderen Schlafburschen verdrängt werden. Jedoch nicht nur dies, sondern auch eine Reihe übler Laster macht der Weiße dem so ungern gesehenen John Chinaman zum Vorwurf. Daß dieser durchaus nicht ungerechtfertigt ist, zeigt die unterirdische Chinesenstadt, deren Höhlen im Jahre 1906 durch das Erdbeben in San Franzisko bloßgelegt wurden. Es erklärt sich so ohne weiteres, weshalb der Chinese vom Bürgerrecht der Vereinigten Staaten ausgeschlossen ist.

An das Ende des Sklavenkrieges in den Vereinigten Staaten schloß sich das Ende der Indianerkriege, die naturgemäß mit dem Unterliegen der weniger zahlreichen roten Rasse enden mußten. Unsere Abbildung 306 erinnert an jene romantische Zeit. Aber man darf nicht glauben, daß diese langen Vernichtungskämpfe stets zu Gunsten der Weißen ausgefallen seien. Sobald die Indianer in den Besitz von Feuerwaffen gelangten, waren sie dank ihrer körperlichen Gewandtheit, ihrer Ausdauer und Erfahrung im Waldkriege den Weißen fast immer überlegen. Es ist nachgewiesen, daß in den Indianerkämpfen acht- bis zehnmal mehr Weiße als Indianer getötet wurden, daß für die Indianerkriege und -aufstände nicht weniger als vierundachtzigtausend Mann angeworben wurden, wozu noch die Masse der bewaffneten, kampfgeübten Hinterwäldler kommt, die stets bereit sein mußten, ihre Scholle gegen Indianerüberfälle zu verteidigen. Die Stämme, welche im Nordosten den Weißen am meisten zu schaffen machten, waren die Irokesen, Huronen, Delawaren und Mohikaner, die Chippeway, Ottawa, Shawnee und Miami, umsomehr, da alle diese Stämme nach der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von den Engländern mit Waffen versehen und gegen die Amerikaner aufgehetzt wurden. Die schlimmste und eindrucksvollste Niederlage, welche jemals den Weißen von den Indianern beigebracht wurde, war die des nordamerikanischen Generals St. Clair, dessen zweitausendfünfhundert Mann starke Truppenmacht im Jahre 1791 in den undurchdringlichen Wäldern des heutigen Staates Indiana von den obengenannten verbündeten Indianerstämmen angegriffen und fast völlig vernichtet wurde. Die Amerikaner verloren ungefähr tausend Tote und Verwundete, ihre aus sechs Kanonen bestehende Artillerie mußte zurückgelassen werden und nur der unbändigen Skalpier- und Plünderungswut der nachdrängenden Indianer war es zu danken, daß General St. Clair mit dem Rest seines Heeres sich retten konnte. Drei Jahre später gelang es allerdings dem General Wayne, mit einer für den Waldkrieg wohlvorbereiteten Armee von dreitausend Mann in derselben Gegend die Indianer gründlich zu schlagen. Aber noch beinahe ein volles Jahrhundert später wurde Custer, welcher sich als Reitergeneral im Bürgerkriege einen guten Namen gemacht hatte, mit seinen Soldaten von berittenen Indianern überfallen und getötet, ebenso während des Modokindianeraufstandes der General Canby. Während nun der Nordwesten im allgemeinen von einzelnen Waldläufern und

Abb. 311. Kaiser Maximilian von Mexiko.



Im Yosemitetal.

Nach dem Gemälde von Willy Stöwer.

Hinterwäldlern erobert wurde, gelangte das Hinterland des Südwestens der Vereinigten Staaten in den Besitz der Weißen durch systematisch von den Regierungen Virginiens, Nord- und Südkarolinas ins Werk gesetzte Expeditionen, so daß die dort hausenden Indianerstämme der Cherokesen, Chikasaw, Choktaw, Creek, sowie die in Florida lebenden Seminolen in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts unterworfen wurden. Aber erst im Jahre 1805 wagte Leutnant M. Pike mit einer kleinen Zahl Begleiter einen Vorstoß über den Mississippi bis in die Rocky Mountains, deren Hauptgipfel den Namen des Entdeckers trägt. Pike begegnete zahlreichen fremden Indianerstämmen, wie Sioux, Apachen, Comanchen, die viele Jahre lang die gefährlichsten Feinde der Weißen blieben. Er wußte nicht genug von der Schönheit des Landes und dessen enormem Wildreichtum zu erzählen, so daß eine große Anzahl von Jägern und Hinterwäldlern veranlaßt wurde, ebenfalls diese Gegenden zu besuchen. Auf diese Weise drang die Kultur immer tiefer in die bis dahin eifersüchtig bewahrten Jagdgründe des „roten Mannes" vor, deren Poesie sich in unserer Kunstbeilage widerspiegelt, aber erst seit den 1870er Jahren, erst mit dem Bau der Pazifikbahnen und ihrer Seitenlinien, welche den Atlantischen mit dem Stillen Ozean verbanden, konnte der zähe Widerstand des Indianers gegen die Zivilisation endgültig gebrochen werden. Während des Baues dieser Bahnen, der vielfach durch Chinesen ausgeführt wurde, wurden die damals noch zahllos vorhandenen Büffelherden, um die Bahnarbeiter mit Fleisch zu versehen, von geldgierigen Leuten niedergemetzelt und nahezu ausgerottet. Mit dem Verschwinden des Büffels war das Schicksal des Indianers besiegelt. Er war damit seines Hauptunterhaltungsmittels beraubt und es blieb ihm nur die Wahl, unterzugehen oder sich der Lebensweise des weißen Mannes anzubequemen. Kurz nach Beendigung des Bürgerkrieges in den Jahren 1866—1868 hatten fast alle die berittenen Indianerstämme des Südwestens den Kriegspfad beschritten und brachten noch in den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts den gegen sie ausgesandten Truppen schwere Verluste bei. Doch schon im Jahre 1890 gelang es, sämtliche in den Vereinigten Staaten vorhandenen Indianerstämme zu unterwerfen und damit der blutigen Indianerromantik ein Ende zu machen. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat sich noch zur rechten Zeit darauf besonnen, daß es humaner, praktischer, ja sogar auch billiger sein könnte, den Versuch zu machen, die Ureinwohner des Landes zu nützlichen, brauchbaren Gliedern des Staates zu erziehen, als sie auszurotten, und gibt sich nun redlich Mühe, dieses Ziel unter Aufwand von großen Geldmitteln zu erreichen.


Abb. 312. Kaiserin Charlotte von Mexiko.

Die Zahl der heute als Mündel der Regierung in den Vereinigten Staaten, ohne Alaska, lebenden Indianer beträgt zweihundertdreiundsechzigtausend. Diese nach Sprachen in sechzig Hauptgruppen zerfallenden Indianer umfassen noch immer gegen achthundert verschiedene Stämme oder Familien, unter welchen fast noch alle der schon vor hundertfünfzig Jahren erwähnten zu finden sind. Ja selbst „Der Letzte der Mohikaner" war eine poetische Lizenz Coopers, denn es lebt heute noch eine größere Anzahl von Delawaren, der Hauptfamilie der Mohikaner, und im Staate Konnektikut bei Croton wohnen einige längst zivilisierte Mohikans (Mohikaner).

Während der Revolutionen von 1832 und 1848, während der sozialen Erschütterungen, veranlaßt durch die Aufhebung der Leibeigenschaft und der Sklaverei, ging die Aufteilung der Erde ruhig ihren Gang. Kalifornien wurde ebensowenig von dem Bürgerkrieg berührt, wie das asiatische Vordringen Rußlands durch die innere Politik Alexanders II. aufgehalten wurde. Die Aufteilung und Besiedlung der Welt vollzog sich von 1820 bis 1870 in großen Zügen etwa folgendermaßen. 1820 bis 1830 Eroberung halb Birmas; Feldzüge im Kaukasus; Konsolidierung Südamerikas. 1830 bis 1840 Eroberung Algeriens; Besiedlung der Missouriländer; Opiumkrieg; Burenwanderung. 1840 bis 1850 Kalifornien und Utah von Weißen besetzt. 1850 bis 1860 Erschließung der Amurländer, Japans und Chinas; stärkere Besiedlung Australiens infolge dortiger Goldfunde; Indien nunmehr ganz englisch. 1860 bis 1870 Eroberung Turkestans beginnt; Besiedlung der Rocky Mountains.

So waren denn nicht weniger als fünf Neu-Europas entstanden, die sich rasch mit weißer Bevölkerung füllten: Amerika, Südafrika, Australien, Sibirien, Algerien. Zugleich beherrschten die Westmächte Indochina und Australasien und ihr Einfluß ward maßgebend in der Türkei und in Persien. Das kleine Abendland, das zur Zeit

des Kolumbus vielleicht bloß ein Dreißigstel der Erdoberfläche besaß, hatte nunmehr die Hälfte derselben besiedelt und gab den Ausschlag in einem weiteren Achtel der Welt.

Durch die Pelzgesellschaft von Sloß in San Franzisko (jetzt Alasca Commercial Company) griffen die Amerikaner nach Kamtschatka über. Man einigte sich 1867 dahin, daß die Yankee Alaska erhielten. Dafür zahlten sie 7,2 Millionen Dollar und erkannten an, daß hinfort Rußland im nördlichen Ostasien freie Hand bekommen solle. In der Tat schlief der dort bestehende Gegensatz zwischen den beiderseitigen Interessen bis zur Gegenwart.

Die 1860er Jahre sind die Epoche des ersten ernstlichen Vordringens der Russen in Turkestan und der Reformen Alexanders II. Durch die Einnahme Taschkents kam einer der wichtigsten mittelasiatischen Handelsplätze und strategischen Knotenpunkte in europäische Hände. Die Reformen aber zeigten, daß der Andrang westlichen Geistes doch mächtiger war als die Bestrebungen der Slawophilen. Ob freilich die Reformen ein Nutzen für Rußland waren, mag mit Recht bezweifelt werden. Die Aufhebung der Leibeigenschaft war, wie die ungefähr gleichzeitige Aufhebung der nordamerikanischen Sklaverei, eine doktrinäre Torheit, war die Mündigerklärung von Kindern, die in der ungewohnten Ungebundenheit viel übler daran waren als in dem patriarchalischen Zwange. Sowohl in den Südstaaten der Union als auch in Rußland war eine Agrarkrisis die Folge der unzeitigen Reformen. Ebenso waren die Geschworenengerichte, war die Ersetzung des „Mir" (Gemeinwirtschaft) durch moderne Bureaukratie und waren andere westliche Einrichtungen nicht das, was die unter ganz anderen Verhältnissen und Vorbedingungen aufgewachsenen Russen am notwendigsten brauchten. Dagegen konnte die dem Westen entlehnte Zivilisation des Verkehrs, Post, Telegraphen, Eisenbahnen, Dampfer, Banken, nur in erwünschter Weise dazu helfen, das Riesenreich des Zaren zu erschließen und seine Hilfskräfte zu entwickeln. Die Anerkennung westlicher Überlegenheit deutete übrigens an, daß Rußland von seinem übermäßigen Selbstgefühl und seinen Vormachtgedanken zurückgekommen war. Nun erhob sich vollends Deutschland als starke Militärmacht und von einer maßgebenden Rolle Rußlands war hinfort nicht mehr die Rede, wenn auch der deutsche Kaiser und Kanzler, zum Teil aus Vorliebe für russische Autokratie und Abneigung gegen Freisinn und Sozialismus, mit großer Geflissentlichkeit die Freundschaft mit Rußland pflegten. Unsere Freundschaft verschaffte den Russen die freie Durchfahrt durch die Dardanellen und deckte sie gegen polnische Umtriebe. Die Russen benutzten die Zeit der Ruhe und Sicherheit, um 1871 die Abtretung Kuldschas von China zu erzwingen, ferner 1873 Chiwa und drei Jahre später Fergana und damit den Rest Turkestans an sich zu reißen. — Mit der erneuten Ausdehnung des Kulturgürtels rückte das Schwergewicht weiter von den Mittelpunkten ab nach der Peripherie. War auf Rom als Führerin des europäischen Lebens die Seinestadt gefolgt, so verlegte sich jetzt der Brennpunkt westlicher Kultur von Paris nach London, von Wien nach Berlin und Petersburg. Und den europäischen Hauptstädten machen die Millionenstädte Neuyork, Chikago und Buenos Aires neuerdings den Rang streitig. Ebenso verliert im Orient Ispahan gegen Teheran; Delhi, bis 1857 die Hauptstadt Indiens, gegen die an der Peripherie aus kleinen Faktoreien rasch emporgeblühten Großstädte Kalkutta, Bombay und



Abb. 313. Die Preußen überschreiten den Eiderkanal.
Nach der Originalzeichnung von R. Knötel.

Kolombo; Peking sinkt gegen Kanton, Hankau, Shanghai und Hongkong und ebenso in Japan Kioto (westliche Hauptstadt) gegen Tokio (östliche Hauptstadt).

Ganz ähnlich in der kirchlichen Welt. Es ist seltsam, mit welcher Regelmäßigkeit vier Weltreligionen ihre Spannkraft im Laufe der Zeit von dem Mittelpunkte ihres Wirkungsgebietes in die Peripherie verlegen. Ein Jahrtausend nach Asoka war der Buddhismus aus Indien vertrieben, um neue Heimstätten in Zeylon, Tibet, Siam, Java und Ostasien zu suchen. Nicht minder hat der Mosaismus Jerusalem verloren und seine Hauptkraft am Euphrat (wo der babylonische Talmud entstand), in Marokko und Spanien, dann in Osteuropa entfaltet. Der Islam hat in Arabien, seinem Geburtsland, in der Zeit von etwa 900 bis 1500 so ziemlich die ganze Beduinenbevölkerung wieder eingebüßt, um in Ägypten, Marokko, Sumatra, Kaschgar und Konstantinopel nur umso feurigere Anhänger zu erwecken. Die Beduinen kehrten einfach zu ihrer alten, heidnischen Religion zurück; sie behaupteten, was Mohammed gelehrt, hätten ihre Ahnen schon längst vorher gewußt. Wenn später der Islam in Arabien wieder eindrang und im Hochland von Nedschd bei den Wahabiten ganz besonders beflissene Jünger fand, so ist das auf äußere Einwirkungen zurückzuführen; außerdem haben die Wahabiten nie als rechtgläubig gegolten. Das Christentum vollends hat gleich nach seinem Entstehen seine belangreichste Wirksamkeit außerhalb Palästinas, vor allem in Kleinasien und Nordafrika, entfaltet; nachdem es mit Gewalt aus Syrien und Afrika vertrieben worden war, sollte es erst seine schönste Blüte und größte Ausdehnung erleben. Es zog sich nach Byzanz und Rom, nach Kiew und Paris. Und jetzt sind Wien und München eifriger als Rom; Petersburg ist auch kirchlich weit wichtiger als Konstantinopel. Amerika wiederum entfaltet eine regere Propaganda und mehr Wärme und Strenge als das protestantische Europa, die meisten romanischen Staaten der Neuen Welt mehr als Spanien und Frankreich.



Abb. 314. König Wilhelm überreicht dem Kronprinzen auf dem Schlachtfeld von Königgrätz den Orden Pour le mérite. Nach der Originalzeichnung von A. Wald.

Von 1864 bis 1879.

Das Zeitalter der Romantiker war durch die Vorgänge von 1848 schroff unterbrochen worden. Der frische Turner- und Schützengeist, sowie die Verehrung der mittelalterlichen Kaisermacht brachte indes einen neuen Aufschwung. Ganz Deutschland einigte sich in der Schiller-Jahrhundertfeier von 1859. Eine Anzahl wissenschaftlicher Gesellschaften und der Deutsch-Österreichische Alpenverein nährten den Volkstumsgedanken. Allmählich jedoch erblaßte der romantische Schimmer. Ein realistisches Zeitalter, eine Welt von Blut und Eisen zog herauf. Ein Neuester (August Endell) sagt, allerdings mit übertriebener Strenge: „Romantik ist die Todfeindin alles Lebendigen. Sie macht den Untauglichen hochmütig, sie verwirrt und hemmt den Tätigen, sie verfälscht Empfindung und Gefühl, züchtet Unaufrichtigkeit und Sentimentalität, verführt zu leeren Maskeraden, zu tönenden Prachtworten, die die Menge blenden, sie zerstört die Einheit des Seins, zerreißt den Zusammenhang von Sehnsucht und Leben, Ideal und Tat. Sie verdächtigt das Lebendige, sie vergiftet das Zutrauen des Menschen zu sich selbst und untergräbt das einheitliche, naive, klare, selbstsichere Handeln." Im deutschen Staatsleben machte Bismarck der Romantik den Garaus. Er sah, daß Österreich nicht im stande sei, zugleich



Die Schlac
Nach dem in d
galerie bef
von Ge

in Italien, am Balkan, in Ungarn und Holstein, in Galizien und am Rhein seine Ansprüche durchzufechten, daß es, in seiner Politik unschlüssig, in seiner Kultur rückständig, nicht der Helfer und Retter des zersplitterten Deutschtums sein könne. Da die Habsburger nicht fähig genug waren, die Führung zu behaupten, so sollten die Hohenzollern deren Rolle übernehmen. Freilich nicht ohne eine schmerzliche Abtrennung lebensfähiger Äste. Denn jetzt geschah der Bruch zwischen Preußen und Österreich, nachdem beide gemeinsam im Jahre 1864 einen siegreichen



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

15.
Königgrätz.
rliner National-
en Gemälde
Bleibtreu.

Krieg gegen Dänemark geführt hatten (unsere Abbildung 313 stellt eine Episode daraus dar). Bismarck hat nie einen Zweifel darüber gelassen, daß er den Bruch absichtlich herbeigeführt. Seit fünf Vierteljahrhunderten war der Gegensatz immer offensichtlicher geworden. Die Wagschale schwankte. Durch Friedrich den Großen war Preußen führend geworden. Im Ringen mit Napoleon hat Österreich lange Jahre hindurch allein die deutsche Sache verteidigt. Nach einem kurzen Wiederaufschwung Preußens während der Freiheitskriege nahm Metternich die

Zügel und behielt sie bis 1848. Das Spiel war jetzt ungefähr gleich. Der Reichsverweser war ein österreichischer Erzherzog, aber die Kaiserkrone wurde dem preußischen König angeboten. Durch und seit Olmütz (1850) übernahm Österreich neuerdings die Führung. Der Zwiespalt war, kurz gefaßt, der: Soll das Deutschtum dem Klerikalismus überliefert werden oder soll es zwar fortschrittlich, aber gespalten sein? Bismarck hat die Frage in seiner bilderreichen Art folgendermaßen ausgedrückt. Dem Bildhauer Pfretzschner, einem Tiroler, erzählte er: „Bevor ich in den Dienst trat, war ich eifriger Landwirt. Ich hatte das Bestreben, mein Gut in die Höhe zu bringen und glaubte es durch Schafzucht verbessern zu können. In Hannover war eine große Ausstellung von Schafböcken. Ich fuhr hin und kaufte mir zwei. Sie waren sehr teuer und ich mußte mir einen Teil des Geldes pumpen. Als sie nun zur richtigen Zeit zur Herde kamen, da stieß mir der eine Bock den anderen tot. Das Bild konnte ich auch nachher nicht vergessen: Preußen der eine Schafbock, Österreich der andere und Deutschland war die Hammelherde. Da sagte ich mir: Einer muß den anderen totstoßen; anders geht es nicht." Der Krieg kam beiden Staaten erwünscht, da beide sich in innerpolitischen Schwierigkeiten befanden, deren Spannung bereits unerträglich geworden war. Auf drei großen Gebieten wurde zu gleicher Zeit der Krieg geführt. Hannover wurde am 17. Juni 1866 durch die Preußen besetzt. Nun wollte der alte König Georg V., der schon lange erblindet war, sich mit den Bayern vereinigen. Die Vereinigung kam nicht zu stande, da die Bayern, vielleicht mit Absicht, zu lässig waren. Die hannöversche Armee wurde am 27. Juni bei Langensalza gestellt, bevor sie sich nach dem bayrischen Kissingen durchschlagen konnte. Die Truppen der Generale Vogel von Falckenstein und Manteuffel wurden von den Hannoveranern besiegt. Allein fortwährend vermehrte sich die Zahl der Preußen, von denen einige Abteilungen bereits aus Sachsen kamen, wo sie nicht mehr gebraucht wurden. So hielt es König Georg, dessen Lage hoffnungslos war, doch für geboten, sich zwei Tage nach seinem Sieg zu ergeben. Mit welcher Zähigkeit jedoch die Hannoveraner sich behaupteten, geht daraus hervor, daß trotz der Kapitulation von Langensalza, deren Bedingungen nicht so rasch bekannt wurden, zersprengte Reste der Hannoveraner den Kampf noch fortsetzten. Eine Kompanie unter dem Leutnant Schneider warf sich in das Moringer Moor und hielt sich dort, von der Bevölkerung unterstützt, noch einige Zeit und ließ sich bloß durch ausdrücklichen Befehl des Königs Georg dazu bewegen, die Waffen zu strecken. Gleichzeitig mit diesen Begebenheiten wurde der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen durch den General Röder gefangen nach Stettin weggeführt. Im weiteren Verfolg wurde die Stadt Frankfurt von den Preußen besetzt. Die ehemalige Krönungstadt der deutschen Kaiser wurde am 16. Juli ihrer Freiheit beraubt und mußte sechs Millionen Gulden zahlen. Es ging nicht ohne bedauerliche Gewalttätigkeiten ab. Der Bürgermeister der Stadt, Fellner, der sich dafür verbürgt hatte, daß die heimischen Privilegien nicht angetastet würden, nahm, als dies nun doch geschah und er keinen Ausweg erblickte, sein Versprechen zu halten, sich selbst das Leben. Sein Andenken steht bis heute in der Bürgerschaft in hohen Ehren, während der neue, preußenfreundliche Bürgermeister Mumm, später geadelt und von Schwarzenstein benannt, zeit seines Lebens eine ausgesprochene Unbeliebtheit nicht zu überwinden vermochte.



Abb. 316. Feldzeugmeister Ludwig v. Benedek.

Im Osten war der Kriegschauplatz Sachsen und Böhmen. Am 18. Juni nahmen die Preußen Dresden. Mit drei Heerhaufen drangen sie in Böhmen ein, wohin sich auch die sächsische Armee zurückgezogen hatte. Die Österreicher leisteten erbitterten Widerstand. Zweierlei aber schadete ihnen. Die Vorbereitungen waren nicht eifrig genug betrieben worden und zum Generalissimus war ein Mann erwählt worden, der in Böhmen weder Land noch Truppen kannte und sich denn auch ausdrücklich



Abb. 317. Albrecht Graf von Roon.



Abb. 318. Graf von Blumenthal.

dagegen wehrte, dorthin versetzt zu werden: Benedek (Abb. 316). Er hatte Männer wie Moltke, dem wir eine Kunstbeilage widmen, Roon (Abb. 317) und Blumenthal (Abb. 318) gegen sich. Nach den siegreichen Kämpfen von Hühnerwasser, Gitschin und Nachod erlitten die Preußen eine Schlappe bei Trautenau. Sofort aber wurde bei demselben Trautenau und bei Königinhof die Scharte wieder ausgewetzt. Alles dies war Ende Juni. Der Hauptschlag fiel bei Königgrätz. Die Österreicher waren viele Stunden lang stärker an Zahl. Durch die Ankunft des Kronprinzen veränderte sich die Lage zu Gunsten der Preußen. König Wilhelm selbst war damals achtzehn Stunden zu Pferde. Der blutige Tag endete mit einem entschiedenen Siege der Preußen (Abb. 314 und 315). Es waren 436000 Mann zur Schlacht aufmarschiert — gegen 477000 bei Leipzig, 310000 bei Wagram, 217000 bei Waterloo und später 300000 bei Gravelotte und 244000 bei Sedan. Nach der Niederlage bei Königgrätz oder Sadowa am 3. Juli war die Kraft Österreichs gebrochen. Prag wurde ohne Schwertstreich genommen. Benedek und einige andere Generale wurden abberufen, um später vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Die Preußen streiften bis Brünn, Olmütz und zur Donau. Das feudale Österreich suchte jetzt, vielleicht



Abb. 319. Eine Sitzung des Norddeutschen Reichstags.

in Erinnerung an die Tiroler Tage von 1809, eine Volksbewegung zu entfachen; vergeblich. Als einige feindliche Scharen schon das Weichbild von Preßburg an der ungarischen Grenze erreicht hatten und Wien ernstlich bedroht war, entschloß sich Kaiser Franz Joseph zu Verhandlungen.

Unterdes hatte sich Italien aufgemacht, um gegen Österreich zu kämpfen. Cavours Lebensarbeit sollte gekrönt werden, die Einheit Italiens durch einen neuen Krieg wieder einen gewaltigen Schritt vorwärts tun. Bei der Entwicklung zum Einheitstaat haben die Italiener viel Glück gehabt. Wenn man von der Tätigkeit Cavours absieht, so ist ihnen das meiste durch fremde Hilfe und vieles gegen ihren eigenen Willen in den Schoß gefallen. Auch der Feldzug von 1866 war kein Ruhmesblatt für Italien. Zu Lande wurden sie von dem Erzherzog Albrecht entscheidend geschlagen, nämlich bei Custozza am 24. Juni, zu Wasser durch die kleine Flotte des jungen Admirals Tegetthoff (Abb. 320) bei Lissa in Dalmatien am 20. Juli. Die Wiener Kamarilla hat sich bei diesem Siege recht schäbig benommen. Ganz Europa jubelte dem kühnen Tegetthoff zu. Die österreichische Bevölkerung war wie von einem Alpdruck befreit. Man sah, daß die Adler Österreichs noch nicht alle Kraft verloren hatten. Als nun der Admiral ein Siegesfest mit Champagner rüstete und darauf die wahrlich nicht erdrückende Rechnung von fünf=

tausend Kronen nach Wien schickte, da weigerte man sich dort, sie zu bezahlen, und zwang den armen Sieger dazu. Nicht sehr lange später, da seine große Beliebtheit manchen ein Dorn im Auge war, soll Tegetthoff sogar vergiftet worden sein. Die Italiener hatten sich schon bis Bologna zurückgezogen und die halbe Lombardei war verloren. Nur die Erfolge des stärkeren Bundesgenossen bewirkten es, daß die Italiener, statt Verluste zu erleiden, zuletzt sogar Venezien erhielten. König Wilhelm von Preußen weilte während der letzten Phase des Krieges, der im ganzen noch nicht anderthalb Monate währte, zu Nikolsburg in Mähren. Dort wurde am 26. Juli ein Vorfriede geschlossen, dem dann am 23. August der Friede von Prag folgte. Auch mit Württemberg und Bayern, gegen die noch Ende Juli einige unentschiedene Gefechte geliefert wurden, schloß Preußen um die Wende von Juli und August Waffenstillstandsverträge, die bald darauf in Friedensschlüsse verwandelt wurden. Am spätesten erlosch die Kriegsfackel an der italienischen Grenze. Die Anerkennung des Königtums Italien durch Österreich erfolgte erst am 3. Oktober.

Das Gesamtergebnis: Österreich trat aus dem Deutschen Bunde aus und zahlte zwanzig Millionen Taler an Preußen. Es verlor Venezien an Italien und das wichtige Festungsdreieck zwischen Minzio, Adda und Po, für dessen Befestigungen von der habsburgischen Monarchie die stattliche Summe von vierhundertachtzig Millionen Gulden ausgegeben war. Von den anderen beteiligten Staaten behaupteten Sachsen größtenteils, Bayern, Württemberg und Baden vollkommen ihre territorialen und sonstigen Rechte; dagegen wurden Kurhessen und das Königreich Hannover dem preußischen Großstaate einverleibt. Für Preußen war die nächste innerpolitische Folge, daß es nunmehr daran gehen konnte, den Norddeutschen Bund zu stiften, der den Norddeutschen Reichstag (Abb. 319) nach Berlin berief; für die österreichische Doppelmonarchie, daß Ungarn schwierig wurde und die Niederlage von Königgrätz zu seinem Vorteil auszubeuten suchte. Ein Ausgleich wurde geschaffen, der den Magyaren fast die Unabhängigkeit einräumte und nur an der Personalunion noch festhielt. Sogar die Heeressprache ist, wenigstens für die Reserve, das Magyarische geworden. Der Ausgleich ist, so oft die Ungarn auch an ihm rüttelten, bis jetzt der Grundstein des österreichisch-ungarischen Verhältnisses geblieben.

Viel hatte Bismarck erreicht, am meisten vermutlich durch das Maß, das er auch im Siege bewahrte. Entgegen dem ungestümen Drängen der Militärpartei hat er Österreich keine Meile Landes abgenommen. Einige dachten an Böhmen, viele an das Innviertel, das mit dem größten Teile von Nordtirol gleichbedeutend ist. Jedenfalls wäre der schwere Kampf des Deutschtums gegen die fremden Nationalitäten in Österreich noch schwerer geworden, wenn auch die Deutschtiroler ausschieden; andererseits aber wären die Deutschböhmen nicht so kläglich von den Tschechen unterdrückt worden. Viel hat Bismarck erreicht, aber nicht alles. Es ist ihm nicht gelungen, alle deutschen Stämme unter einen Hut zu bringen. Noch leben deutsche Brüder unter russischer, schwarz-gelber und schweizerischer Flagge, ja selbst in Belgien und Nordfrankreich. Der Eiserne Kanzler hat erklärt, die Politik sei die Kunst des Möglichen. Man könnte auch sagen, die Kunst, zwischen zwei Übeln das kleinere zu wählen. Darüber aber muß man sich klar sein, daß auch die Verdrängung Österreichs ein Übel war und daß die deutsche Frage auch heute noch nicht gelöst ist. Verhältnismäßig leicht wurde dagegen Bismarck mit den Gegnerschaften fertig, die naturgemäß in den annektierten Gebieten, in Hessen, Frankfurt und namentlich in Hannover, fortdauerten. Die welfische Bewegung, die im Grunde nur ein Ausfluß der oft gerühmten deutschen Treue ist, fiel besonders ins Gewicht, um selbst in der allerjüngsten Zeit in Braunschweig wieder aufzutauchen. Der Herzog von Cumberland wohnt in Gmunden und steht dem Wiener Hofe sehr nahe. Bis in die Gegenwart haben welfisch gesinnte Adelsfamilien ihre Söhne in Österreich dienen lassen. Auch einige mediatisierte Fürsten, wie die Löwenstein-Wertheim, haben lange deutlich zu Österreich geneigt.


Abb. 320. Admiral Tegetthoff.

Noch bevor Deutschland und Italien das Ideal der Einheit völlig erreicht hatten, ist die innere Wiedergeburt Japans gelungen. Im Jahre 1868 fiel die Entscheidung zwischen Shogun und Mikado. Schon seit einem Menschenalter war das Land in Unruhe. Die Anhänger des lange unterdrückten Mikados wühlten überall gegen das seit bald drei Jahrhunderten bestehende Übergewicht des Hausmeiers, des Shoguns. Nach einem kurzen Kriege zog der Mikado siegreich in Tokio ein. Bloß ganz im Norden hielten sich noch einige Anhänger des Shoguns unter dem



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Graf Moltke.

Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach.



Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. E.
Abb. 321. Die letzten Augenblicke des Kaisers Maximilian von Mexiko. Nach dem Gemälde von J. P. Laurens.

Admiral Enomoto bis in den Anfang des nächsten Jahres. Nach der Seeschlacht von Hakodate ward auch dort der Friede hergestellt. Ein neues Zeitalter zog über Japan herauf. Mit der Einheit kam zugleich die Europäisierung des Landes. Militär- und Zivildienst wurde nach westlichen Mustern eingerichtet.

In diese Zeit fallen noch zwei wichtige Ereignisse: die vorübergehende Eroberung Abessiniens, wo Kaiser Theodoros lange Jahre wie ein Tyrann gehaust hatte, durch die Engländer und die Erschießung Kaiser Maximilians in Mexiko am 19. Juni 1867 (Abb. 321). Der Fehlschlag der französischen Hoffnungen in Mexiko diente neuerdings dazu, den Ruhm Louis Napoleons zu schädigen. Es wollte dem politischen Spekulanten nichts mehr glücken. Er hatte wohl gefühlt, daß Königgrätz auch für ihn eine Niederlage bedeute. Wie nach dem Fall von Sagunt, einer Stadt, die ihnen gar nicht gehörte, die Römer den Karthagern den Krieg erklärten, so riefen die Franzosen: Rache für Sadowa! Es war das von ihrem Standpunkte aus gar nicht unberechtigt. Sie merkten einfach, daß das Schwergewicht der Macht von ihnen auf Preußen überzugehen im Begriffe war. Und jetzt, nach Sadowa, Mexiko! Die Axt war an den Baum gelegt. Und im Frühsommer 1870 holte Bismarck zum Schlage aus.

Seit der Sturm- und Drangzeit war das deutsche Volkstum in Gärung geraten, hatte sich verstärkt und vertieft. Zunächst bloß ein deutsches Kulturhochbild, dann, seit der Schlacht bei Leipzig, politische Ideale. Der Einheitsgedanke stieg bei der Burschenschaft auf, ward beim Hambacher Fest und 1848 mit Flammenworten von begeisterten Volkstribunen verkündet und zuletzt von Bismarck mit Hilfe der Fürsten durchgesetzt. Der Krieg mit Frankreich besiegelte sodann nicht bloß die deutsche, sondern auch die italienische Einheit.

Zur Einigung Deutschlands haben vier Dinge beigetragen. Um sich der Nachbarn wirtschaftlich zu erwehren, der englischen Schiffe in Hamburg, der französischen Waren am Rhein und des Übergewichts der russischen Verkehrstraßen im Osten, mußten die vielen Zollschranken der Einzelstaaten abgeschafft, mußte der Zollverein, der 1833 entstanden war, weiter ausgedehnt werden. So ist das Deutsche Reich rein äußerlich das Ergebnis einer

neuen Handels- und Industrielage. Innerlich aber drängte das wachsende Gesamtbewußtsein deutschen Volkstums zu neuen Formen, zu einem tiefer gegründeten Zusammenschluß. Drittens machte sich das Gesetz der Parallelbildungen geltend. Da alle Nachbarstaaten, da schon längst Frankreich und Großbritannien, da hiernach Schweden und Norwegen, die Niederlande und die Schweiz eine festere Einigung erfahren hatten, da neuerdings offensichtlich Italien dem Einheitstaate zustrebte, da endlich Rußland sich nicht nur beständig ausdehnte, sondern auch durch Eisenbahnen und Telegraphen sowie durch die Niederwerfung aller Polenaufstände sich immer mehr zentralisierte und außerdem durch die Reformen Alexanders II. vorübergehend eine größere Schwungkraft erlangte, so war es notwendig, daß Deutschland, wollte es nicht ganz überholt oder gar unterdrückt werden, sich der veränderten Lage anpaßte und seinerseits zu einem festen, wirksamen Staatsystem überging. Allen diesen Bestrebungen kam die Ausdehnungslust Preußens entgegen. Sie wurde in der Hand Bismarcks zur Waffe, um die längstersehnte Einheit zu erstreiten. Also wirtschaftlicher Fortschritt, deutscher Nationalgedanke, Druck von außen und preußische, von Bismarck geleitete Expansionskraft! Das Zusammenwirken dieser vier Elemente wurde in drei Kriegen betätigt. Im Dänischen, um Preußen stärker zu machen; 1866, um von Österreich loszukommen und Süddeutschland zum Anschluß an Preußen zu bringen; im Französischen Krieg, um die Hegemonie in Europa und (nach Lamprechtschem Ausdruck) durch den Besitz gemeinsamer Gefahren und Siege das neue Reich vorzubereiten. Eine herrliche Zeit zog für Deutschland herauf. Hoch loderten der Begeisterung Flammen. Dem heißen Sehnen der Väter sollte durch die Tat der Söhne Erfüllung werden. Und wenn in der Theorie 1871 ein Rückschritt gegen 1848 war, so hat in der Praxis Bismarck uns unendlich weiter gebracht. Im einzelnen freilich ist Bismarck nicht immer glücklich gewesen. Zu den gefährlichen Geschenken, die uns die neue Zeit in den Schoß warf, gehört das neue Wahlrecht, das lediglich der Sozialdemokratie zu gute gekommen ist, und ferner der Milliardensegen, der eine wirtschaftliche und moralische Erschütterung hervorrief.



Photographieverlag von Gustav Schauer, Berlin.

Abb. 322. Abfahrt König Wilhelms zur Armee. Nach dem Gemälde von Franz Skarbina.

Der Krieg mit Frankreich begann, der König reiste selbst zur Armee (Abb. 322). Es dauerte etwas länger als 1866, bis Ereignisse von Belang eintraten. Es kam das daher, weil die anzugreifende Front des Feindes ausgedehnter war und ferner der Aufmarsch von Berlin, Dresden und München nach der feindlichen Grenze viel größere Strecken zurückzulegen hatte. Deshalb war die Zwischenzeit zwischen der Kriegserklärung und den ersten Schlachten erheblicher. Vierzehn Tage nach der Kriegserklärung, am 2. August 1870, eröffneten nicht die Deutschen, sondern die



Photographieverlag der Photographischen Union in München.

Abb. 323. Die Erstürmung des Geisbergschlößchens bei Weißenburg. Nach dem Gemälde von Karl Röchling.



doch viel schlechter vorbereiteten Franzosen die Feindseligkeiten und beschossen Saarbrücken mit geringem Erfolg. Am 4. August siegte der Kronprinz von Preußen mit eigenen und bayrischen Truppen bei Weißenburg (Abb. 323) und am 6. August über Mac Mahon bei Wörth. Ebenfalls am 6. erstürmten unsere Truppen, viel weiter im Norden, die Spicherer Höhen. Das Ergebnis dieser drei Erstlingserfolge bestand darin, daß nicht nur die

Abb. 324.
Magdeburgische
Nr. 7 bei
N
Gemälde von



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

e Attacke des
Kürassierregiments
s-la-Tour.
m
Ungewitter.

Franzosen zurückgeworfen, sondern daß auch ihr ganzer strategischer Aufmarsch gestört wurde, so daß sehr bald eine namenlose Verwirrung eintrat und planlos ganze Truppenkörper hin und her geworfen wurden, wobei sie häufig außer Verbindung mit ihren Trains gerieten und des öfteren schon durch unnützes Marschieren und Fasten ganz erschöpft waren, noch bevor sie an den Feind herankamen. Vielleicht noch wichtiger war der Eindruck, den


Aus Franz Hanfstaengls Porträtkollektion.
Abb. 325. Kronprinz Albert von Sachsen.

unsere Siege in Österreich und Italien machten. Spätere Enthüllungen haben die erstaunliche Tatsache zu Tage gefördert, daß Viktor Emanuel II. schon ganz entschlossen war, den Franzosen zu helfen, als noch gerade in letzter Stunde die Nachricht von Weißenburg und Spichern ihn von seinem Entschlusse wieder zurückbrachte. In Österreich nicht minder trieb eine mächtige Erzherzogenpartei zum Losschlagen. Aber auch hier dämpften unsere Siege deren Mut, abgesehen davon, daß die inneren Verhältnisse der Doppelmonarchie noch sehr im argen lagen und namentlich die Wirtschaftslage nichts weniger als günstig war. Zugleich aber wurden etwaige Absichten einer Kriegspartei durch die Haltung Rußlands in Schranken gehalten, das sich rückhaltlos auf unsere Seite stellte. Nicht das letzte, wohl aber das nächste Ziel war hier bei Krieg und Diplomatie verschieden. Während nämlich der politische, der moralische Erfolg von unberechenbarer Bedeutung war, sind vom strategischen Standpunkte aus jene drei Siege bemängelt worden. Die Generalidee Moltkes war ursprünglich die, so lange zuzuwarten, bis genügend Streitkräfte auf unserer Seite sich an der Westgrenze versammelt hätten, um von der Saar und Mosel her nicht nur einen Flankenangriff auf die Heere Mac Mahons und Bazaines zu unternehmen, sondern gleich deren Umzingelung zu versuchen. Das vorzeitige Losschlagen namentlich des Generals Steinmetz hat einigermaßen jenes weise Konzept verdorben. In der Tat wurde denn auch General Steinmetz seines Postens enthoben und vom Kriegsschauplatz abberufen. An der Front kam nun Schlag auf Schlag. Ebenso in Paris, wo die unaufhörliche Reihe französischer Niederlagen nicht verfehlte, beständige Umwälzungen in der Regierung hervorzurufen. Am 14. August war das Gefecht bei Colombey-Nouilly. Es leitete eine Reihe von Schlachten ein, die im Grunde ohne Entscheidung verliefen, bei denen wir sogar gelegentlich größere Verluste erlitten als die Franzosen, deren Ergebnis aber doch immer ein Rückzug der Franzosen und ein Vorrücken der Deutschen war. Der 16. August sah die gewaltige Schlacht von Mars-la-Tour (Abb. 324), bei der die Magdeburgischen Kürassiere und die Altmärkischen Ulanen ihren erfolgreichen Todesritt unternahmen; der 18. das blutige Ringen von Gravelotte-St. Privat. Die Verluste waren ungeheuer, dazu war die Übersicht außerordentlich erschwert. Aus dem Dorfe St. Privat mußte man des Abends, trotz des gewaltigen Zustroms feindlicher Truppen, einen Teil der Unseren zurückziehen, weil das Kampfgewühl so dicht geworden war, daß sich unsere Soldaten durch ihre eigene Masse in ihren Bewegungen behinderten. Im Grunde wußte keine Seite so recht, wer gesiegt habe. Jedoch war der Marschall Bazaine mit beiläufig hundertfünfzigtausend Mann in Metz festgehalten. Eine deutsche Armee unter Prinz Friedrich Karl (Abb. 326) blieb in der Gegend von Metz, um Ausfälle des Marschalls zurückzuweisen und die Einschließung immer enger und wirksamer zu gestalten. Eine andere Armee unter dem Kronprinzen Albert von Sachsen (Abb. 325), die Maasarmee, ging gegen Paris vor. Nicht die geringfügigste und nicht die leichteste Aufgabe war es, den jeweiligen Standort der weichenden Franzosen festzustellen. Die deutsche Reiterei hat damals in der Aufklärung Hervorragendes geleistet. Berühmt wurde der bei Beginn des Feldzuges unternommene Erkundungsritt des Grafen Zeppelin, des späteren Erbauers eines lenkbaren Luftschiffes. Doch auch fremde Zeitungsnachrichten, so der Indépendance Belge und englischer Blätter, wurden von unserem Generalstab mit Nutzen verwertet. Gegenüber der Maasarmee stand der Marschall Mac Mahon. Er wollte sich erst auf Paris zurückziehen. Dann aber wurde er angewiesen,


Abb. 326. Prinz Friedrich Karl von Preußen.

sich mit Bazaine zu vereinigen; als ihm das nicht gelang, wich er zurück und zwar gegen die belgische Grenze hin. Bei Sedan wurde auch er von den nacheilenden Deutschen gestellt. Bei Mac Mahon war Kaiser Napoleon selbst. Die Ereignisse spielten sich jetzt mit der größten Schnelligkeit ab. Innerhalb sechsunddreißig Stunden wurden die Franzosen bei Sedan eingeschlossen und zur Kapitulation genötigt. Diese wurde am Abend des 1. September eingeleitet und am 2. September gegen Mittag abgeschlossen. Vierundachtzigtausend Mann, darunter der Kaiser selbst und vierzig Generale, wurden kriegsgefangen. Außerdem hatten sich schon während der Schlacht einundzwanzigtausend Mann ergeben. Auf unserer Kunstbeilage sehen wir König Wilhelm von seinen Truppen umjubelt. Napoleon wurde nach Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel gebracht, später ging er nach England, wo er bald starb. In Paris aber wurde die Republik ausgerufen.

Überwiegend war im deutschen Heere und in der Heimat selbst die Ansicht verbreitet, daß nunmehr der Krieg zu Ende sei. In der Tat waren nach nur einem Monat schon so zermalmende Schläge gegen Frankreich geführt worden, daß man sie füglich für entscheidend ansehen konnte. Allein die Republik beschloß, den Krieg fortzusetzen. Wider Erwarten kam die größere und schwerere Hälfte des Krieges erst, nachdem die Urheber des Krieges, Louis Napoleon und seine Minister, gestürzt waren. Eine provisorische Regierung der nationalen Verteidigung wurde in Paris eingesetzt. Von einer Spitze der Regierung, einem Präsidenten, sah man einstweilen ab. Nur für das Militärische, das erkannte man wohl, mußte man einen obersten Leiter haben; dazu wurde General Trochu ausersehen. Von den Ministern war Gambetta der bedeutendste. Doch bekam er einstweilen nur das Innere, während die auswärtigen Angelegenheiten Jules Favre (Abb. 329) anvertraut wurden. Favre sandte Thiers nach London, Petersburg, Wien und in die damalige Hauptstadt Italiens, Florenz, um ein Dazwischentreten der Mächte zu veranlassen. Bismarck wußte jedoch den Plan zu vereiteln. Der Krieg nahm seinen Fortgang. Am 19. September war die Einkreisung von Paris vollendet. Am 27. September fiel Straßburg. Die Franzosen zogen jetzt ihre Truppen aus Rom zurück; nur einige Zuavenbataillone blieben. Die



Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. E.

Abb. 327. Gambetta verläßt Paris im Ballon. Nach dem Gemälde von G. Maigret.

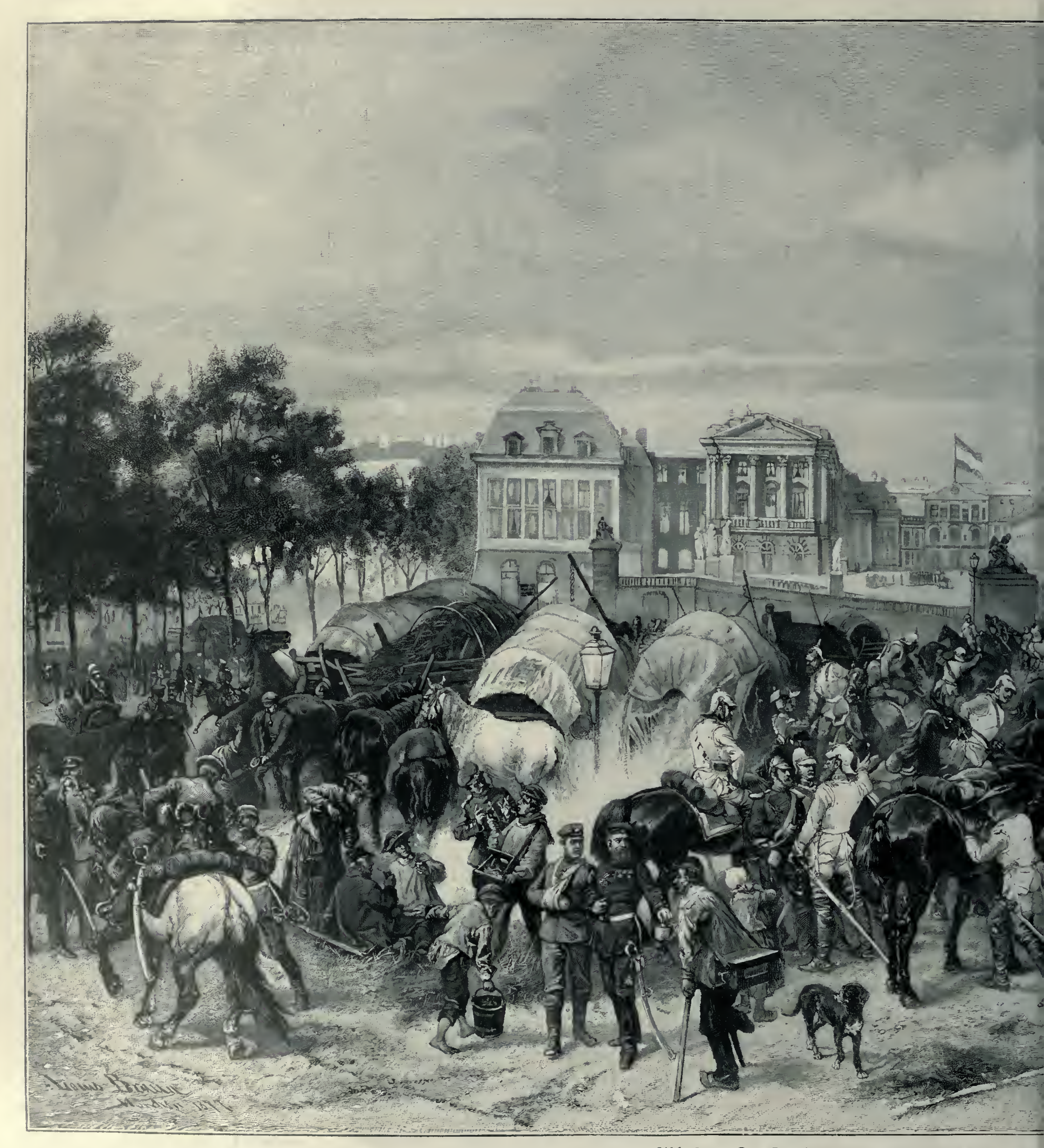
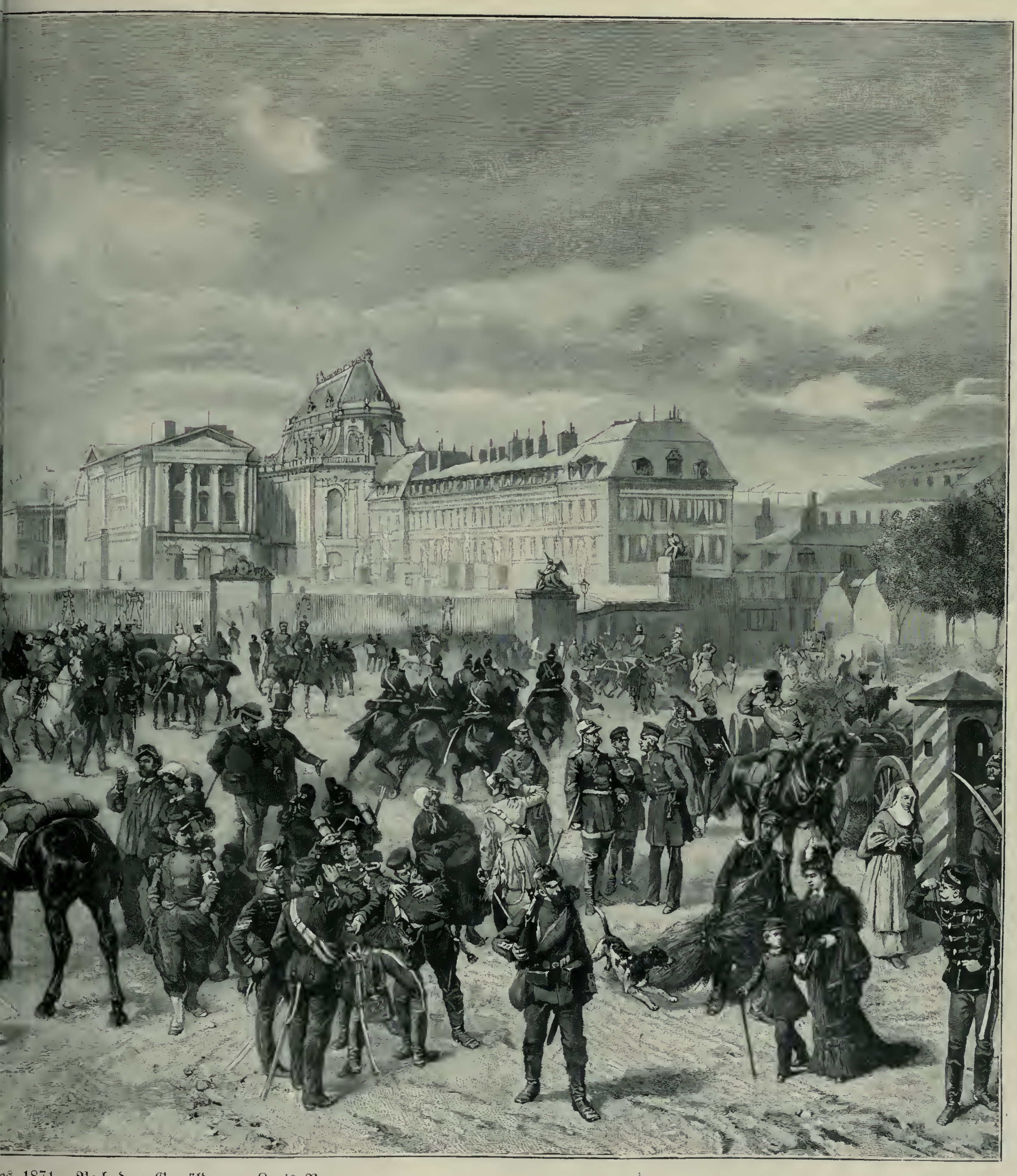
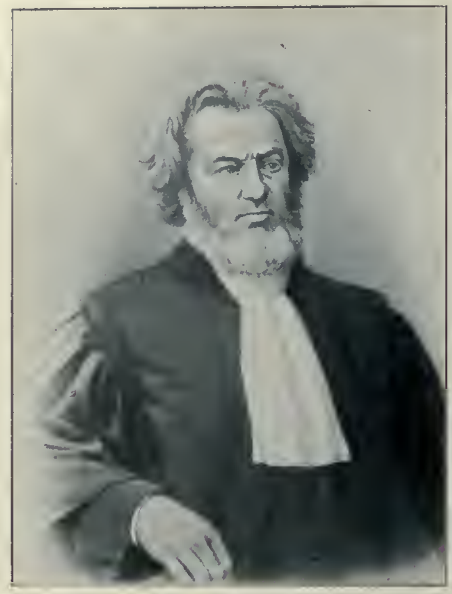


Abb. 328. Die Deutschen auf der Place d'Armes in



es 1871. Nach dem Gemälde von Louis Braun.

Soldaten Viktor Emanuels zogen am 11. September in den Kirchenstaat ein und eroberten am 20. September, gegen jene französischen Zuaven und einige tausend päpstliche Söldner, die Ewige Stadt. Am 9. Oktober 1870 wurde der Kirchenstaat einverleibt und damit die Einheit Italiens vollendet. Allerdings war nicht das ganze Italienertum unter den einen Hut des neuen Königreiches gebracht; Korsika, Nizza, Trient und Triest fehlten noch. Daraus ergaben sich die Bestrebungen der Irredentisten, auch jenes „unerlöste" Land (terra irredenta) mit dem Königreich zu vereinigen. Der Papst aber, der fortan jeglichen Territorialbesitzes beraubt war, dem nur der Vatikan mit seinen elftausend Zimmern und seinen ausgedehnten Gärten, ferner der Lateran und die Burg Gandolfo in den Albanerbergen blieb, versuchte nunmehr, durch geistliche Mittel seine Macht zu erneuern. Gewissermaßen wie ein Gelähmter, der nicht mehr gehen kann, aber im Luftballon nur noch höher und schneller emporsteigt. Er setzte zwei neue Dogmen durch, das von der unbefleckten Empfängnis und das von der Unfehlbarkeit des ex cathedra (aus seiner Amtsvollmacht heraus) redenden Papstes.


Abb. 329. Jules Favre.

Während die Kanonen und Mitrailleusen spielten, hatte Bismarck einen kaum minder schweren Kampf auf diplomatischem Felde zu führen. Es galt, die fremden Mächte von einer Einmischung abzuhalten. England setzte sich für die französischen Interessen ein. Auch die russische Gesellschaft (nicht die Regierung) war ihnen zugetan. Bismarck wußte jedoch Rußland zu gewinnen. Es war nach dem Krimkriege den Russen verboten worden, mehr als eine ganz geringfügige Zahl von Schiffen auf dem Schwarzen Meer zu halten. Bismarck erklärte sich bereit, für die Aufhebung des Verbots zu wirken, die denn auch Anfang 1871 auf der Londoner Konferenz zur Revision des Pariser Friedens von 1856 erfolgte. So fühlte sich Bismarck im Rücken gedeckt und konnte den Interventionswünschen ein starres „Nein" entgegensetzen. Er drängte auf die Beschießung von Paris. Es war vielleicht ein Fehler, daß man nach Sedan nicht rascher gegen Paris vorging. Möglicherweise hätte damals noch die Stadt überrumpelt werden können. Die Frage ist strittig. Noch mehr wird bis in die Gegenwart die Frage erörtert, ob das Bombardement von Paris nicht früher hätte beginnen sollen; ja es wird sogar in Zweifel gezogen, ob es überhaupt von Nutzen war. Bismarck war dafür und seltsamerweise die Militärpartei mit Moltke dagegen.


Photographieverlag der Photographischen Union in München.
Abb. 330. Der Auszug der französischen Gefangenen aus Metz. Nach dem Gemälde von Moritz Delfs.

Tatsache ist allerdings, daß nicht das Bombardement, sondern der Hunger den Ausschlag gab. Zwei Monate nach der Schlacht bei Weißenburg waren die Deutschen im Herzen Frankreichs, bei Orleans. Gambetta, der in einem Luftballon Paris verlassen hatte (Abb. 327), organisierte eine Massenerhebung in der Art, wie sie Carnot bei der französischen Revolution ins Leben gerufen hatte. Die Freikorps, Franktireurs, die so entstanden, waren zwar undisizipliniert, haben uns aber doch viel Abbruch getan und zur Verlängerung des Krieges wesentlich beigetragen. Die Deutschen errangen während des Oktobers mehrere Siege im Orleanais, insbesondere bei Artenay, bei der Stadt Orleans und bei Chateaudun. Gleichzeitig wurde ein Ausfall der Pariser bei Le Bourget zurückgewiesen, wurde im Elsaß Schlettstadt genommen und in Burgund Belfort belagert und Dijon erobert. Am 27. Oktober kapitulierte



Nach einem Kohledruck von Braun, Clement & Cie., Dornach i. E.

Abb. 331. Das belagerte Paris. Nach dem allegorischen Gemälde von E. Meissonier.

Metz mit einhundertdreiundsiebzigtausend Mann, darunter dreiundfünfzig Generalen (Abb. 330). Dadurch wurde die deutsche Belagerungsarmee des Prinzen Friedrich Karl für Paris und Orleans verwendbar.

Die Franzosen hatten nicht nur gegen den äußeren Feind, sondern auch gegen innere Ruhestörer zu kämpfen. In Paris, dessen Not Meissonier in seinem allegorischen Gemälde (Abb. 331) ergreifend dargestellt hat, erhoben sich die Kommunisten. Sie wurden jedoch vorläufig zurückgedrängt. Gambetta war nun auch Kriegsminister und organisierte den Widerstand von Tours aus. Schwere Gefechte, deren Wucht namentlich die Bayern zu tragen hatten, folgten bei Orleans im November und Anfang Dezember. Hierauf zog Bourbaki mit einhundertviertausend Mann gegen Belfort, mit der Absicht, in Süddeutschland einzufallen. Es kostete gewaltige Anstrengung, den unerwarteten Vorstoß zurückzuwerfen. Im Norden nahmen die Deutschen Amiens; einzelne Truppenkörper gelangten bis zur See. Nun begann auch endlich die Beschießung von Paris, nämlich am 27. Dezember. Einen letzten Massenausfall ließ Trochu am 19. Januar 1871 machen. Es konnte nicht ausbleiben, daß auch einzelne Abenteurer von dem Kriegslärm angezogen wurden. Ein Pole, Lipowski, führte einige Franktireurscharen bei

Orleans. Garibaldi eilte im November herbei und erbeutete bei Dijon Ende Januar eine preußische Fahne. Die Episode zeigt im übrigen nur, daß Garibaldi nichts weniger als ein Staatsmann war. Um Dijon entbrannte der Krieg noch einmal aufs heftigste. Das Heer Bourbakis wurde zersprengt und Anfang Februar genötigt, nach der Schweiz zu flüchten, wo es entwaffnet wurde. Die Franzosen hatten jetzt genug. Nach langen Verhandlungen, die vor allem Thiers führte, kam am 26. Februar der Präliminarfriede von Versailles zu stande. Dort hatte sich während der Belagerung das Hauptquartier befunden; unsere Abbildung 328 gibt ein malerisches Bild von dem Leben und Treiben auf dem Hauptplatze der Stadt; dort sehen wir auf unserer Kunstbeilage König Wilhelm in seiner milden und gütigen Art die Verwundeten trösten. In Versailles war es auch, wo am 18. Januar 1871 das deutsche Kaiserreich aufs neue erstand. Am 1. März wurden die Bedingungen Bismarcks von der französischen Nationalversammlung zu Bordeaux angenommen. Am gleichen Tage zogen die deutschen Truppen in Paris ein.



Abb. 332. Der Kampf zwischen Meteor und Bouvet. Nach der Originalzeichnung von Willy Stöwer.

Die Kriegstaten zur See waren unbedeutend. Die französische Flotte kam zwar bis vor Swinemünde und Danzig, vermochte aber weder in der Nord- noch in der Ostsee etwas auszurichten. Beachtenswert ist nur, daß von preußischer Seite den feindlichen Handelsschiffen sechs Wochen Zeit gelassen wurde, um sich in Sicherheit zu bringen, eine Freundlichkeit, die man heutzutage nicht mehr hat. Das einzige glänzende Ereignis des Seekrieges war der erfolgreiche Kampf des deutschen Kanonenbootes „Meteor" gegen einen überlegenen Feind in den Gewässern von Havanna (Abb. 332).

Der Krieg von 1870/71 hat überall im Ausland eine große Wirkung ausgeübt, aber nicht entfernt eine solche, wie sie, bei der viel innigeren Verflechtung der Interessen, ein heutiger Krieg hat. Das Wichtigste war ohne Zweifel die starke Sympathie der Vereinigten Staaten, in erster Linie der vielen Deutschamerikaner, die größere Sammlungen für unsere Verwundeten aufbrachten, dann aber auch der Angloamerikaner, die für jede selbständige Regung und für jeden nationalen Zusammenschluß ein feines Verständnis haben. Der Mikado ergriff die Gelegenheit, um sich als neu erstandene Größe den Westmächten in Erinnerung zu bringen, und erklärte feierlich seine Neutralität. In der Folge hat er aber, trotz der französischen Niederlagen, noch zehn Jahre lang seine Militärinstrukteure aus Frankreich genommen. Im übrigen war das entferntere Ausland von den Ereignissen



Photographieverlag der Photographischen Union in München.

König Wilhelm nach der Schlacht bei Sedan.

Nach dem Gemälde von Carl Röchling.

in Sedan und Paris nicht allzusehr berührt. Eine gleichzeitige Christenverfolgung, die in Tientsin ausbrach, die Besetzung des südafrikanischen Griqualandes mit der Hauptstadt Kimberley, wodurch sich die Engländer freien Durchgang nach Norden sicherten, die Abtretung von Holländisch-Westafrika an England, das Vorgehen Ismaïl-Paschas im Sudan, die Wirren in Mittelasien zwischen Scher Ali von Afghanistan und Jakub-Beg von Ostturkestan standen außer jedem Zusammenhang damit.

Sehr bedeutsam war die Rückwirkung des großen Krieges auf das benachbarte Österreich, wo ohnehin die Niederlage von 1866 noch immer weitere Wellen schlug. Die größere Selbständigkeit, die in dem Ausgleich von 1867 die Magyaren erreicht hatten, stachelte die Slawen an, ein Gleiches zu versuchen. Der Prager Landtag wollte im September 1871 „die historisch-politische Individualität des Tschechentums begründen"; wer aber war am meisten dagegen? Der ungarische Ministerpräsident Andrassy, der eine Rückwirkung auf die ungarländischen Slawen befürchtete. Auch der Kaiser war gegen die Ansprüche der Tschechen. Ein Ministerium folgte in Österreich auf das andere, bis auf Graf Taaffe. Der rasche Wechsel zeigte, wie wenig haltbar die Zustände waren. Die Deutschösterreicher aber schöpften aus den Ereignissen von 1870/71 die Hoffnung, daß auch bei ihnen ein nationaler Aufschwung einsetzen und infolgedessen eine Zurückdrängung der Slawen beginnen werde. Die erste Hoffnung hat sich erfüllt, die zweite nicht.


Abb. 333. Marineminister von Stosch.

Deutschland war zunächst von zwei großen Fragen bewegt: der endgültigen Auseinandersetzung mit Frankreich, auf dessen Boden unsere Truppen so lange stehen bleiben sollten, bis die Kriegsentschädigung voll ausbezahlt war, und weiter vor allem dem Ausbau des neuen Reiches im Innern. Am 21. März 1871 eröffnete Kaiser Wilhelm den ersten deutschen Reichstag. Die neue Reichsverfassung wurde am 14. April angenommen. Als Gegner des Reiches bekundeten sich sofort Ultramontane und Sozialdemokraten. Elsaß-Lothringen, über dessen Gestaltung man längere Zeit im unklaren war, wurde deutsches Reichsland unter einem Statthalter. Die Kriegsentschädigung wurde zu einem großen Teile für die Erneuerung von Heer und Flotte verwandt. Hundertundzwanzig Millionen Mark wurden als Kriegschatz im Juliusturm zu Spandau (Abb. 334) hinterlegt, wo sie sich heute noch befinden. Die Markrechnung mit Goldwährung wurde beschlossen und nach zwei Jahren eingeführt. Der General und Admiral von Stosch (Abb. 333) arbeitete einen Flottengründungsplan aus, in dessen Mittelpunkt die Küstenverteidigung stand. Eine Marineakademie wurde in Kiel gegründet.

Maitland der Jüngere, der englische Geschichtschreiber, erklärte das vorbismarckische Deutschland für ein „unpraktisches, sentimentales Wesen mit blonden Haaren und blauen Augen, das von Musik, Metaphysik und Tabakrauch entzückt ist". Nun kam der Wandel. „Blut, Eisen und Gesang", meinte derselbe Geschichtschreiber, haben Deutschland wiederhergestellt. Der geistigen Strömung weist Maitland demnach doch auch eine Rolle zu. Die emsige, treue Vorbereitung in Wort und Schrift, in Wissenschaft und Vereinswesen war nicht umsonst gewesen. Umgekehrt wurde durch die einmal erlangte Einheit das geistige Leben Deutschlands stark befruchtet. In Wissenschaft, schöner Literatur, Malerei und Baukunst kamen neue Richtungen auf, die freilich mehr in die Breite als in die


Phot. Selle & Kuntze, Hofphotographen, Potsdam.
Abb. 334. Der Juliusturm in Spandau.

Tiefe gingen. Eine weitere Folge von 1870/71 war der unerhörte Aufschwung Berlins. In anderen Ländern war schon längst die Reichshauptstadt auch Kulturhauptstadt geworden. So Paris in Frankreich, London in England, Kopenhagen in Dänemark. Oder es war wenigstens eine Ellipse mit nur zwei Brennpunkten. So Kioto und Tokio in Japan, Moskau und Petersburg in Rußland, Peking und Nanking in China. Aber eine ganze Fülle von Kulturmittelpunkten haben nur wenige Länder: Italien, Deutschland, Nordamerika. Die Vorteile solcher Fülle sind sicherlich weit größer als die Nachteile. Das Leben wird dadurch reicher, bewegter, farbiger; es erzeugt einen gesunden Ehrgeiz und schöpferische Wechselwirkung. In deutschen Landen ist die Menge von Brenn- und Sammelpunkten hoher Bildung erstaunlich. Wir nennen Wien, München, Dresden, Frankfurt, Stuttgart, Hamburg, Leipzig, Prag, Zürich, Düsseldorf, Köln, Nürnberg, Graz, Mannheim und von kleineren Orten Jena, Weimar, Tübingen, Göttingen, Karlsruhe, Salzburg. Von den kleineren Städten haben freilich manche, wie besonders Göttingen und Tübingen, den Gipfel ihrer Wirksamkeit längst überschritten; die anderen aber haben auch in der Gegenwart neue Blüten angesetzt. Gegen diese vielen und bedeutenden Nebenbuhlerinnen, die zudem sich auf eine alte Überlieferung stützten, hatte die Stadt Berlin lange einen harten Stand. Die Berliner Kultur war



Abb. 335. Sitzung von Mitgliedern des Vatikanischen Konzils von 1870. Nach dem Gemälde von Ludw. Friedr. Riefstahl.

prunkvoll, aber kalt und flach. Sie war so gar nicht bodenständig. Sie schuf keine neuen Menschheitswerte. Seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts aber beginnt die Reichshauptstadt als schaffende und noch viel mehr als kaufende Kunststadt München zu überstrahlen, und auch die Berliner Gesamtkultur schickt sich an, in Tracht und Sitte, in Schrifttum und großzügiger Lebensführung an die Spitze zu treten.

Wenn früher die Staaten schwach wurden, wenn Überkultur und Verfall der kriegerischen Tugenden mit einem Schwinden der Volkskraft endeten, so wurde durch das Einströmen junger, ungebrochener Völker den absterbenden Gebilden frischer Saft zugeführt. So im Altertum durch das Aufkommen der Arier, nach dem Zusammenbruch Roms und Altchinas durch hunnische, türkische, slawische und germanische Wanderungen. Der letzte Ausläufer dieser Bewegung war der Zustrom der Mandschu in Ostasien, der Schweden in Mitteleuropa, die Einbeziehung Korsikas und seiner halbbarbarischen Horden durch Frankreich. Nunmehr aber ist endgültig der Zustrom erschöpft. Keine neue, unbekannte Rasse ist mehr vorhanden, die die alternden in der Herrschaft ablösen könnte. Statt dessen vollzieht sich eine innere Erneuerung der Säfte durch die Anteilnahme der breiten Massen. Ehedem war ja nur der Adel der Schöpfer und Träger des Staatslebens. Der Versuch der Städte, mitzuherrschen, scheiterte. Allmählich hatte jedoch, zuerst in der Schweiz, dann in Holland, hiernach in den Vereinigten Staaten und in Frankreich, zuletzt — durch 1848 — in West- und Mitteleuropa, das gebildete städtische Bürgertum, hatte „der dritte Stand" seinen Anteil an der Staatsverwaltung durchgesetzt. Nunmehr, in der Gegen-

wart, heischen noch weitere Kreise, fordern auch die Handwerker und Dienstboten, dazu die Bauern und Fabrikarbeiter, eine Mitregierung im Staate. Dadurch werden ohne Zweifel Kräfte, die bislang schliefen, geweckt, wird frisches Blut den Staatswesen zugeführt. Der äußere, staatsrechtliche Ausdruck für diesen Zustrom bisher unverbrauchter Volksmassen ist die Verleihung des allgemeinen Stimmrechtes. Nordamerika, Frankreich und die Schweiz hatten damit den Anfang gemacht; Bismarck folgte in Deutschland damit nach. Er tat es in bewußter Absicht, um dem jungen Reichsbewußtsein möglichst viele Träger zu verschaffen, zugleich um feudale und partikularistische Widerstände im Schach zu halten. Die Wirkung des allgemeinen Stimmrechts ging jedoch weit über das hinaus, was der Eiserne Kanzler erstrebt hatte. Zunächst war es ihm und allen eine große Überraschung, daß jenes Recht der Baumeister des Zentrumturmes wurde. Mit über sechzig Abgeordneten, die in der Folge auf hundert anschwollen, rückte die Zentrumspartei, die überhaupt jetzt erst geboren wurde, in den Reichstag ein. Dann machten sehr bald die Sozialisten zu schaffen. Bismarck hat infolge dieser Erfahrungen seinen Schritt später bereut und hat das allgemeine Wahlrecht für einen Fehler erklärt. Das spielte sogar bei Bismarcks Sturz eine Rolle.



Abb. 336. Dompropst Dr. Döllinger.
Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach.

Das Dogma von der Unfehlbarkeit, das auf dem Vatikanischen Konzil (Abb. 335) im Jahre 1870 aufgestellt worden war, hatte den leidenschaftlichen Widerstand des deutschen Priestertums, in erster Linie des Bischofs Hefele von Rottenburg erweckt. Nur mit äußerstem Widerstreben hatten sich die Bischöfe unterworfen. Eine charaktervolle Minderheit aber, die sich nicht unterwerfen wollte, wandte sich gänzlich von dem Papste ab und gründete den Altkatholizismus. Der bedeutendste Träger der Bewegung war Döllinger in München (Abb. 336). Die päpstlich Gesinnten schlossen sich dagegen zu der Zentrumspartei zusammen. Wiederum wie zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges sollte Deutschland der Kampfplatz der Konfessionen werden. Nur Italien, dessen König in den Bann getan wurde, half wacker mit. Bismarck nahm den Kulturkampf — das Wort hat Virchow geprägt — auf und entwarf die Maigesetze des Jahres 1873, wodurch der preußische Staat der römischen Kirche den Krieg erklärte. Der Kampf endete mit einem Rückzuge der Regierung.

Das Verhältnis zu Frankreich gestaltete sich recht erträglich. Thiers (Abb. 337), der jetzt die Geschicke Frankreichs leitete, zahlte die fünf Milliarden richtig aus, und zwar viele Monate eher, als ausgemacht war, um dadurch den Abzug der deutschen Truppen zu beschleunigen. Auf der anderen Seite suchte Wilhelm I. eine Verständigung mit Österreich und Rußland. Er besuchte Franz Joseph im Hochsommer 1871 und traf mit diesem und dem Zaren gleichzeitig im September 1872 in Berlin zusammen. Das Jahr darauf stattete Viktor Emanuel einen Besuch in Berlin ab, während der Deutsche Kronprinz sich in Stockholm und Kopenhagen vorstellte. So war die Stellung Deutschlands nach allen Seiten gefestet. Nichtsdestoweniger besorgte Bismarck fortwährend einen Revanchekrieg. Er suchte deshalb Thiers zu stützen, von dem er sich keiner Abenteuer versah. Darüber kam Bismarck in Reibung mit dem Grafen Arnim, der das Reich in Paris vertrat. Arnim pflog eifrige Beziehungen zu der klerikalen Aristokratie Frankreichs. Auf das seltsamste verwickelten sich die äußeren und inneren Verhältnisse der beiden Länder. Bei dem internationalen Charakter des Papsttums ergab es sich, daß die Kurie alle Nationen, sowohl Franzosen und Spanier als auch Polen und Ungarn, für ihre Pläne in Bewegung setzte. Hierzu kam noch, daß die französischen Royalisten eine eifrige Propaganda für die Wiederherstellung der Monarchie, einer orleanistischen oder napoleonischen,

Abb. 337. Louis Adolphe Thiers.


Abb. 338. König Alfons XII. von Spanien. Nach dem Gemälde von José Casado.

in Szene setzten. Zunächst wurden, was immer ein Zeichen innerer Wirren, wenn nicht kommender Bürgerkriege ist, die Heerführer des letzten Krieges vor Gericht gestellt. Darunter waren General Uhrich, der ehemalige Kommandant von Straßburg, und der Marschall Bazaine. Mac Mahon wurde Präsident der Republik. Der Herzog von Broglie, der Führer der Monarchisten, bildete ein neues Ministerium. Der Graf von Chambord vom Hause Orleans empfing als Heinrich V. die vorläufige Huldigung der Royalisten. Da er sich aber nicht rückhaltlos der Bewegung anschloß, so kam die Agitation der Royalisten zum Stillstand. Bazaine wurde inzwischen zum Tode verurteilt und zu zwanzigjähriger Haft begnadigt, konnte jedoch mit Hilfe seiner mexikanischen Gemahlin entfliehen. Nun war Bismarck der Ansicht, daß die Royalisten, zumal sie eifrig für den Papst eintraten und daher die deutsche Kulturkampfpolitik auf alle Weise zu durchkreuzen suchten, eine größere Gefahr für Deutschland darstellten als eine Republik. Besonders bedenklich erschien Bismarck die Tätigkeit, die, kraft ihrer weitreichenden Verbindungen, die Royalisten an den verschiedenen Höfen entwickelten. Mit seinem Donner fuhr er dazwischen, um sofort die rührigen Gegner zu vernichten. Er drohte 1875 mit einem neuen Kriege. Zugleich ließ er dem Grafen Arnim den Prozeß machen unter der Beschuldigung des Hochverrats. Der Graf habe innigen Verkehr mit den Royalisten gepflogen und habe sich in bewußten Gegensatz zu den Absichten des Kanzlers gestellt. Arnim, der eine Zeitlang noch von Kaiser Wilhelm selbst gehalten wurde und für den Otto Freiherr von Loë, Mitarbeiter der bismarckfeindlichen „Reichsglocke", die berühmte Verteidigungsschrift Pro nihilo verfaßte, war in der Meinung der Nation gerichtet. Er wurde vom Staatsgerichtshof zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Es ist jedoch nicht ausgemacht, ob der Graf, der nach Südfrankreich floh, wirklich so schuldig war, wie sein großer Gegner annahm. Selbst dem verdienten General Stosch wollte Bismarck den Prozeß machen, weil Stosch dem Deutschen Reiche während der Okkupation der Reichslande vierzig Millionen Mark Schaden verursacht habe. Dabei hat der General, wenn man anders seinen Memoiren trauen darf, durch seine besonnene Verwaltung das Reich im Gegenteil vor Verlusten bewahrt. Auch mit Moltke stand der Kanzler des öfteren auf gespanntem Fuße, zumeist deshalb, weil Moltke weitere Kriege, zuerst mit Frankreich, dann mit Rußland, wünschte.

Die Lage verwickelte sich dadurch nicht unerheblich, daß heillose Wirren in Spanien ausbrachen. Anfang 1873 dankte der König Amadeus, ein Sohn Viktor Emanuels, ab. Die Republik wurde ausgerufen. Sehr bald brach Zwietracht aus. Castelar, der glänzende Redner, der jedoch in seinem Doktrinarismus antike Ideale und das Vorbild der Vereinigten Staaten vor Augen hatte, ohne die Bedürfnisse des unreifen spanischen Volkes zu berücksichtigen, geriet in Gegensatz zu dem Marschall Serrano. In den baskischen Provinzen, die sich stets durch ihre Hinneigung zu Thron und Altar ausgezeichnet hatten, trat jetzt Don Carlos als Kronprätendent auf und sammelte, von den französischen Royalisten stillschweigend begünstigt, ein Heer. Der Bürgerkrieg brach aus. Die deutsche Panzerfregatte „Friedrich Karl", von Kapitän zur See Werner, dem späteren Admiral, befehligt, mischte sich damals in die spanischen Verhältnisse ein und kaperte ein Schiff der spanischen Republikaner. Werner wurde durch Bismarck abberufen. Den Bürgerkrieg benutzten die Kubaner, um sich zu empören. Sie erhielten reichliche Hilfe seitens der Vereinigten Staaten. General Grant dachte ohnehin daran, auf Westindien Fuß zu fassen. Er legte dem Ministerrat einen Plan vor, Haiti zu annektieren. Der Plan wurde jedoch abgelehnt. Die Lage war weiter durch Reibungen zwischen England und Rußland erschwert. Das Zarenreich führte seinen Vormarsch in Turkestan weiter. Es eroberte 1873 Chiwa. Dadurch fühlten sich die Briten in Indien bedroht. Da aber der Zar der Bundesgenosse Kaiser Wilhelms war, so entstand dadurch eine Spannung zwischen England und Deutschland. So stand die Sache für Frankreich gar nicht so ungünstig. Zudem bemühte sich der russische Minister Gortschakow auf eigene Faust, jedoch ohne Erfolg, in Rußland Stimmung für Frankreich zu machen. Es war


Abb. 339. W. E. Gladstone.


Photo by Hughes & Mullins, Ryde.
Abb. 340. Disraeli (Lord Beaconsfield).

nicht zu verwundern, daß angesichts so vieler feiner, halb unsichtbarer Fäden, die gegen das junge Reich gesponnen wurden, Bismarck mitunter nervös wurde, daß ihn der Cauchemar des coalitions, wie sein Gegner Gortschakow sagte, die Besorgnis vor feindlichen Bündnissen erfüllte. Bismarck beschloß, gegen den Karlismus aufzutreten, und erkannte die Republik unter Serrano an. Andere Staaten taten dasselbe, nur nicht Rußland. Es kam aber noch anders. Der General Martinez Campos, der später durch seine Tätigkeit auf Kuba so bekannt geworden ist, war für eine Wiederherstellung der Bourbonendynastie in Spanien. In den letzten Tagen von 1874 rief Campos Alfons (Abb. 338), den Sohn der früheren Königin Isabella, der damals in Paris weilte, zum König aus. Sehr bald verschaffte sich der junge Herrscher überall Anerkennung. In wenig mehr als einem Jahre bezwang er auch die Karlisten. Don Carlos ging nach Frankreich und später nach Venedig. Nur auf Kuba dauerte der Aufstand noch bis 1878.

Die auswärtigen Freunde des Papstes, Karlisten, Polen, Österreich, die Anhänger Mac Mahons, richteten nichts aus. Trotzdem mußte Bismarck zurückweichen. Der innere Zusammenhalt der deutschen Zentrumspartei, der „Ultramontanen“, die nach jenseits der Alpen blickten, war zu stark. Der Friede mit dem Heiligen Stuhl wurde wiederhergestellt. Seitdem erlangte das Zentrum eine wachsende Bedeutung in deutschen Angelegenheiten. Zugleich mit der „schwarzen“ Internationale wuchs die „rote“, die Sozialdemokratie.

In England war nach dem Rücktritt Palmerstons, des größten Ministers seit Pitt, dreißig Jahre lang ein Chassé-croisé zwischen zwei Nebenbuhlern, Gladstone und Disraeli. Man kann es jetzt schwer begreifen, wie der Liberalenführer Gladstone (Abb. 339), dessen ganze Tätigkeit nur selten mehr als Phrase war, mit seinem ledernen Doktrinarismus solch hohen Einfluß ausüben und bei seinen Zeitgenossen dauernde Bewunderung erwecken konnte: er war ein Blender und Meister der Reklame. Disraeli, der spätere Lord Beaconsfield (Abb. 340), war ein bewußter Vertreter des Vollblutjudentums. Er schrieb in seiner Jugend einen Roman „Tankred“, dessen Heldin die jüdische Rasse ist. Der Schöngeist und Romanschreiber schwang sich zum Führer des englischen Adels, zum Wegweiser der Imperialisten auf. Er gab die Anregung dazu, daß die Königin Viktoria zur Kaiserin von Indien ausgerufen wurde (1. Mai 1876). Damit erhielt die Tatsache, daß Indien die wichtigste Kolonie Englands, daß es der Eckstein von Weltbritannien ist, ihren völkerrechtlichen Ausdruck. Auch bewirkte Disraeli, daß die Aktien des Suezkanals überwiegend in die Hände der Briten gerieten, die bereits im Nillande, als einer Station nach Indien, ein Gebiet des britischen Einflußkreises erblickten. Die Modernisierung Ägyptens zog die der Türkei nach sich. Die Reformen Mahmuds II. und die Gesetze zur Duldung der Christen waren nur sehr unvollkommen durchgeführt worden. Die Großmächte begannen von neuem, einen Druck auf die Pforte auszuüben. Vor allem war Abd ul-Asis in beständiger Geldnot. Der Staatsbankrott wurde 1875 erklärt. Die Mächte setzten Vertreter ein, um die Dette publique zu verwalten. Dadurch war die Pforte schon halb ihres Selbstbestimmungsrechtes beraubt. Im selben Jahre brach der Aufstand in Bosnien und der Herzegowina aus. Die Abbröckelung der Türkei, die mit der Sonderstellung Ägyptens begann, ist in ihrem späteren Verlauf stets durch Wirren in Europa, nicht in Asien oder Afrika, verursacht worden. Die Berührung mit europäischer Rasse und Bildung wirkte für die Türken verderblich. Abd ul-Asis wurde ermordet, nicht ohne Mitwissen einiger Prinzen vom Hause Osman. Lange glaubte man, der Sultan habe Selbstmord vollzogen; allein das ist heute als eine Lüge erkannt, die von den Verschworenen geflissentlich verbreitet wurde. Sein Nachfolger war Murad V. (Mai bis August 1876), dem durch vieles Trinken und andere Ausschweifungen der Verstand getrübt war. Aus Rache für die Ermordung von Abd ul-Asis tötete der Gardeoffizier Tscherkeß Hassan bei offenem Ministerrat den


Nach einer Aufnahme von Ottomar Anschütz, G. m. b. H., Berlin.
Abb. 341. Denkmal des Generalpostmeisters Stephan.

Kriegsminister Hussein Avni und den Minister des Äußeren, Reschid. Der Türkei aus ihren Schwierigkeiten zu helfen, wurde eine Verfassung von Midhat-Pascha ausgearbeitet und ein Parlament berufen, das sich aber nur zwei Monate hindurch behauptete. Es scheint, daß Midhat selbst nach dem Purpur langte. Er veranlaßte die Absetzung Murads und erhob Abd ul-Hamid (Abb. 342). Der neue Sultan war aber Midhat überlegen. Er ergriff selbst die Zügel und machte später dem Vater der Verfassung den Prozeß und verbannte ihn nach Taif in Arabien.

Die Zeit internationaler Abmachungen und Bünde kam herauf. Der Genfer Konvention, die den Krieg menschlicher machte, folgte der Weltpostverein. Um ihn machte sich der deutsche Generalpostmeister, der geniale und volkstümliche Stephan, sehr verdient. Im Reichspostmuseum zu Berlin wurde ihm ein Denkmal errichtet (Abb. 341). Mit Ausnahme einiger weniger Länder — darunter vor allem China mit seinem noch sehr unentwickelten Postwesen — umfaßt der so außerordentlich verkehrsfördernde Weltpostverein nahezu den ganzen Erdball. Bei seiner Gründung (1875) gehörten ihm an siebenunddreißig Millionen Quadratkilometer mit dreihundertfünfzig Millionen Einwohnern; heute umspannt er hundertdreizehn Millionen Quadratkilometer (also mehr als das Dreifache) mit einer Bevölkerung von tausendeinhundertfünfzig Millionen (ebenfalls mehr als das Dreifache). Der Beitritt der noch fehlenden Staaten wird wohl nicht mehr allzulange auf sich warten lassen. Dieser Größe angemessen sind die Ziffern des Jahresumsatzes. Im Gesamtverkehr wurden im Jahre 1908 ausgetauscht: rund achtzehn Milliarden Briefe und fast sechs Milliarden Postkarten, abgesehen von den sonstigen Sendungen. Die Kopfzahl des Postpersonals ist absolut am größten im Deutschen Reich: 314 251; es schließen sich zunächst an: die Vereinigten Staaten, Großbritannien und Irland, Frankreich, Britisch-Indien, Rußland, Japan.

In Frankreich verzogen sich die Wolken wieder. Mac Mahon entsagte seinen royalistisch-bonapartistischen Umsturzplänen und bequemte sich zu einem republikanisch-parlamentarischen Regime.

Dagegen machte ein anderes der jungen Reiche große Erschütterungen durch: Japan. Die Anhänger des Alten wollten sich noch nicht zufriedengeben. Sie machten verschiedene Putsche. Zum Teil, um die Aufmerksamkeit des Volkes abzulenken, unternahm die Regierung 1874 einen Zug nach Südformosa und mischte sich 1876 in Korea ein. Trotzdem brach ein nicht unbedenklicher Aufstand aus. Sein Haupt war Saigo Takámori, Herr von Satsuma. Er wurde von den Kaiserlichen besiegt, verbarg sich in einer Höhle und vollzog schließlich seppuku (glückliche Erledigung) oder harakiri (Bauchaufschlitzung). Noch heute ist er der Abgott des japanischen Volkes.



Abb. 342. Sultan Abd ul-Hamid II.

Mit der Einverleibung Ferghanas im Jahre 1876 rückten die Russen dem Pamirplateau und Afghanistan einen bedeutenden Schritt näher. England fühlte sich neuerdings und mit Recht bedroht. Es drang seinerseits in Belutschistan vor und besetzte im selben Jahre die Hauptstadt des östlichen Belutschistan, Ketta. Der Gegensatz zwischen Rußland und England war also bereits erheblich zugespitzt, als in der Türkei große Unruhen ausbrachen. Das benutzten die englischen Staatsmänner, um die Türkei gegen den Zaren auszuspielen. Sie schickten zugleich eine Flotte nach der Besikabai, nahe den Dardanellen, um gegebenen Falls Konstantinopel vor einem russischen Angriff zu schützen. Zunächst brach nun ein Kleinkrieg in Serbien aus, der zu Gunsten der Türken verlief. Die Russen, die die Befreiung aller Slawen auf der Balkanhalbinsel auf ihre Fahne geschrieben hatten, erklärten erst ein halbes Jahr später den Krieg. Am 24. April 1877 rückten nach kurzen Verhandlungen mit den Mächten die russischen Truppen in die Moldau und Türkisch-Armenien ein. Ein Manifest und ein Memorandum des Zaren tat die Gründe kund: die Türkei solle gezwungen werden, die ihr von den europäischen Mächten gegebenen Direktiven zu befolgen. Also stellte sich der Zar als Beauftragten ganz Europas hin. Frankreich, Italien und Österreich-Ungarn antworteten hierauf mit Neutralitätserklärungen, England unter Vorbehalt. Am 21. Mai 1877 sagte sich Rumänien von der Türkei los, und da die Türken rumänisches Gebiet beschossen, erklärte es ihnen den Krieg. Montenegro und die Türkei waren schon im Kriegsverhältnis; Serbien, das an seinen ersten Mißerfolgen genug hatte, verhielt sich nunmehr eine Weile neutral. Man sieht: die Slawen waren niemals auf dem Platze, wenn es gemeinsamer, kräftiger Tat galt. Der Krieg begann mit der Beschießung von Braila durch die Türken. Gleichzeitig drangen die Russen siegreich in Armenien vor, eroberten Bajazid und Ardahan, um

dann jedoch Ende Juni 1877 bei Zewin gegen Mukhtar-Pascha zu unterliegen. Inzwischen überschritt ein russisches Heer die Donau. Abdulkerim-Pascha, der Führer der türkischen Hauptarmee, zog sich nach Schumla zurück, und Osman-Pascha verschanzte sich in Plewna. Am 7. Juli nahmen die Russen Tirnowa, die einstige bulgarische Königstadt, und gingen unter General Gurko über den Balkan. Die Kosaken streiften bis in die Nähe von Adrianopel und brachten die Bulgaren zum Aufstande, die ein furchtbares Gemetzel unter den Mohammedanern anrichteten, was diese aber blutig rächten. Suleiman-Pascha, der in der Herzegowina gegen die Montenegriner focht, erschien mit seiner Armee und vertrieb General Gurko aus Eski Saghra, und die Russen mußten wieder über den Balkan zurück. Jetzt kam die Rache über die Bulgaren, die es mit den Russen gehalten hatten. In Karlowo allein wurden achthundertvierundsechzig niedergemacht, die Stadt zerstört, ebenso wie Eski Saghra, Jeni Saghra (Zagora), Kasanlik, die Stadt des kostbaren Rosenöls, und Kalofer. Hierauf verfolgte die türkische Armee die fliehenden Russen bis zum Schipkapaß, wo sich General Radetzkij verschanzt hatte. Unterdes hatte die Hauptarmee der Russen Nikopolis erobert, war siegreich gegen Mehemed Ali-Pascha (einen preußischen Konvertiten) und schritt zur Belagerung von Plewna, der sich Fürst Karl von Rumänien anschloß. Im russischen Lager befand sich auch der berühmte Maler Wereschtschagin, der in seinen Bildern Kriegsgreuel und Soldatenlos schilderte (Abb. 343). In Armenien wetzten die Russen die Scharte gegen Mukhtar-Pascha wieder aus, der sich, am Aladscha-Dagh (13. bis 15. Oktober) geschlagen, nach Kars zurückzog. Doch die Russen folgten ihm, und am 18. November fiel die starke Festung in ihre Hände nebst dreihundert Kanonen. Mehr wie dreißigtausend Türken werden bis jetzt im ganzen als Gefangene angegeben. Auch erbeuteten die Russen sechzig Kanonen bei dem Siege von Dewé Bojun. Nach dem Falle von Kars (Abb. 344) legte sich die russische Armee vor Erzerum, das aber keine Neigung zeigte, zu kapitulieren, trotzdem die asiatische Armee der Türken so gut wie vernichtet war. In Europa drang General Gurko wieder über den Balkan vor. Nach heldenmütiger Gegenwehr fiel Plewna samt vierzigtausend Mann am 10. Dezember 1877 in die Hände der Russen und Rumänen. Zu guter Letzt wurden auch die Serben wieder keck und erklärten der Türkei den Krieg. Als Antwort setzte der Sultan ihren Fürsten Milan Obrenowitsch ab. Aber die Serben ließen sich nicht schrecken. Sie eroberten Ende Dezember Pirot (Scharköj), zwangen Nisch zur Kapitulation und drangen bis Vranja vor. Nun kam Schlag auf Schlag gegen die Türken. Die Montenegriner eroberten Antivari und die Rumänen Lom-Palanka und einen Teil Widdins. General Gurko besetzte unter großen Schwierigkeiten am 3. Januar 1878 Sofia. Die übrige russische Armee kam über den Schipkapaß und nahm am 9. Januar Vejssel-Pascha samt zweiunddreißigtausend Mann gefangen. Auch Suleiman-Pascha erlag bei Tatar Pasardschik, wo hundertvierzehn Kanonen erbeutet und zweitausend Gefangene von den Russen gemacht wurden; die fliehende türkische Armee zerstreute sich ins Rhodopegebirge. Mit der europäischen Kriegsmacht der Osmanen war es vorbei. Eine allgemeine Panik brach im Balkan aus. Alle Mohammedaner flohen; es wurden viele Grausamkeiten an ihnen begangen durch Tscherkessen und Bulgaren und viele, besonders Weiber, Kinder und Greise, gingen elend zu Grunde. Die Türken räumten kampflos Adrianopel, so mutlos waren sie geworden. Ja sie sprengten das alte Serail in Adrianopel in die Luft, das jetzt als Munitionsdepot verwendet wurde, und doch hätten sie die Munition noch bequem retten können, da die Russen erst mehrere Tage später vor Adrianopel erschienen. Die Pforte bequemte sich zu Verhandlungen und schickte Server-Pascha und Neuf-Pascha ins russische Hauptquartier. Diese schlugen einen Waffenstillstand vor, der ihnen aber nicht gewährt wurde. Unaufhaltsam rückten die Russen vor. Das wurde plötzlich den Engländern zu gefährlich und sie ließen unter dem Vorwande des Schutzes ihrer englischen Untertanen eine Flotte unter Admiral Hornby in die Dardanellen einlaufen. Aber der Sultan hatte noch den Mut, ihnen den Aufenthalt zu verweigern, worauf die Flotte wieder auslief. Nun wurden die Friedensverhandlungen ernstlicher, zumal in Thessalien ein Aufstand ausgebrochen war und Griechenland nur mit Mühe verhindert werden konnte, ebenfalls mit der Türkei anzubinden. Auch die Christen der Insel Kreta erhoben sich und forderten Anschluß an Griechenland. Ignatiew schloß am 31. Januar 1878, zweiundzwanzig Tage nach dem Siege am Schipkapaß, den Waffenstillstand zu Adrianopel. Hierauf ging die englische Flotte, die abermals in die Dardanellen eingelaufen war, als der Sultan endlich seine Zustimmung gegeben hatte, am 14. Februar 1878 vor Konstantinopel vor Anker, worauf





Abb. 343. „Am Schipkapaß alles ruhig!“ Nach dem Gemälde von W. Wereschtschagin.

sich Ignatiew beeilte, mit der Türkei den Präliminarfrieden von San Stefano abzuschließen (3. März 1878). In diesem Friedensvertrag wurden Zustände geschaffen, die unhaltbar waren. Ignatiew zerstückelte darin die Türkei in einer Weise, daß sie jeden geographischen Zusammenhang verloren hätte, und da allzu scharf schartig macht, schritten die auswärtigen Mächte gegenüber den überspannten Wünschen Rußlands ein. Es bereiteten sich die Grundlagen zu einem europäischen Kongreß vor, der andere Friedensbedingungen zwischen den Beteiligten vereinbaren sollte. Nach mehreren diplomatischen Noten, einigen Aufständen, vorzüglich dem im Rhodopegebirge, an dem die Engländer nicht ganz unschuldig gewesen sein sollen, und einigen Oppositionsausbrüchen sowohl der alttürkischen wie der jungtürkischen Partei und dem Putsch von Tschiragan vor dem Palast des abgesetzten Sultans Murad (20. Mai) wurde ein europäischer Kongreß festgesetzt. Fürst Bismarck lud mit Autorisation der Mächte dazu ein. Am 13. Juni 1878 wurde der Kongreß zu Berlin eröffnet (Abb. 345). Insgeheim aber schloß England noch rasch mit der Türkei 4. Juni 1878 einen Defensivvertrag ab, worin es besonders über Zypern Separatbestimmungen vereinbarte, um so doch auch in irgend einer Weise sein Schäfchen aufs trockene zu bringen und etwas zu profitieren.

Auf dem Berliner Kongreß waren Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich, Großbritannien, Italien, Rußland und die Türkei vertreten. Bismarck, der „ehrliche Makler", führte den Vorsitz. Salisbury und Beaconsfield für England, Graf Andrassy für Österreich-Ungarn, Fürst Gortschakow und Graf Schuwalow für Rußland hatten die Hauptrollen. Die Hohe Pforte hatte den Christen Alexander Karatheodory-Pascha, den preußischen Renegaten Mehemed Ali-Pascha und den Botschafter Sadullah-Bei entsandt. Später kamen noch Vertreter von Griechenland und Rumänien dazu, jedoch nur, um Wünsche zu äußern, nicht mit Stimmrecht. Der Kongreß bestimmte die Unabhängigkeit Rumäniens, Serbiens und Montenegros. Damit war zwar der Türkei ein Damm vorgeworfen, aber auch ein Bollwerk gegen Rußland errichtet. Ungerechtfertigterweise fiel ein Streifen Landes im Norden der Moldau, in dem fast eine Million Rumänen wohnte, an die russische Provinz Bessarabien.



Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Abb. 344. Der Sturm auf Kars im Jahre 1877. Nach dem Gemälde von F. Roubaud.

Bulgarien hatte nur noch einen Schatten von türkischer Oberhoheit anzuerkennen und einen geringen Jahrestribut zu zahlen. Diese Bestimmung galt lange als rein äußerliche Formalität, wurde aber in der jüngsten Zeit wieder wichtig.

In Petersburg und Moskau war man von dem Ergebnis des Krieges gar nicht erbaut. Man hatte auf die Eroberung der ganzen Europäischen Türkei gerechnet. Die Wut wandte



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.
Abb. 345. Der Berliner Kongreß im Jahre 1878. Nach dem Gemälde von Anton von Werner.

sich gegen Bismarck, den der leitende Ratgeber des Zaren, Gortschakow, auch persönlich haßte. Man begann von Freundschaft mit Frankreich zu reden. Im Inneren aber machte sich die Gärung durch das Auftauchen des Nihilismus Luft. Wera Sassulitsch machte ein Attentat gegen den Stadthauptmann von Petersburg, General Trepow. Schon schmiedeten die Nihilisten Anschläge auf den Zaren selber, der von der Freiheitschwärmerei seiner Jugendjahre stark zurückgekommen war, ja, unter dem Einfluß von Pobjedonoszew, dem Prokurator (Obmann) des Heiligen Synods, sich fast ins Gegenteil zu entwickeln begann.

In Frankreich loderte der Grimm gegen Deutschland bald offen empor, bald glomm er versteckt weiter. Der Revanchegedanke ward jedoch durch Ausdehnung des Kolonialbesitzes in Afrika und Asien stark abgelenkt. Bismarck begünstigte die Ausdehnung der Franzosen und wies sie geflissentlich darauf hin, in Kolonien einen Ersatz für Elsaß-Lothringen zu suchen. In diesem Bestreben — können wir jetzt ruhig urteilen — ging Bismarck sogar viel zu weit. Der französische Gelehrte Reclus tat den merkwürdigen, fernblickenden Ausspruch: „Der Westeuropäer, der seinen Blick in der großen Welt erweitert hat, sieht in der Geschichte Frankreichs zwei entscheidende Tage: den einen des Unglücks, den anderen des Triumphes. Das erste, nicht mehr gutzumachende Unglück ist nicht Pavia, nicht Malplaquet, nicht Roßbach, Waterloo oder Sedan — es ist Quebek. Bei dieser Stadt entriß uns England die Herrschaft über Amerika und vielleicht die Weltherrschaft, am 13. September 1759 (notabene während Preußen die Franzosen in Europa beschäftigte und lähmte). Der große Triumphtag, aber keiner jener tönenden und doch so unfruchtbaren Siege auf dem Schlachtfeld, sondern einer jener Siege, welche dem Strome der Geschichte ein neues Bett graben, war nicht Marignano, nicht Marengo, Austerlitz, Jena oder Wagram, sondern die Eroberung Algiers am 5. Juli 1830."

Die Franzosen hatten in den 1870er Jahren einen großen Aufstand in Algerien zu unterdrücken. Sie siedelten, als das geschehen, viele Elsässer dort an. Sodann warfen sie die Augen auf Tunis. Ferry war das Haupt der Kolonialpartei. Im Süden des Schwarzen Erdteils wirkten inzwischen Livingstone, Selous (der 1909 noch Roosevelt in Afrika begleitete) und der Staatsmann Bartle Frere, wirkten schottische Missionare, Jäger und Händler. Im Nordtransvaal war ein Krieg der Buren mit Sekukuni, einem schwarzen Häuptling, ausgebrochen. Dieser Streit kam England gerade recht. Unter dem Vorwand, daß es für die Sicherung des eigenen Besitzes eine gebieterische Notwendigkeit sei, sich der Verhältnisse im Nordtransvaal anzunehmen und wie einst im Oranjegebiet die Buren einmal wieder gegen die Schwarzen zu schützen, denen sie wie kein anderer Weißer den Herrn gezeigt, schickte es Theophilus Shepstone nach Pretoria. Er hatte den Auftrag, das Transvaal englisch zu machen, falls die Regierung oder die Einwohner oder ein genügender Teil der Einwohner es ausdrücklich wünschten, englische Untertanen zu werden. Ein elenderes Schauspiel kann nicht leicht aufgeführt werden. Es ging nun an ein Sammeln von Unterschriften; von achttausend stimmfähigen Buren begrüßten etwa zweitausendfünfhundert den englischen

Bevollmächtigten, dazu war in dieser Begrüßung die Frage der Annexion meist gar nicht berührt; jedoch genug für den eifrigen Shepstone, am 12. April 1877 die englische Flagge in Pretoria zu hissen. Das Staatsoberhaupt widersetzte sich und die Bürger schauten trübe; in der Folge nahm Burgers, der geistreiche, findige, aber haltlos schwankende Transvaalpräsident, eine englische Pension und beschloß seine Tage am Kap; auch die anderen Volksführer, wie Krüger, Joubert und der Judas der Buren, Du Toit, der eigentliche Gründer des Afrikaanderbonds (dessen Haupt später Hofmeyer wurde), verschmähten es nicht, unter den Engländern Ämter zu bekleiden.

England hatte jetzt die Hand gegen den Kaffernkönig Ketschwajo frei und stellte ihm ein Ultimatum, das nicht nur die Übergabe des strittigen Landes am Blutflusse verlangte, sondern auch einschneidende Verbesserungen in der Rechtspflege und zuletzt eine Art Anerkennung britischer Oberhoheit forderte. Ketschwajo antwortete, er sei so gut Souverän wie die Königin von England und sie habe ihm nichts zu sagen. Die Engländer waren zu dem Kriege unvollkommen vorbereitet und hatten die Zulu gründlich unterschätzt. Das sollte sich bitter rächen. Bei den Isandulabergen, am 22. Januar 1879, erlitten die britischen Truppen eine blutige Niederlage; ganz durch eigene Schuld, da sie auch nicht die gewöhnlichste Sicherung vorgenommen hatten. Damals ging noch kein Draht nach Europa und es dauerte sechs Wochen, bis die neuen Truppen unter Wolseley in Natal anlangten. Nach großen Geldopfern gelang es, eine hinreichende Macht dem Zulukönig, der inzwischen in seinen Kral zurückgekehrt war, entgegenzustellen und ihn in mehreren Schlachten zu vernichten. Während dieser Kämpfe fiel Prinz Louis Napoleon bei einem Erkundigungsritt unter den Assagaien der Zulu. Das Militärsystem der wehrhaften Schwarzen, das ein halbes Jahrhundert lang sich behauptet hatte, wurde zerstört, die Waffeneinfuhr verboten und das ganze Zulugebiet unter dreizehn kleine Könige aufgeteilt.

Das Duell zwischen England und Rußland setzte sich in Mittelasien fort. Als Antwort auf den russischen Vorstoß in Ferghana besetzte Lord Roberts im Jahre 1878 Afghanistan. Nach einem Jahre fruchtlosen Mühens zogen sich jedoch die Engländer, ohne Sonderliches erreicht zu haben, wieder zurück. Nun rührten sich aber die Chinesen. Sie mobilisierten gegen Rußland und zwangen es tatsächlich, Kuldscha, das es seit zehn Jahren besetzt hielt, zum Teil wieder herauszugeben. Weitere Folgen hatte der türkisch-russische Zusammenstoß im Ostbecken des Mittelmeeres, wo England 1878 Zypern wegnahm, und in Bosnien. Bei der Grenzbestimmung benahm sich der russische Vertreter mit auffallender Anmaßung. Als nun gar Alexander II. in einem Briefe an Wilhelm I. die Forderung aufstellte, der deutsche Vertreter solle in allem mit dem russischen gehen, da verlor Bismarck, der in Gastein weilte, die Geduld und sprach von Mobilisation. Die Russen standen zwar, als sie merkten, auf wie hartnäckigen Widerstand sie stießen, vielleicht auch wegen der feindlichen Haltung Englands und Chinas, von ihrer Forderung ab. Bismarck aber hatte einen tiefen Einblick in die russische Seele getan und beschloß, in Zukunft derartige Anmaßung unmöglich zu machen. Er eilte stehenden Fußes nach Wien und setzte sich mit Andrassy ins Benehmen. Italien trat später bei und so entstand der Dreibund. Er war in erster Linie gegen russische Angriffspläne gerichtet, in zweiter gegen Frankreich. Nachdem Alexander II. (13. März 1881) ermordet war (Abb. 346) und sein Nachfolger, Alexander III. (gestorben 1894), sich zunächst einer friedlichen Politik zugeneigt hatte, wendete sich die Spitze des Dreibundes überwiegend gegen Frankreich. Es war eine aufregende Zeit für Bismarck, der denn auch unter der Last der Arbeit fast zusammenbrach. Gleichzeitig nämlich mit den äußeren Verwicklungen war im Inneren sehr viel zu tun. Hödel und Nobiling machten Attentate



Abb. 346. Die Ermordung des Kaisers Alexander II. von Rußland. Nach der Originalzeichnung von A. Wald.



König Wilhelm im Lazarett zu Versailles.
Nach dem Gemälde von Otto Heyden.

gegen den greisen Kaiser. Das gab den Anstoß zu dem Sozialistengesetz. Dies führte seinerseits zu einer stark gesteigerten Auswanderung nach Amerika, die im Jahre 1881 bis zu zweihunderteinundfünfzigtausend Seelen anschwoll. Sodann versuchte Bismarck Preußen und das Reich wirtschaftlich auf eigene Füße zu stellen. Er setzte die Verstaatlichung der preußischen Bahnen durch. Jetzt liefern die Bahnen dem preußischen Staatssäckel jährlich nicht weniger als sechshundert bis sechshundertsechzig Millionen Mark, so daß unter allen Staaten der Welt Preußen die beste finanzielle Stellung innehat. Für das Reich erdachte der Kanzler die Zölle.

Artikel siebzig der Reichsverfassung sagt, daß, wenn die Einnahmen des Reiches zur Bestreitung der Ausgaben nicht genügen, die Einzelstaaten mit sogenannten Matrikularbeiträgen einspringen müssen. Zwar ist durch den Text der Verfassung ausdrücklich das Recht auf Schaffung besonderer Reichssteuern vorgesehen, aber bis sie vorhanden seien, sollte das Reich die indirekten, die Bundesstaaten dagegen die direkten Abgaben als ihre Domäne betrachten. Das war reinliche Scheidung und ausgleichende Gerechtigkeit. Denn, was an Zöllen und Verbrauchsteuern eingehen würde, konnte man vorher niemals bestimmen, es mußte mithin ein beweglicher Faktor vorhanden sein und das war die Beitragspflicht der Bundesstaaten, deren Höhe für jeden Etat von den gesetzgebenden Körperschaften festgesetzt werden mußte. In dieser verhältnismäßig einfachen Weise spielten sich denn auch in des Reiches Kinderjahren zunächst die Dinge ab. In dem Zeitraum von 1872 bis 1878 zahlten die Bundesstaaten zwischen 51,4 und 82,3 Millionen Mark Beiträge. Man hielt es für ganz selbstverständlich, daß das Reich „Kostgänger" der Bundesstaaten war. Da kam die Zeit der großen Steuer- und Wirtschaftsreformen. Der Zolltarif von 1879 eröffnete dem Reiche bisher ungeahnte Einnahmemöglichkeiten. In der Erwartung, daß das Reich in Zukunft viel mehr einnehmen werde, als es selbst verbrauchen könne, fürchtete man eine Überschußwirtschaft und war besorgt, daß dadurch das Budgetrecht des Reichstages geschmälert werden könne. Diese Bedenken waren nicht ungerechtfertigt. Der einfachste Weg, um solchen Bedenken Rechnung zu tragen, wäre gewesen, einen oder mehrere der Zollsätze beweglich zu gestalten. Aber da man die Zölle mit handelspolitischen Gründen motivierte (wenn auch wohl aus finanziellen Gründen wünschte), so mußte man eben Schutzzölle schaffen, die starr und unbeweglich der Wareneinfuhr wehrten. Es wurde ein künstlicher Weg gewählt. Von wem? Vom Zentrum. Für die Maigesetze des Jahres 1873 rächte sich diese kluge, durch den Kulturkampf gestählte Partei mit der Franckensteinschen Klausel, die sie dem Zolltarifgesetz einfügte. Dadurch wurde der Betrag der Zolleinnahmen, der über hundertdreißig Millionen im Jahre hinausging, der Verfügung des Reiches entzogen. Brauchte das Reich mehr, so mußte an den Reichstag appelliert werden.

Das bedeutendste Werk Bismarcks war sicherlich der Dreibund. Nach Lamprechts Meinung hat erst der Dreibund als die wahre Wiedergeburt des alten Reiches zu gelten. In der Tat erstreckte sich das ehemalige Römische Reich Deutscher Nation von der Ostsee bis zu den sizilischen Gewässern und von den Vogesen bis zur mittleren Donau, ein Gebiet, das jetzt von der Gruppe Deutschland, Österreich und Italien eingenommen wird. Obwohl jedoch durch den Dreibund die Macht des Deutschtums von der Ostsee bis Montenegro maßgebend wurde, hat gerade die Stellung der deutschen Parteien in Österreich selbst verloren. Daran waren die Parteien und ihre Führer selbst schuld. Sie waren gegen die Besetzung Bosniens. Der Grund war zweifach: man befürchtete, daß die Abordnung eines großen Besatzungsheeres die Ost- und Nordgrenze entblößen und dadurch Deutschland, vielleicht verbündet mit Rußland, zu neuem Angriff verlocken würde, und man wollte nicht noch mehr Slawen in das Staatswesen aufnehmen, was doch in diesem Falle für die Großmachtstellung Österreichs notwendig war. Die Ungarn dagegen wurden von Graf Andrassy aufs beste unterrichtet. Sie vernahmen, daß Bismarck, weit entfernt, die Besetzung Bosniens ausnutzen zu wollen, vielmehr zu derselben ermutigt habe, und daß ein Bündnis unterwegs sei. Die Führer der Ungarn benutzten das sofort. Sie waren es, die für Bosnien die Statthalter lieferten, zuerst Benjamin Kallay. Aber noch mehr; dadurch, daß sie allein sich den Wünschen der Zentralregierung gefügig gezeigt, ihre Absichten begriffen und sie unterstützt hatten, wurden sie und die Polen die wahren Leiter Österreichs bis zur Gegenwart. Die Deutschen aber, denen die Bedeutung der Lage nicht aufgegangen war — Bismarck nannte sie daher die „Herbstzeitlosen" —, ließen sich unter dem unseligen, lange dauernden Kabinett Taaffe immer mehr in unfruchtbare innerpolitische Kämpfe mit dem Slawentum, namentlich mit den Tschechen hineinhetzen. Die trübste Zeit des österreichischen Deutschtums, das noch obendrein durch inneren Zwist geschwächt war, brach herein.

Aufschwung der Kolonialpolitik (Aufteilung Afrikas).

In Bosnien hatten die Österreicher schwere Mühe. Es zeigte sich schon damals, was der Buren- und Hottentottenkrieg noch deutlicher offenbaren sollte, daß auch kleine Völker, wenn von der Gunst der Lage geschützt, lange und erfolgreich einer weit überlegenen Macht widerstehen können. Österreich, dessen Truppen der Kroate Philippowitsch befehligte, brauchte über zweihunderttausend Mann, um das kleine Ländchen völlig zu befrieden. Das geschah aller-

dings in zwei Monaten. Aber 1881 kam es schon wieder zu einem Aufstand, der mit Erbitterung auf beiden Seiten durchgefochten wurde. Die erstmalige Beruhigung scheint am letzten Ende nur durch Bestechung Hadschi Loyas (oder Loyos), eines einflußreichen mohammedanischen Führers, gelungen zu sein. Die Soldaten sangen ein Spottlied, dessen Schluß lautete:

Philippowitsch wird Ritter, Hadschi Loya — auch nicht bitter! —
Bekommt den Ehrensold. Nun denkt euch, was ihr wollt!

Im Transvaal stellte sich das Triumvirat Krüger, Pretorius und Joubert an die Spitze des Volkes und suchte in geheimen und öffentlichen Versammlungen den Haß gegen die Fremdherrschaft zu schüren und den Widerstand vorzubereiten. Auf Abbildung 350 sehen wir eine Anzahl vortrefflicher Charakterköpfe vereinigt. Der Aufstand brach aus. Die Engländer wurden in sechs Schlachten aufs Haupt geschlagen, bei Bronkhorstspruit, bei Potchefstroom, in der Nähe von Pretoria, bei Laings-Nek, bei Shuinshoogste und am Majubaberge. In den meisten Gefechten war die Zahl der Buren bei weitem geringer als die ihrer Gegner; da sie indessen durch ihr ausgezeichnetes Auge, ihre Ruhe und die beständige Übung in der Jagd es in der Treffsicherheit so weit gebracht haben wie schwerlich ein anderes Volk, so erlagen überall die im Schießen minder gut geschulten britischen Truppen. In der letzten Schlacht zeigte sich über alle Zweifel erhaben die Überlegenheit der Buren. Die Engländer unter Sir B. Cooley hatten über Nacht eine beherrschende Stellung auf dem hohen und abschüssigen Majuba an der Grenze zwischen Freistaat, Transvaal und Natal eingenommen. Als die Buren des am anderen Morgen, 27. Februar 1881, gewahr wurden, sprach sich General Joubert für den Rückzug aus. Da trat Vechtgeneral Smit auf: „Freiwillige vor! Wir wollen versuchen, den Berg zu stürmen." Und siehe, an hundertfünfzig Streiter begannen das Wagnis, den außerordentlich steilen Berg, den sechshundert Engländer besetzt hielten, hinanzuklettern, jede Klippe, jeden Felsvorsprung zur Deckung ausspähend, und sie vertrieben mit nie fehlendem Feuer die britischen Soldaten und töteten ihren General. In ganz Südafrika war die Erregung inzwischen auf das Höchste gestiegen, schon waren Hunderte von Freistaatbauern kriegslustig ihren Verwandten im Transvaal zu Hilfe geeilt; schon putzten die Kapburen die rostigen Flinten und überall loderte der Haß gegen England auf, ja man hoffte, sie ganz aus Südafrika verdrängen zu können. Schon waren auch die anderen Großmächte auf die Umtriebe Englands im fernen Süden, denen niemand noch gesteuert hatte, aufmerksam geworden — da sandte Gladstone den berühmten Drahtbefehl: „Wir haben den Buren unrecht getan, macht Frieden." Krüger nahm an und zeigte dadurch das wahre Zeichen eines großen Mannes, die Maßhaltung.



Abb. 347. Präsident Paul Krüger.

Johannes Stephanus Paulus Krüger war 1825 bei Colesberg in der nordöstlichen Kapkolonie geboren. Er war in dem Lager am Vechtkoop, wo sechsundzwanzig Mann von den Einwanderern an sechstausend anstürmende Matabele von ihrer befestigten Stellung zurückschlugen, und zwei Jahre später in Natal, als Piet Retief von der verräterischen Hand des Zuluhäuptlings Dingaan fiel. Vierzehnjährig beteiligte er sich an der Expedition, die Potgieter und Pretorius über den Vaal unternahmen, und achtzehnjährig wurde er bereits zum Feldkornett ernannt. 1852 wurde er Kommandant für Pretoria und Rustenburg, zehn Jahre später Generalkommandant und Mitglied des Ausführenden Rates. Lange blieb er in dieser Stellung, bebaute in Ruhe seine vielen Güter und mehrte seinen Reichtum. Er war zweimal verheiratet mit Frauen, die sich von hugenottischen Flüchtlingen herleiteten, in erster Ehe mit Jakoba Duplessis, in zweiter mit deren Base Gezina Duplessis; er hatte sechzehn Kinder. Da kam der Streit mit England und jubelnd erhoben die Transvaaler den bedeutendsten Mann des Triumvirats zum Präsidenten. Paul Krüger, vom Volke in seiner gemütlich-vertraulichen Art „Ohm Paul" genannt, war stark gebaut, er hatte das Gesicht eines grollenden Löwen, einen festen und trotzigen Mund; der Ausdruck seiner Augen wechselte wundersam zwischen Güte und Verschlagenheit (Abb. 347). Der Hauptfehler Krügers war eine maßlose Rechthaberei, auch sollte durch die lange Dauer seiner Gewalt eine unleugbare Herrschsucht bei ihm erwachsen.

Während die Engländer in Südafrika vorläufig nur Mißerfolg erlebten, mehrten sie in Ägypten, an der Guinea-

küste und auf Borneo das Reich. Auch andere Mächte rührten sich. Italien erlangte eine Konzession bei Massaua am Roten Meere. Frankreich besetzte mit Einwilligung Bismarcks, der es gern sah, daß sich unsere Nachbarn anderswo festlegten, um den Blick von dem „Vogesenloch“ abzulenken, Tunis und den Hafenplatz Dschibuti. Deutschland hätte 1880 Samoa haben können, allein der Reichstag verweigerte, auf eine Rede Ludwig Bambergers hin, die Mittel dazu, um später diesen Fehler bitter zu bereuen. Im fernen Osten wurde Korea erschlossen. Die Russen drangen unterdes in Turkestan unentwegt weiter vor. Skobelew veranstaltete 1881 ein großes Gemetzel unter den Turkmenen am Geoktepe, einer mäßigen Anhöhe (tepe heißt Hügel) der Wüste von Chowaresmien. Seitdem galt er als Nationalheld. Er hielt in Moskau und Paris unvorsichtige Reden, in denen er gegen Deutschland hetzte. Unter sehr beschämenden Umständen ist dieser Nationalheld inmitten einer Orgie gestorben.



Photo by Elliot & Fry, London.
Abb. 348. Stanley.

In Afrika war England so weit, daß schon Anfang der Achtzigerjahre britischer Einfluß am Südende des Njassa vorherrschte. In Mittelafrika waren es die Züge Camerons, deutscher Forscher und namentlich Stanleys (Abb. 348), die zur Gründung des Kongostaates führten. Auf den Pfaden der Entdecker folgten Halbblutaraber Sansibars und Kordofans, die Sklavenjagd und Islam nach dem Kongobecken verpflanzten. In Ägypten waren es die Khediven Ismaïl und sein Sohn Tewfik, die, mit Hilfe albanesischer, türkischer und westeuropäischer Abenteurer und Forscher, von Nubien aus Entdeckung und Eroberung nach dem Gazellenfluß und Wadelai ausdehnten. Unter Ismaïl hatte Ägypten eine Glanzzeit. Der Suezkanal ward eröffnet (dem berühmten Erbauer Lesseps wurde im Jahre 1900 das in Abbildung 349 dargestellte Ehrendenkmal am Eingang des Kanals errichtet), Wissenschaft und Kunst ward gefördert, die südliche Ausdehnung des Landes ging über alle Taten der Pharaonen und Kalifen hinaus. Freilich wirtschaftete Ismaïl so verschwenderisch, daß er binnen zehn Jahren zweieinhalb Milliarden Mark entlehnen mußte, dergestalt, daß die ägyptischen Finanzen unter englische und französische Aufsicht gestellt wurden. Die ägyptische Nationalpartei war unwillig über die Bevormundung durch Ungläubige und erhob Arabi-Pascha auf den Schild. Arabi wurde Kriegsminister; aber auf Betreiben der fremden Konsuln abgesetzt, empörte er sich, wobei es zu Christenmetzeleien kam. Der Khedive entfaltete die grüne Fahne des Propheten und erklärte den heiligen Krieg gegen Arabi. Das Experiment mißglückte völlig, Arabi wurde Herr der Lage. Nun kamen die Engländer, dem Khedive beizustehen. Der Beistand fand seinen Ausdruck in dem unnötigen und nutzlosen Bombardement von Alexandria 1882, in der Vernichtung Arabis durch Lord Wolseley bei Tel el-Kebir und schließlich in einer englischen Schutzherrschaft über Ägypten. Inzwischen hatte der durch Arabi entfachten Bewegung der Mahdi (Abb. 351) sich angenommen und führte den Widerstand gegen die europäische Einmischung fort. Der Mahdi, Mohammed Achmed, Sohn eines Zimmermannes, gehörte zur religiösen Bruderschaft des Sidi Abdelkader el-Djilani. Er wurde 1881 im Ostsudan als Prophet anerkannt, vernichtete am 4. November 1883 ein ägyptisches Heer unter dem englischen General Hicks, schlug am 5. Februar 1884 bei El-Teb eine kleinere englische Abteilung unter Baker, eroberte endlich am 26. Januar 1885 das von Gordon (Abb. 352) heldenmütig verteidigte Khartum und gründete ein Reich, das sich von Kassala bis nach Wadai erstreckte. Das Gebiet Ägyptens wurde um zwölf Breitegrade verkürzt und seine Südgrenze nach Wadi Halfa verlegt. Die Engländer aber betrachteten alle die einst von Ismaïl eroberten Länder als ein unveräußerliches Erbe Ägyptens, mithin auch des schutzherrlichen Englands, und warteten nur auf günstige Gelegenheit, den Mahdi aus jenen Ländern



Abb. 349. Denkmal für Ferdinand von Lesseps in Port Said.



Abb. 350. Pr[…]
empfängt im A[…]
Bure[…]
Nach dem Gemä[…]

zu verjagen. Übrigens hatten die Engländer bei der Besetzung des Niltales das feierliche Versprechen abgegeben, daß sie, sobald Ruhe eingetreten sei, sich wieder zurückziehen würden.

Um 1880 war eine Verbindung hergestellt zwischen den Entdeckungsgebieten von Matabeleland und Njassa, oberem Nil und der ostafrikanischen Küste, dem Seengebiet und dem Atlantischen Ozean, den Tsadländern und dem Mittelmeer und mit der Guineaküste. Es handelte sich in der Folge darum, die entdeckten Landstriche auch zu erobern und europäischer Herrschaft zu unterstellen. Der erste Versuch im großen Stile, der Anschlag auf die Nilhochländer, war zwar einstweilen gescheitert, doch in allen übrigen Teilen Afrikas war der Einfluß der Weißen unaufhaltsam im Steigen. Der Erfolg der Engländer in Südafrika ermutigte die Portugiesen wieder, so daß sie von



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

t Paul Krüger
renden Rat eine
dnung.
on Fr. Wichgraf.

neuem sich daran machten, ein Transkontinentalreich von Loanda nach Mosambik ins Werk zu setzen. Der Erfolg Stanleys und der Belgier stachelte die Franzosen an und Graf Savorgnan de Brazza baute in unglaublich rascher Zeit einen französischen Kongostaat auf, der Wadai zustrebte. Zugleich waren die Franzosen bemüht, Senegambien, wo sie seit dem siebzehnten Jahrhundert saßen und das sie, obwohl dreimal von den Engländern weggeschnappt, doch schließlich immer wieder behauptet hatten, auszudehnen und mit dem Tsadsee zu verbinden. Den Weg hatte General Faidherbe gebahnt (1854—1865), aber es dauerte, bei dem hartnäckigen Widerstand der Tukulöre, noch zwanzig Jahre, bis eine Regierungsexpedition den Tsad erreichte. Inzwischen machten auch die Engländer Anstrengungen in der Richtung nach dem Tsad zu. Die 1879 begründete Nigergesellschaft, eine

jener mächtigen Chartered Companies, die selbstherrlich wie die Fürsten schalten, wurde unter Sir George Taubman Goldie die ausschlaggebende Macht im Nigergebiet; sie kaufte eine französische Konkurrenzgesellschaft aus und rückte ihre Posten bis zum Benuë vor. Inzwischen nahmen auch die britischen Kronkolonien Lagos und Goldküste einen neuen Aufschwung. Nicht minder rührten sich die Spanier, die seit dem Siege über Marokko bei Tetuan (1860) stillgelegen hatten. Sie errichteten 1883 die Grundlage zu ihrer allerdings herzlich unbedeutenden Schutzherrschaft bei Kap Bojador. Die Besiedlung Südafrikas und Algeriens, der Erwerb des Kongo- und Nigerbeckens, die Besetzung von Ägypten und Tunis, die südeuropäische Kolonisation in Nordostafrika zu Anfang der Achtzigerjahre, das sind die Grundsteine abendländischer Herrschaft im dunkeln Erdteil. Als weiterer Baustein in dem großen Monumente erwies sich das Werk Deutschlands.

Die Ereignisse in Afrika berührten Europa nicht sonderlich. Nur die englische Besetzung Ägyptens rief einige Aufregung hervor. Europa gewöhnte sich an dauernden Frieden. Wenn man von der Balkanhalbinsel absieht, ist tatsächlich jener Friede seit 1871 nicht mehr gestört worden, obgleich ehrgeizige Generale, wie Skobelew und Boulanger, oft genug mit dem Säbel rasselten. Die lange Friedenszeit war eine Epoche aufsteigender Wirtschaft. Handel und Wandel belebten sich, die Technik machte riesige Fortschritte, der Reichtum wuchs. Auf kulturellem Gebiet erstarkte vor allem die Wissenschaft, während die Kunst, abgesehen von der Malerei, nur einen geringen Aufschwung nahm. Es war das Zeitalter von Mommsen, Ranke, Helmholtz, Pasteur, Harnack, Ramsay. Alles, was scharfes Sehen und Kritik erforderte, alles, was mit exakter Forschung zusammenhängt, erfuhr machtvolle Förderung. Alte Werte wurden umgewertet; lehrreiche Entdeckungen wurden gemacht. Alle Grundlagen des Seins erhielten eine andere Gestalt. Unser Verhältnis zur Vergangenheit und das zu unserer natürlichen Umgebung wurde völlig anders. Nietzsche suchte das Christentum zu stürzen und den Einzelmenschen wieder (wie einst Protagoras) zum Maß aller Dinge zu machen. Auch in der Kunst zeigte sich jene Gabe des scharfen Sehens. Nachdem noch einmal durch Courbet, Lindenschmit und Piloty die Historienmalerei erblüht war, kam die Freilichtmalerei auf, die von der Malerei aller früheren Jahrtausende grundsätzlich abweicht. Der Impressionismus, von Manet ausgehend, ward Trumpf. Rodin schuf moderne bewegte Leiber, wie sie kein früheres Geschlecht gesehen hat. Der vierte Stand machte sich auch in der bildenden Kunst geltend. Durch Benutzung von Stahl und Glas entwickelte sich ein neuer Stil in der Architektur. Auf musikalischem Gebiete nahm die Kunst Richard Wagners (gestorben 13. Februar 1883 zu Venedig) ihren Siegeszug durch die Welt.


Abb. 351. Der Mahdi.

Eine merkwürdige Erscheinung der Epoche, die mit dem steigenden Nationalismus zusammenhängt, war das Auftauchen der antisemitischen Bewegung. Sie wurde akut in Rußland, wo seit 1881 eine heftige Verfolgung der Juden an der Tagesordnung war, und in Österreich, wo die judenfeindliche christlich-soziale Partei unter Karl Lueger, dem Bürgermeister von Wien, ans Ruder kam.

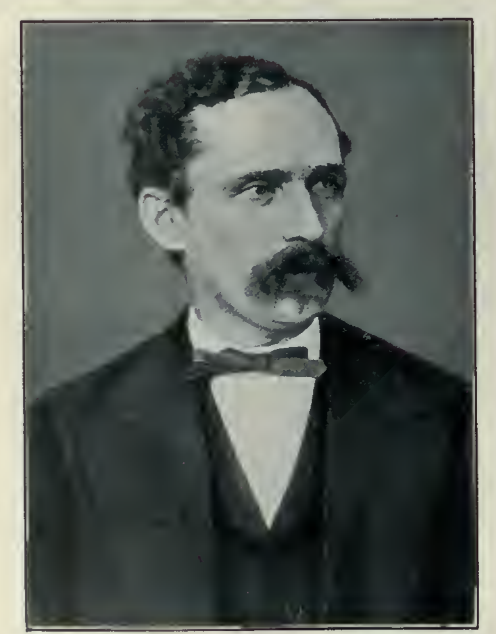
Die russische Judenverfolgung kann auch als eine Folge des Türkenkrieges angesehen werden. Die Unzufriedenheit machte sich Luft. Der Erfolg des Krieges mit der Türkei entsprach durchaus nicht den aufgewandten Opfern; weder Menschlichkeit noch Verwaltungstalent der Russen hatten sich in glänzendem Lichte gezeigt und an Stelle unzuverlässiger Vasallen erhoben sich nunmehr unabhängige Staaten zwischen der Türkei und Rußland, Staaten, denen ihre frisch erstrittene Freiheit eine gewisse nationale, in Rumänien antislawische Kraft verlieh und die daher den Weg nach der Hagia Sophia viel wirksamer versperrten, als schwache und unwillige Vasallen dies vermocht hätten. Da hier der Strom russischer Ausdehnung gestaut war, floß derselbe wieder nach anderen Gegenden, nach Turkestan und China. Die nächsten zwanzig Jahre zeitigten gleichwohl einen ungeheuren Fortschritt im Innern des ganzen Zarenreiches. Heutzutage unterscheiden sich russische Städte nicht allzusehr von solchen des Westens, weniger von englischen zum Beispiel, als diese von italienischen. Die Börsen, die Fabriken, die Verwaltungsgebäude, die Hotels, die Theater und Zeitungen, Bälle, Konzerte und Trachten, alles wie bei uns. Universitäten und ihre Fakultäten und entsprechende Formen des praktischen Lebens ebenfalls wie bei uns. Das Heer ist nach preußischem Muster eingerichtet, die Marine technisch so vollkommen wie die Flotten des Westens. Die neuzeitliche westliche Kultur ist der alten byzantinischen ungeheuer überlegen, und wie die Türkei, Siam und Japan sich dieser Überlegenheit gebeugt haben, so hat sie in Rußland umso leichter Eingang gefunden, als dort die westlichen Kulturträger auf verwandte Rassen stießen. Durch den Zustrom der modernen Kultur wurde nun nicht nur die Physiognomie des Bodens und namentlich der Städte im ganzen Reiche geändert, sondern auch

der Sinn des Volkes geweckt und neuen Anschauungen erschlossen. Umgekehrt freilich mußte es sich auch die Westkultur gefallen lassen, durch das östliche Volkstum eine andere Färbung zu erhalten. Es mutet uns seltsam genug an, daß in Rußland Schüler und Studenten und ihre Lehrer Uniformen tragen, daß in keinem Zimmer mit noch so moderner Ausstattung das Heiligenbild mit angezündeter Ampel fehlt. Vielfach aber diente das Neue lediglich dazu, alten Gehalt noch zu verstärken. Durch die bessere geistliche Ausbildung hat sich der früher oft verachtete Stand der Popen entschieden gehoben. Die moderne Staatsidee mit ihrem Beamtenmechanismus war gerade das, was russischem Formalismus und Automatentum zusagte. Der Industrialismus der Neuzeit fachte den urslawischen demokratischen Geist wieder an, wie er sich im kommunistischen „Mir" offenbart, und brachte den Sozialismus. Das Emporblühen von Handel und Gewerbe kräftigte die durch die Agrarkrisis halb ruinierten Barone und Fürsten und brachte dem Zaren einen ansehnlichen Zuwachs an Macht. Der Zar, dessen Zivilliste zwölfeinhalb Millionen Rubel beträgt, bezieht aus seinen Brennereien, aus den Goldgruben des Altai und des oberen Amur, aus den Ländereien Sibiriens, das zum größten Teile der Krone gehört, und einer Anzahl anderer Einkünfte weit mehr als das Dreifache. Der Aufschwung Rußlands ist in dieselbe Linie zu stellen wie die jüngste Entwicklung Persiens, Griechenlands, Chinas und der Türkei. In allen diesen Ländern ist, mag die Regierung noch so schlecht sein und finanziell noch so töricht wirtschaften, nach der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ein großer wirtschaftlicher Fortschritt erkennbar; überall sind Eisenbahnen und Telegraphen, sind Minen und Fabriken. Den Fortschritt danken die Länder nicht sich selber, sondern er ist ein Geschenk des Westens. Und zwar ein Danaergeschenk. Denn das Kapital zu den Bahnen, zu den Minen, den Fabriken liefert der Westen und macht dadurch die beschenkten Staaten wirtschaftlich von sich abhängig. Die Russen haben, trotz schöner Naturanlagen, nie irgend etwas von überragender Bedeutung selbst geschaffen, weder in Staat noch in Kirche, weder in der Wissenschaft noch im Erwerbsleben. Am ehesten noch in der Kunst, in Malerei und Musik, obwohl sie auch da nur Volkslieder und zum Beispiel keine einzige Oper von internationalem Ruf hervorgebracht haben, wenn man nicht Glinkas „Das Leben für den Zaren" dafür gelten lassen will. Und dann in militärischen Dingen, in der Einrichtung der Kosaken, wo eben der Tatarengeist noch fortwaltet. Sonst aber haben stets die Russen die wesentlichsten Grundzüge ihres öffentlichen und privaten Lebens von außen genommen, haben Fremdes höchstens treufleißig nachgebildet, meistens aber nur in verkümmerter Gestalt aufgenommen. So kam auch der industrielle Aufschwung von außen. Und mit ihm kam fremdes Kapital in das arme Land, das ohnedies an seiner durch den Türkenkrieg furchtbar vermehrten Staatsschuld daniederlag. Heute besitzt Frankreich für zwölf Milliarden Franken russische Staats- und Industriepapiere, Belgien hat etwa drei Milliarden geliefert, Deutsche und Juden spielen die erste Rolle an der Westgrenze und in Ostsibirien; in Baku spricht man schon von einem russischen Transvaal, selbst die Engländer haben vierzig Millionen Rubel dort angelegt. Und trotz dieser Hochentwicklung, trotz seiner unermeßlichen Reichtümer, trotz der Einführung der Goldwährung, die seit fast zwei Jahrzehnten praktisch im Lande herrscht, befindet sich das Riesenreich fortwährend in der beschämendsten Geldnot. Weil eben der finanzielle Glanz zum guten Teil Schein ist, Abglanz fremden Reichtums, ist er nur ein Anzeichen fremder Übermacht. Was allein Rußland rettet, ja über andere erhebt, was ihm unerschöpfte Widerstands- und Angriffswucht verleiht, das ist das Zarentum. Die Einheitlichkeit der Regierung ist für ein vielrassiges, viele Religionen umfassendes Weltreich ein unermeßlicher Vorteil, der tausend Schäden aufwiegt. In der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts machte sich jedoch in Rußland eine romantische Bewegung bemerkbar, wiederum eine verdünnte Nachahmung des Auslandes, der deutschen Romantik; die Bewegung war mit freiheitlichen Regungen, mit einer Auflehnung gegen den Absolutismus verquickt. Sie führte 1881 zur Ermordung Alexanders II. Die Rolle der Romantiker und Nihilisten übernahmen jetzt Sozialisten und verwandte Elemente. Aber der Nihilismus trat sehr bald wieder in den Hintergrund. Die trotz aller Schlappen siegreiche auswärtige Politik, das unaufhörliche Wachstum asiatischen Besitzes blendeten die Augen des Volkes und rissen es mit fort. Der Vorteil einheitlicher Leitung und das fruchtbare Zusammenarbeiten von Regierung und Volk zeigt sich im hellsten Lichte in der Kolonisation. Unaufhörlich sind die Russen auf der Wanderung gewesen, nach Osten, nach Norden, nach Süden, und auch die Besiedlung der außereuropäischen Gebiete hat schon vor Jahrhunderten eingesetzt. Eine Hochbewegung zeigte sich indes erst, seitdem die äußere Politik im Volke Verständnis und Widerhall fand, erst 1891, als der Bau der sibirischen Bahn begonnen wurde. Seitdem sind über


Photo by The London Stereoscopic Company, London.
Abb. 352. General Gordon.

fünf Millionen Siedler in Sibirien eingewandert und auch in Transkaukasien stieg die Zahl der Europäer auf nahezu zwei Millionen. Diese innere Entwicklung ist noch weit wichtiger als die äußere. Das Wachstum Rußlands war nach dem türkischen Kriege auf die Dauer von einigen Jahren zum Stillstand gelangt. 1884 nahm das Vordringen der Russen in Mittelasien mit der Einnahme von Merw seinen Fortgang, 1885 wurden die Afghanen zurückgedrängt und die allmähliche Besetzung des Pamirs eingeleitet, wodurch es zu Reibereien mit England kam. Der Gegensatz, der sich zwischen den beiden Weltmächten (dem Walfisch und dem Bären, wie Bismarck sagte) immer mehr zuspitzte und in einen Weltkrieg auszuarten drohte, kam jedoch nicht in Mittelasien, sondern im fernen Osten zu zeitweiliger Bloßstellung. England nahm 1886 Port Hamilton an der Südküste Koreas und Rußland Wönsan oder Port Lazarew im Nordosten. Beide Erwerbungen wurden jedoch zurückgegeben. Den Ratgebern des Zaren war es mehr um innere Festlegung zu tun als um neue Ausdehnung. Sie bauten Eisenbahnen, die turkestanische, 1888 bis Samarkand, 1898 bis Andidschan geführt, die sibirische, 1901 bis Strjetensk am oberen Amur eröffnet, und die Linie Orenburg-Taschkent, die 1903 fertig wurde.

Während Rußland unaufhörlich sein Gebiet in der Nordhälfte des ungeheuren asiatischen Kontinents vermehrte, war England im Süden des Erdteils nicht müßig. Ob man von einer bewußten Politik Englands sprechen darf, ist fraglich, zumal die Torys und Whigs, jetzt Unionisten (weil für die feste Einheit des Reiches, namentlich der vier Staaten Großbritanniens eintretend) und Liberale genannt, fortwährend in der Regierung wechselten; im allgemeinen sind aber die Unionisten für eine starke Politik, während die Liberalen, deren bedeutendster Führer Gladstone war, als Little Englanders verschrieen waren, von den Kolonien und Kolonialkriegen wenig wissen wollten und für die Selbständigkeit, die Homerule von Irland eintraten. Vermutlich war es die Wucht der Ereignisse selbst, die England zu einer beständigen Ausdehnung veranlaßte und der äußeren Politik des Landes den Anschein der Folgerichtigkeit gab. Nachdem der Afghanenkrieg begonnen, Zypern und Ägypten besetzt waren, wurde 1884 ein weiterer Teil von Belutschistan annektiert, sowie in Südafrika die Kalahari. Im Jahre 1882 stellte sich Nordborneo unter britische Oberhoheit und wurde 1888 einer Freibriefgesellschaft (deren Anfänge auf 1878 weisen) zugewiesen. Das Land der Gesellschaft hatte den malaiischen Sultanen von Brunei und Sulu gehört. Frankreich wurde in Tongking in Kämpfe verwickelt, die tatsächlich zu einem ernsthaften Kriege, nämlich mit China, führten (1884—1885). Auch drangen die Franzosen in der Sahara vor und fochten unaufhörlich mit den Tuareg. Als ob die Republik noch nicht beschäftigt genug sei, begann sie auch noch (1883) einen Krieg auf Madagaskar.


Abb. 353. Dr. Gustav Nachtigal.

So war auf der Erde eine große Menge von Zündstoff angehäuft, als Deutschland in die Ära der Kolonialpolitik eintrat. Die große Spannung, die zwischen England und zwei seiner bedeutendsten Nebenbuhler bestand, erleichterte es dem Fürsten Bismarck, mit seinen Ansprüchen zu einem erfolgreichen Ziele zu gelangen. Schon seit den Siebzigerjahren waren Rheinische Missionare bei den Hottentotten von Namaland tätig. Die Engländer schickten 1877 Palgrave hin, um das Gebiet zu erforschen. Palgrave riet zur Annexion; während der Wirren im Transvaal und im Zululand hatte aber niemand Zeit, sich um das öde Namagebiet zu kümmern. Nun machte im Frühling 1883 der Bremer Kaufmann Lüderitz eine Entdeckungsfahrt nach Angra Pequena und kaufte die ganze Bucht nebst Umgebung für zweihundert Gewehre und zweitausend Mark. Zugleich schwebten damals Verhandlungen mit England, da die Rheinische Mission geschädigt worden war und sich nach einem Schützer umsah. Die britische Regierung lehnte es ab, für die Mission einzutreten, erklärte aber nichtsdestoweniger, daß sie eine Niederlassung des Deutschen Reiches als einen Eingriff in ihre Rechte betrachte. In Kapstadt wurde man schon aufmerksam und berief ein Protestmeeting, da schritt Bismarck rasch zur Tat und drahtete an den deutschen Konsul in Kapstadt: „Nach Mitteilung des Herrn Lüderitz zweifeln die Kolonialbehörden (des Kaplandes), ob seine Erwerbungen nördlich vom Oranjefluß auf Schutz des Deutschen Reiches Anspruch haben. Sie wollen amtlich erklären, daß er und seine Niederlassung unter dem Schutze des Reiches stehen." Das war am 24. April 1884. Dieser Tag ist der Geburtstag der deutschen Kolonien. Im Juli wurde der neue Besitz des Deutschen Reiches von Großbritannien anerkannt. Ein Abkommen, das ein Jahr darauf getroffen wurde, erweiterte den Besitz bis zur Kalahari, ein Gebiet, weit größer als ganz Deutschland. Eine Gesellschaft wurde gegründet, die dem kühnen Bremer seine Erwerbungen abkaufte. Lüderitz, der sein nicht gerade beträchtliches Vermögen ganz an Südwestafrika gesetzt hatte, wurde dadurch zwar vor dem Bankrott gerettet, aber er konnte sich des Erfolges nicht lange freuen; bald darauf

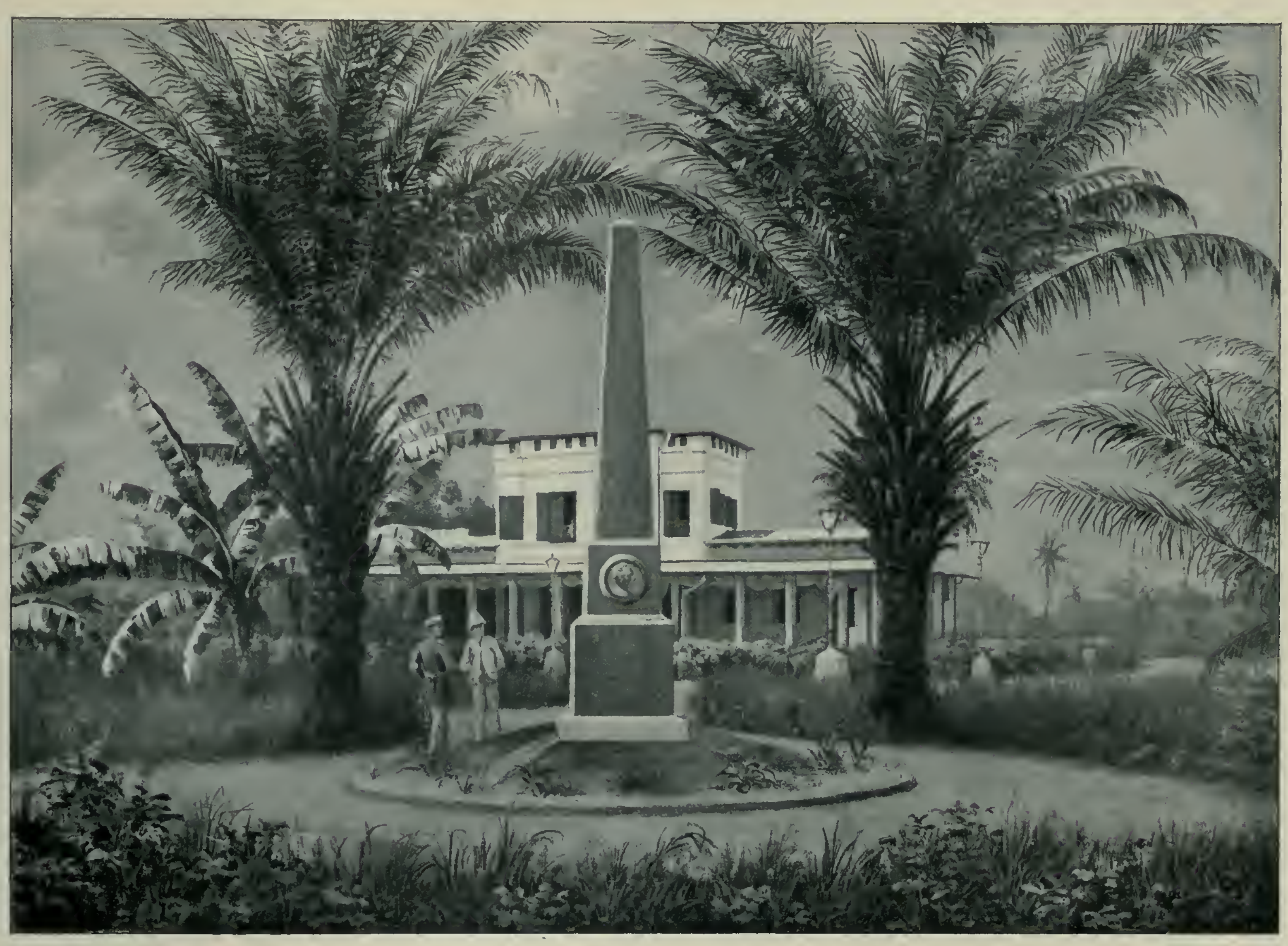


Abb. 354. Nachtigals Grab vor dem Kameruner Regierungsgebäude in Duala. Nach der Originalzeichnung von Fr. Leuschner.

ist er im Oranjefluß ertrunken. — Dr. Gustav Nachtigal (Abb. 353), der große Afrikaforscher, damals deutscher Konsul in Tunis, wurde von Bismarck nach Westafrika gesandt, wo Bremer Kaufleute mehrere Faktoreien besaßen. Gegen die Umtriebe der Engländer hatte schon einmal ein deutsches Kriegschiff an der Guineaküste Stellung genommen. Jetzt begab sich der König von Togo unter deutschen Schutz und schloß zu dem Ende mit Nachtigal am 5. Juli 1884 ein Bündnis ab. Nun segelte Nachtigal auf der „Möwe“ nach Kamerun weiter und schloß einen Vertrag mit König Bell. In Kamerun waren Hamburger Kaufleute, denen die Neger das Leben schwer machten. Da kam ein kleines Geschwader unter Admiral Knorr und beschoß einige Dörfer der Eingeborenen und schuf die Grundlagen zu der Kolonie Kamerun. Nachtigal starb auf der Rückreise am 20. April 1885. Seine Gebeine wurden drei Jahre später nach Kamerun übergeführt; sein Grab ist mit einem Denkmal geschmückt (Abb. 354).

Die überseeische Ausdehnung des Vaterlandes war ein Gedanke, der damals in der Luft lag. Schon 1882 war zu Frankfurt am Main unter dem Vorsitz des Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg eine Schar von etwas über zweihundert Männern zusammengetreten, die den Deutschen Kolonialverein begründeten. Die Aufgabe dieser Gesellschaft war und ist mehr oder weniger theoretischer Art. Sie will aufklären, will werben und Verständnis für Kolonialpolitik erwecken. Im Frühling 1884 tat sich ein anderer Verein auf, der sich eine praktische Tätigkeit zur Aufgabe setzte, die Gesellschaft für deutsche Kolonisation. Die Führer waren Friedrich Lange, Karl Peters, Graf Behr, denen sich später der von mühseligen Lehr- und Wanderjahren in Südafrika zurückkehrende Graf Joachim Pfeil anschloß. Man brachte fünfundsechzigtausend Mark auf. Die modernen „Argonauten“ gingen unerkannt und teilweise im Zwischendeck nach Sansibar und schlossen zwölf Verträge mit Häuptlingen in Usagara, Usegua, Ukami und Nguru. Die Verträge wurden amtlich bestätigt. Die von Peters begründete Ostafrikagesellschaft erhielt am 27. Februar 1885 einen kaiserlichen Schutzbrief. Zur selben Zeit erwarben wir ein Drittel von Neuguinea, den Bismarckarchipel und dazu später die Marschall- und Salomoninseln. Flaggenhisser war dort Otto Finsch, der früher mit dem bekannten Tierforscher Brehm zusammen eine Reise nach Westsibirien gemacht

hatte. Der Vater des ganzen Planes war Adolf von Hansemann. Die Erfahrung, daß die englischen Kolonien eroberungsüchtiger sind als das Mutterland, wiederholte sich auch in der Südsee. Queensland machte Anspruch auf Neuguinea und die ganze Flur blühender Eilande bis zur Fidschigruppe. Deutscherseits waren aber schon seit langem hanseatische Faktoreien in der Südsee. So wurde der Anspruch Queenslands zurückgewiesen.

Das Verhältnis zwischen England und Rußland hatte unterdessen eine weitere Verschärfung erfahren. Nach der Eroberung von Merw besetzten die Russen, wie wir gesehen haben, afghanisches Gebiet. Es kam zu einem Gefecht in Pendjeh. Die afghanischen Truppen, von englischen Offizieren geführt, wurden zerstreut. Man darf vermuten, daß die Engländer, um sich Luft zu verschaffen, im Balkan wühlten. Prinz Alexander von Battenberg (Abb. 355), ein naher Verwandter des englischen Königshauses, war, gegen den Willen des Zaren und gegen die ausdrückliche Verwarnung Bismarcks, am 29. April 1879 Fürst von Bulgarien geworden. Er fing jetzt einen Krieg gegen Serbien an, den er auch glücklich durchführte. Der Battenberger gewann die Schlacht von Sliwnitza. Sein Gegner war König Milan (Abb. 356). Die nie ruhende Balkanfrage schien einmal wieder aufgestört zu werden. Daneben fand England noch Zeit, sich in Hinterindien zu betätigen. Thibau, der König von Birma, hatte sich anmaßend gezeigt. Da beschlossen die Engländer, sein Reich an sich zu reißen. Nun hatten damals aber auch die Franzosen eine bedeutende Truppenmacht und eine ansehnliche Flotte in den südasiatischen Gewässern. Zudem vollzog sich eine Annäherung zwischen Frankreich und dem Lande des Zaren, wo die panslawistische Agitation neuerdings eine heftige Steigerung erlebte. Bismarck benutzte diese Spannung, um seine kolonialen Forderungen durchzudrücken. Dafür nahm er jetzt in der Regel für England Partei, während er früher Frankreich begünstigt hatte. Trotzdem gaben die Briten Rußland gegenüber nach. Sie verzichteten auf weitere Einmischung in Afghanistan und widersetzten sich nicht dem Verlangen der Russen, Batum am Westabhang des Kaukasus zu einem Kriegshafen zu machen. Den Battenberger aber ließen die Engländer fallen.



Abb. 355. Fürst Alexander von Bulgarien.

Einstweilen hatten sowohl England als auch Frankreich genug mit Eingeborenen zu tun. England vollendete jetzt die Besetzung Birmas und machte eine Zeitlang den Versuch, den ägyptischen Sudan zurückzugewinnen. Frankreich dagegen führte mit allem Nachdruck, zu Wasser und zu Land, den Krieg gegen China weiter.

Inzwischen fand die Kongokonferenz statt. Die Aufforderung zu einer Zusammenkunft, um die afrikanische Frage zu regeln, ging von den Portugiesen aus, die nicht bloß eingebildete, sondern auch wirkliche Landgerechtsame ihrer Besitzungen bedroht sahen. Die Anregung ward im Juni 1884 von England aufgenommen und dann geriet, dem politischen Gravitationsgesetze folgend, die Angelegenheit fast ganz von selber in deutsche Hände. Im November trat der Kongreß in Berlin zusammen (Abb. 357). Die Portugiesen forderten nun zuerst alle Länder zwischen Kilwa und Loanda für sich. Im Zeitalter der Entdeckungen hatte man eine sehr bequeme Art der Annexion. Man nahm feierlich Länder in Besitz, die man nie gesehen hatte. Immerhin hatten portugiesische Händler und Krieger wirklich einen großen Teil der genannten Länderstrecken durchstreift, und wenn wilde Bantustämme inzwischen das Gebiet eingenommen hatten, so war der schlummernde Anspruch der Portugiesen darauf juristisch mindestens so klar begründet wie der englische Anspruch auf die vom Mahdi eroberten Landstriche. Es wurde aber auf dem Kongokongresse vereinbart, daß in Zukunft nur die wirkliche Besetzung und Verwaltung eines Territoriums zu Hoheitsansprüchen berechtige. Auf Grund dieser Regel wurden alle schwebenden Grenzstreitigkeiten in Afrika erledigt und dadurch zum erstenmal die europäische Eroberung des Erdteils in einen festen Rahmen gebracht. Alle späteren Verständigungen sind bis jetzt im wesentlichen Ausflüsse der Kongoakte gewesen. Die Portugiesen erlangten einigermaßen Schutz vor ihren englischen Bedrängern, sie erreichten in der Tat ein gut Stück mehr, als der Wortlaut der internationalen De facto-Besetzungstheorie ihnen zubilligte. Es wurde ferner der Kongostaat unter belgischem Schutz als internationaler Staat anerkannt und es wurden die Grenzen der deutschen Kolonien vorläufig festgelegt. Noch während der Kongreß tagte, kam es in Südafrika zu neuen Verwicklungen. Die Buren hatten Ostbetschuanaland und Westzululand, Deutschland die Santa Lucia-Bai und Großbritannien das Schiregebiet annektiert. Die Briten trugen den Sieg davon; der damalige Unterstaatssekretär Herbert Bismarck ließ sich von Rosebery „breitschlagen“ (wie sein Vater sich ausdrückte) und zog die deutsche Flagge zurück; die Buren wurden durch General Charles Warren aus den in Besitz genommenen Farmen hinausgeworfen.



Die Nacht vom 13. zum 14. März 1888 im Dom zu Berlin.

Nach dem Gemälde von Artur Kampf.

1886 erfolgte durch England die Angliederung Nordbetschuanalandes und 1889 die Gründung der South Africa Company, was die Annexion des Matabele- und Barotselandes nach sich zog.

Frankreich war 1884—1885 in Feindseligkeiten mit China verwickelt. Es handelte sich um eine Erweiterung des 1863 konstituierten französischen Indochina durch Tongking. Der Himmelssohn als Suzerän Tongkings widerstrebte. Über Tongking war es beinahe schon 1883 zum Krieg gekommen, doch hatte das geschickte Eingreifen des Marquis Tseng einen Frieden vermittelt, der freilich sehr bald gebrochen werden sollte. Da die Franzosen zu Lande keine Fortschritte machten, ja sogar Schlappen erlitten, suchten sie den Krieg zur See auszufechten. Admiral Courbet zerstörte das Arsenal von Futschau und warf sich auf Formosa. Als dies nichts nützte, sperrte er den Golf von Petschili, so daß der Tributreis nicht mehr nach Peking gelangen konnte. Da gaben die Chinesen nach und schlossen Frieden, Tongking dem Feinde überlassend. — In Madagaskar hatte die Königin Ranavalona III., die am 1. Juli 1883 ein Ultimatum erhielt, während die Küsten von Admiral Pierre blockiert wurden, sich zu einer Teilung der Insel bereit erklärt. Dagegen wollte sie sich nicht dazu verstehen, den Freundschaftsvertrag von 1860 zu verlängern. Sie dachte sich den Engländern zu nähern und sie gegen Frankreich auszuspielen. Der genannte Admiral bombardierte Tamatawe und nahm die Stadt. Er hatte dabei fortwährend gegen die Einmischung eines englischen Kriegschiffes, der „Dryad", und des englischen Missionars Shaw anzukämpfen. Man wollte jetzt eine größere Unternehmung gegen die Howa ins Werk setzen. Die Howa aber gaben nach und gestanden 1885 zu, daß in Zukunft Frankreich über ihre auswärtigen Beziehungen entscheide.


Abb. 356. König Milan von Serbien.

Vor 1884 wußte man noch nichts von Imperialismus. Das einzige Reich der Erde, das sich ihm näherte, legte lauten Einspruch gegen die Verwirklichung einer Weltherrschaft ein. Die Briten kümmerten sich wenig um ihre Kolonien. Sie riefen: Pereat India. Sie hielten es für das Richtige, daß einst die Kolonien reif würden und abfielen, wie ein Apfel vom Stamme fällt, selbständig würden und die Mutter verließen, wie ein erwachsenes Kind das Elternhaus verläßt, um sich ein eigen Haus zu gründen. Bright und Gladstone erklärten es direkt für unsittlich, Erwachsenen noch einen fremden Willen aufzwingen zu wollen. Freilich, das war in England immer und stets nur Theorie. Das war die Welt als Vorstellung. Die Tat dagegen war stets anders in England als der Gedanke. Da war die Welt nur Wille. Palmerston war der größte praktische Vorläufer des heutigen Imperialismus, während ein Bright Reden hielt und die Menge begeisterte. Man kannte damals das Wort Imperialismus noch nicht. Dafür die Sache. Selbst die Liberalen mußten wider Willen Eroberungspolitik treiben. Die Umstände waren stärker als sie. Derselbe Gladstone, der leidenschaftlich für Menschenrechte und irische Homerule eintrat, ließ Alexandrien beschießen, ließ die Schlachten von Bronkhorstspruit und Majuba schlagen. Nun regte sich gar die Gegenströmung, die auf engeren Anschluß der Kolonien an das Mutterland hindrängte. Die Strömung trat deutlich zu Tage, als der Mahdi sich im Sudan erhob und Gordon in Khartum bedrängt wurde. Ganz von selbst eilten die Colonials, Kanadier und Australier, England in seiner Not zu Hilfe. Es schadete auch wenig der Begeisterung, daß militärisch das Zusammenarbeiten oft schwieriger war, als man sich vorgestellt hatte. Ein berühmter australischer Rechtsanwalt war als Freiwilliger nach Suakin gekommen. Er hatte einen Feldwebel über sich, der ihm daheim die Schuhe gefertigt. Er wollte sich von dem sozial so viel Tieferen nichts sagen lassen, wurde wegen Gehorsamsverweigerung vor das Kriegsgericht gestellt und mußte wohl oder übel verurteilt werden. Zu fünf Jahren. Nun konnte man doch nicht gut einen Mann, der Behaglichkeit und Praxis im Stich gelassen, der sein Leben für ein Ideal in die Schanze schlagen wollte, zum Lohne mit langjähriger Haft bedenken. Schließlich fand man den Ausweg, daß man ihm Gelegenheit gab, zu entfliehen — und kein Steckbrief ward ihm nachgesandt. Das waren jedoch Kleinigkeiten. Die Begeisterung war echt und das, obwohl doch England gar nichts im Sudan zu suchen, durchaus kein Lebensinteresse zu verfechten hatte. Es handelte sich allerdings tatsächlich um noch größere Dinge. Krieg mit Rußland drohte. So war das Jahr 1884 das Geburtsjahr des britischen Imperialismus. Im selben Jahr machte der Historiker Froude, der beste Schüler Carlyles und sein Biograph, eine Reise um die Welt. Er beschrieb seine Eindrücke, mit Reflexionen untermischt, in einem Werke, das er „Oceana" nannte. Es ist das klassische Buch, ist die Bibel des Imperialismus. Froude legt darin das Hauptgewicht auf die

Rasse. Er zitiert Horaz — non his parentibus — wo er vom Verderb der Rasse spricht, wie sie von Geschlecht zu Geschlecht gesunken, bis zur Gegenwart, die wiederum zeugen werde prolem — deteriorem. Nur durch Licht, Luft, Sport und Rührigkeit, sagt Froude, könne solche Gefahr abgewendet werden. All das aber gewährleisteten die Kolonien. Nur müßten sich, um nicht, in zu starker Betonung des Leiblichen, des Tierischen und Materiellen, in Barbarei zu verfallen, um in der Kultur zu bleiben, die Kolonien eng an das kulturspendende Mutterland anschließen. Unter Mitwirkung Froudes, Dilkes, der sich durch sein Buch „Greater Britain" bekannt gemacht hatte, und Roseberys entstand 1884 die Imperial Federation League.

Wir selbst hielten es anfangs noch für möglich, große transafrikanische Reiche zu schaffen, von Sansibar nach Kamerun und von der Santa Lucia-Lagune über Transvaal nach der Walfischbucht, und wir müssen bedauern, daß diese hehren Blütenträume nicht reiften; aber schließlich kann man sich doch nicht verhehlen, daß die anderen Völker lange vor uns auf dem Platze waren, daß Ostafrika und Namaland eigentlich zur britischen Interessensphäre gehörten, und daß es erstaunlich ist, daß wir überhaupt, vorzüglich durch Bismarcks meisterhafte Schlagfertigkeit, so viel am Ende noch erlangt haben und nicht etwa, wie die Italiener, an den harten Brocken, die übrig gelassen wurden, uns die Zähne ausbeißen mußten. Viel mächtiger aber, als wir auf Afrika einwirkten, ist die Wirkung Afrikas auf uns gewesen. Jetzt erst wurde Deutschland endgültig aus der kontinentalen Beschränktheit herausgerüttelt, jetzt erst auf das Weltmeer und zur Weltpolitik geführt. Hatte Bismarck 1870 und 1878 die Geschicke Europas entschieden, so war er bei dem Kongokongreß 1885 dazu berufen, die Geschicke Afrikas zu regeln und dadurch Deutschlands Bedeutung der ganzen Erde vor Augen zu führen. Wenn daher die Gründung unserer Kolonien keine auffallende Wendung in der afrikanischen Geschichte hervorzurufen vermochte, so ist doch umgekehrt Afrika epochemachend für uns gewesen.

Die Väter der deutschen Kolonialpolitik waren von hochfliegendem Enthusiasmus getragen. Sie wollten nicht nur neues Land, sie wollten vor allem neue Taten, neue Hochziele, neue Lebensideale. Sie erkannten,



Abb. 357. Eine Sitzung der Kongokonferenz in Berlin. Nach der Originalzeichnung von Jean Lulvès.

daß dem Deutschen Reiche eine Verengung, Versumpfung, Verknöcherung drohe. Denn Stillstand ist Rückgang. Daher wollten sie aus der bedrohlichen Enge hinaus, wollten über das Weltmeer flüchten, weit weg von Polizeimaßregeln und Philisterei, weg von dem bunten Einerlei schillernder Feste, von dem Rausche patriotischer Phrasen. Den starken Trank des Kriegsfeuers statt des einschläfernden Opiums der Friedenseligkeit! Und wahrlich, unserem Volke wäre etwas genommen, wenn es um all die Großtaten afrikanischer Helden ärmer würde. Sie haben unserer Einbildungskraft neue Nahrung, dem Gesamtbilde deutscher Gegenwart neue Farben verliehen; die Züge und Abenteuer unserer Wissmann, Peters, Lüderitz, Flegel, Nachtigal, Bülow, Gräbenitz, François, Zintgraff, Hutter, Götzen, Scheele, Liebert, Francke und Deimling haben den Reichtum unserer nationalen Geschichte gemehrt. Die Schilderung ihrer Drangsale und Waffentaten, die ruhig einer Anabasis Xenophons oder den Wikingerfahrten der Edda gegenübergestellt werden können, sie war ein herrlicher Begeisterungstrank für das deutsche Volk. Freilich der Zweck all jener harten Arbeit, die Schaffung eines besseren, höheren Deutschlands, in dem jeder nach seiner Eigenart wirken und sich tüchtig ausleben könnte, er ward nicht völlig erreicht. Konnte allerdings schon deshalb nicht erreicht werden, weil eben die Grundlage dazu fehlte, weil keine erhebliche Auswanderung nach den Kolonien ging. So war Kolonisieren lange Zeit hindurch mit Regieren, Verordnen, Zölle- und Steuererheben gleichbedeutend, der Bureaukratie war Tür und Tor geöffnet und der Polizeistaat der Heimat ward einfach nach den Kolonien übertragen. Man war, insofern Lebensideale in Betracht kamen, so weit wie zuvor. Die Blütenträume waren geknickt. Die alte Philisterei hatte auch über See ihren Einzug gehalten. Nicht minder waren die großen Eroberungspläne gescheitert. Unsere Pioniere hatten ein weites Transkontinentalreich gründen wollen, das sich vom Sambesi quer durch Afrika bis nach Abessinien im Osten und bis zum Niger im Westen zu erstrecken hätte. Man hat es versäumt, den Buren rechtzeitig beizuspringen, als diese einen Querriegel durch den ganzen Erdteil von Santa Lucia bis nach dem Kunene zu schieben trachteten. Man hat Peters im Stiche gelassen, als er Uganda für unsere Interessen gewann und so die Möglichkeit einer transkontinentalen Einflußsphäre bis hinüber zu den Kamerunbergen schuf. Das ist nun einmal nicht wieder gutzumachen. „Kein Schicksal schafft Geschehnes ungeschehn“, heißt es in „Odins Trost“. Aber die Folgen der damaligen Unterlassungssünden erstrecken sich bis auf die jüngste Gegenwart.



Abb. 358. König Ferdinand von Bulgarien.

Das Jahr 1870 macht einen gewaltigen Abschnitt in der nationalen Bewegung, aber so gut wie gar keinen in der Aufteilung der Erde. Auf die russischen Taten in Turkestan, die französischen in Indochina, die britischen in Abessinien folgt 1872 nur die Gründung Kimberleys. Dann aber haben wir zu verzeichnen die Ausdehnung Frankreichs in Algerien, die Züge Livingstones und Stanleys und 1876 die russische Eroberung Ferghanas.

Die Jahre 1870—1880 waren durch die Erschließung Mittelafrikas, die britische Eroberung Transvaals und Njassalands, den Zug der Japaner nach Südformosa und den zweiten Afghanenkrieg, die Jahre 1880—1884 durch Frankreichs Niederlassung in Dschibuti und Obok, Italiens in Massaua, englische Vorstöße in Ostafrika und die Gründung des Kongostaates ausgefüllt. Buren und Briten zogen nach Stellaland; die Russen kamen nach Merw; Engländer nach Ägypten. 1884—1885 war der französisch-chinesische Krieg; die Einverleibung ganz Birmas; Engländer und Russen bekämpften sich in Afghanistan; deutsche Erwerbungen geschahen in Afrika und Neuguinea. 1885—1890 war der Kongokongreß, wurde der Sansibarvertrag geschlossen und erfolgte der Aufbau von Französisch-Nord- und Westafrika. 1890—1900 war die Erweiterung des französischen wie des englischen Reiches in Südasien, das Vorgehen der Russen in der Mandschurei; die englische Eroberung des ägyptischen Sudans; das Zusammentreffen von Engländern und Russen am Pamir; Erschließung Westaustraliens und Alaskas; Hawaii wurde amerikanisch.

Aus dieser nackten Gegenüberstellung geht ohne weiteres hervor, daß der Eintritt Deutschlands in die Kolonialbewegung keineswegs Epoche macht, sondern nur ein Glied in einer großen Kette bildet. Auch hat Deutschland kaum die hervorragendste Rolle in dem kolonialen Wettrennen gespielt.

Am meisten Gewinn haben aus der gespannten Lage und den inhaltschweren Ereignissen von 1884 die Engländer davongetragen. Sie erhielten das Gebiet der Ölflüsse in Westafrika, nahmen Betschuanaland, so neuerdings die wichtige Straße nach dem Sambesi sich freimachend, erlangten durch die schmähliche Preisgabe Gordons die moralische Berechtigung, seinen Tod zu sühnen, und damit die Anwartschaft auf den ägyptischen Sudan, besetzten

Nordborneo und Oberbirma, infolgedessen ihnen dieses reiche Land mit viereinhalb Millionen Seelen und dadurch der Zutritt zu Westchina in die Hände fiel.

Wir haben schließlich noch darauf hinzuweisen, daß der koloniale Aufschwung Europas mit dem wirtschaftlichen Niedergang zusammenhing, der Anfang der Achtzigerjahre in der ganzen Welt zu beobachten war. Es handelte sich für die Europäer darum, sich neue Absatzquellen zu verschaffen, wenn sie nicht im wirtschaftlichen Kampfe ums Dasein zurückbleiben wollten. Der gedachte Niedergang ist nun seinerseits zum Teil auf die Abnahme des Goldvorrates, die den Welthandel ungünstig beeinflußte, zurückzuführen. Wenn im Jahre 1853 allein aus Kalifornien über eine Milliarde Mark Gold erflossen war, so brachte die Goldausbeute der ganzen Erde im Jahre 1883 nur dreihundert Millionen. Das war der tiefste Stand der Goldproduktion. Eine neue Wendung in dem Nachfrage- und Produktionsverhältnisse der edlen Metalle, wie eine solche in den Fünfzigerjahren durch die fast gleichzeitig in Kalifornien und Australien erfolgte Entdeckung ungewöhnlich goldreicher Alluvialschichten eingetreten war, erfolgte seit 1884.



Abb. 359. Die letzte Heerschau Kaiser Friedrichs III. im Schloßpark z



:lottenburg am 29. Mai 1888. Nach dem Gemälde von Karl Georg Koch.

Diesmal kam die gute Botschaft von dem neuen, plötzlich auftauchenden Dorado gleichfalls aus dem Lande unserer Antipoden, und zwar aus einem ganz anderen Distrikte, als es derjenige ist, welcher seit dem Jahre 1851 der Welt so viel Gold geliefert.

Es ist sicher, daß die Entdeckung der reichen Goldfelder von Viktoria einen revolutionierenden Einfluß auf die gesamten Wirtschaftsverhältnisse der Welt ausübte. Vom Jahre 1851 bis 1884 wurden daselbst 53023985 Unzen Gold im Werte von über zweihundert Millionen Pfund Sterling gewonnen und dem Verkehr zugeführt. In dem Jahrzehnte jedoch, das mit 1884 schloß, zeigte sich die australische Goldproduktion in merklicher Abnahme begriffen; die reichen Alluvialschichten waren mehr oder weniger erschöpft, und da die Entdeckung bisher unbekannter Alluviallager in dem Maße weniger wahrscheinlich ward, als der australische Kontinent erforscht und zugänglich gemacht wurde, so waren starke Steigerungen in der Goldproduktion Australiens in der Zukunft kaum zu erwarten. Diese sichtliche Abnahme der Goldgewinnung nicht nur Australiens, sondern der sämtlichen goldproduzierenden Länder überhaupt bil-

dete das stärkste Beweismittel der Verteidiger und Anhänger des Bimetallismus, indem sie mit Genugtuung darauf verwiesen, daß die große Schwierigkeit der Goldwährung hauptsächlich darin besteht, daß nicht Gold genug vorhanden ist und nicht genug neu erschürft wird, um es all den Ländern, die als Bewerber um die Goldwährung auftreten, möglich zu machen, ihre jetzigen Zirkulationsmittel, namentlich die vorhandenen Milliarden Kurantsilber, in das neue Währungsmetall umzusetzen.

Nun wurden aber neue ergiebige Goldminen in Westaustralien entdeckt. Gleichzeitig begannen größere Goldfunde im Transvaal. Zunächst auf den De Kaapschen Goldfeldern bei Barberton. Dann, seit Weihnachten 1885, auf dem Witwatersrand. Goldhaltige Quarze erstrecken sich über ein ungeheures Gebiet von Südafrika; sie reichen von der Delagoabai bis hinüber nach der Walfischbai und zerstreute Trümmer finden sich bis in den äußersten Süden der Kolonie. Anfang des neunzehnten Jahrhunderts fand Lichtenstein Gold im Warmen Bokkeveldt; der Fund ist im Berliner Museum. Dem großen deutschen Geologen Leopold von Buch fiel im Jahre 1845 die Ähnlichkeit zwischen den goldführenden Hängen Australiens und denen Südafrikas auf; zu verschiedenen Zeiten wurden seit einem halben Jahrhundert einzelne Funde gemacht und auch eine Zeitlang ausgebeutet, namentlich ward schon 1854 das Edelmetall auf dem Witwatersrand entdeckt, ohne daß sich weitere Forschungen daran geknüpft hätten. Folgenreicher waren erst Streifereien des Geologen Mauch, der mit Hartley 1867 an mehreren Stellen des Matabelelandes Gold entdeckte. Schon im nächsten Jahre bildete Sir John Swinburne eine Gesellschaft und begann den bergmännischen Abbau mit einer Dampfmaschine, hatte jedoch, trotzdem der Boden sich sehr reich erwies, keinen sonderlichen Erfolg. Im Anfang der Siebzigerjahre wurden fortwährend Funde gemacht und zogen nach und nach eine Menge Diggers von Kimberley nach dem Transvaal. Das wahre Goldfieber entstand aber erst im Jahre 1886. Die Alluvialfelder von De Kaap im östlichen Transvaal lockten Tausende von Abenteurern an; Barberton erhob sich und in demselben Jahre wurden aufs neue Entdeckungen am Rande gemacht. Wie aus dem Boden hervorgestampft, wie durch den Schlag einer Wünschelrute wuchs Johannesburg in die Höhe, mit einer Schnelligkeit, die selbst bei amerikanischen Städten unerhört ist. In wenigen Jahren stieg, durch die neuentdeckten Fundstätten von Edelmetall, die jährliche Goldproduktion der Erde auf über eine Milliarde Mark. Es war dies nicht das geringste Ergebnis der Kolonialbewegung, von der, wie von einer gewaltigen Epidemie, die halbe Welt zugleich erfaßt war. Ärgerlich blieb nur an der Sache, daß so wenig oder so gut wie keine Tropfen von dem Goldregen auf deutsches Gebiet fielen. Die Goldfunde kamen ganz überwiegend den Engländern zu gute.



Abb. 360. Ludwig Windthorst.

Johannesburg war ein Ereignis, das zum zweitenmal mit der zermalmenden Wucht eines dämonischen Schicksals unerwartet in Südafrikas Entwicklung eingriff, das die wackeren Buren aus patriarchalischer Einfachheit unwiderstehlich in den tollen Strudel der Spekulation und das wirre Getriebe modernsten Lebens stürzte. Die Entdeckung von Gold im Transvaal hat doppelt so nachhaltige Folgen gehabt für ganz Südafrika, als die von Diamanten in Griqualand. Es gelang den Briten, festen Fuß im Transvaal zu fassen und aufs neue die Fackel der Zwietracht dort zu entzünden, es gelang ihnen, alle Übel und Laster der Kultur vor den Augen der Buren auszubreiten und ihnen das Gift der Spekulierwut einzuimpfen, sie bauten in Johannesburg Frauenhäuser und Spielhöllen, brachten Gin und Whisky, Totalisator und Heilsarmee und bewirkten, daß Diebstahl, Raub und Totschlag, die man früher nicht kannte, zum gewöhnlichen Tagesereignis wurden im Transvaal. Die Buren haben sich diesen modernen, durch die Engländer ins Land gebrachten Einflüssen nicht entziehen können; sie erkrankten an der Zivilisation einer alten, verdorbenen Welt, wie einst die Goten und Franken zur Merowingerzeit. Allein der Umschwung aller Dinge hat dem tapferen, geschäftsunkundigen Kernvolke auch genutzt. Wäre nicht immer von neuem der Zwang von außen und Probleme im Inneren an die Buren herangetreten, so würden sie in lauter einzelne Republiken, Oranjefreistaat, Transvaal, Lydenburg, Shoemansdal, Neue Republik, Goschen, Stellaland, Upingtonia und kleine Gemeinwesen in Sambesia sich zersplittert haben: nun wurden sie durch die Übermacht der Ereignisse unweigerlich zu immer engerem Zusammenschlusse gedrängt. Zugleich, statt eines kulturlosen Dahinlebens, wurden sie durch die Fülle neuer Aufgaben und Pflichten, durch den Kampf um ihre Existenz, zu einer mit den anderen Völkern gemeinsamen Kulturarbeit genötigt und durch die Wirren des Nationalitätenstreites im Inneren und der Diplomatie nach außen auf den Anschluß an Stammverwandte und damit auf höhere nationale Ziele hingewiesen. Außer den politischen und moralischen Folgen hatten die Goldfunde, wie in

geringerem Maße einst die Diamantenfunde, eine bedeutende Rückwirkung auf das Verkehrswesen und den Handel Südafrikas. Vier große neue Eisenbahnen wurden gebaut und der Handel hob sich um zweihundert Millionen Mark jährlich binnen weniger als einem Jahrzehnte. Wie die Erschließung Australiens und Kaliforniens und deren Beherrschung durch die Weißen, so ward die Besiedlung Südafrikas durch die Jagd nach Gold unermeßlich gefördert.


Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphot., Berlin u. Hamburg.
Abb. 361. Dr. Ernst Lieber.

Die Türkei ist seit hundert Jahren nie recht zur Ruhe gekommen. Unaufhörlich wechselten innere Unruhen mit äußeren Verwicklungen ab. Der Berliner Kongreß hat keineswegs einen Abschluß dargestellt. Die Zerbröckelung des Osmanischen Reiches nahm ihren Fortgang. Zypern kam an England, Bosnien an Österreich, 1881 besetzten die Griechen Thessalien, ohne daß der Einspruch der Mächte etwas genutzt hätte, und 1885 bemächtigte sich Bulgarien Ostrumeliens, für das es zwar die Oberhoheit der Pforte noch anerkannte, aber nichtsdestoweniger jene Provinz — das Gebiet von Philippopel — wie sein Eigentum behandelte. Auch in der Asiatischen Türkei fehlte es nie an Unruhen. Die arabische Landschaft Jemen war so gut wie immer im Aufstand begriffen und auch Armenien war von heftigen Wirren zerwühlt. Die christlichen Armenier und die mohammedanischen Kurden lagen sich beständig in den Haaren.

Der von England preisgegebene Battenberger erlag der Rache der Russen. Durch die Intrigen des Generals Kaulbars kam es dahin, daß sich Fürst Alexander am 7. September 1886 zur Abdankung genötigt sah. Der riesengroße, lebenslustige Mann, der sich später mit einer Schauspielerin verheiratete, war noch jahrelang als Graf Hartenau eine auffallende Erscheinung in den Residenz- und Badestädten Europas. Sein Nachfolger auf dem bulgarischen Fürstenthron wurde Prinz Ferdinand von Sachsen-Koburg (Abb. 358), dem es später gelingen sollte, Bulgarien zum Königreich zu machen.

Die Annäherung zwischen Rußland und Frankreich sollte jetzt Früchte tragen. Unsere Nachbarn jenseits der Vogesen begannen sich wieder zu fühlen, begannen einen Revanchekrieg wieder für möglich zu halten. Verschiedene Reibereien an der Grenze fielen vor. Der Fall Schnäbele machte viel von sich reden. In Frankreich galt für den kommenden Mann ein ehrgeiziger Offizier, auf den sich die royalistische wie bonapartistische Hoffnung vereinigte: General Boulanger. Kriegsgerüchte durchschwirrten die Luft. Da löste Bismarck den Reichstag auf, um eine Mehrheit für eine neue umfangreiche Heeresforderung zu erhalten. Weil die Vorlage das Reich auf sieben Jahre festlegen wollte, sprach man von einem Septennat. Dies Wort wurde die Parole für die Wahl eines neuen Reichstages. Die Parteiverhältnisse hatten sich unterdessen folgendermaßen gestaltet. Nachdem die Bewegung von 1848 zum mindesten äußerlich vollkommen gescheitert war, wenn auch tatsächlich durch sie die Neigung zu einem konstitutionellen Regime, zum Parlamentarismus gefördert worden war, hatten die Anhänger des Alten, die Reaktionäre oder Junker, wie ihre Gegner sagten, die Konservativen, wie sie sich selbst nannten, wieder Oberwasser bekommen. Die Junker hielten an altpreußischen Traditionen fest und wollten von dem neuen Reiche wenig wissen. Die Gründung des Reiches wurde tatsächlich zwischen den einzelnen Kabinetten vereinbart und von den Fürsten proklamiert. Um aber die Gründung zu behaupten, um das Errungene durchzuführen und weiter auszugestalten, dazu benutzte Bismarck die Kraft des volkstümlichen Gedankens, der während des ganzen Jahrhunderts die Triebfeder zu der Einigung Deutschlands gebildet hatte, benutzte die Hauptvertreter jener Volkströmung: die Nationalliberalen. Dies nahmen ihm die Konservativen sehr übel und machten ihm in vielfacher Richtung das Leben sauer. Eine andere starke Partei erwuchs in dem Zentrum. Durch den Kulturkampf angestachelt, durch eine musterhafte Organisation und straffe Disziplin gekräftigt, durch hervorragende Führer, wie Schorlemer-Alst, Windthorst (Abb. 360) und Lieber (Abb. 361),


Abb. 362. Eugen Richter.

geleitet, erlangte das Zentrum eine Macht, die gegebenen Falls den Ausschlag geben konnte. Das Betonen christlich-patriarchalischer Anschauungen, der Gehorsam vor der Autorität, das Festhalten an den Errungenschaften der Vergangenheit verband die Klerikalen mit den Konservativen. Bismarck selbst hat geäußert, daß ihm ein Zusammengehen jener beiden Parteien erwünschter vorkomme als ein Bündnis der Konservativen mit dem Freisinn. Unter der starken Faust Eugen Richters (Abb. 362) waren die Freisinnigen, auch Fortschrittler genannt, zu nicht unerheblicher Bedeutung gelangt. Man hätte von Richter mit besserem Rechte sagen können als später vom Kanzler, daß er polternd und nörgelnd hinter dem Reichswagen herlief. Immerhin beruhte seine Kritik, namentlich in finanziellen Dingen, auf ausgebreiteter Kenntnis. Noch radikaler als er, nicht nur wie der Freisinn den Ausgaben für Kolonien und Militär abgeneigt, sondern auch republikanisch gesinnt war die Volkspartei, die sich vorzüglich auf die Demokratie des Südens stützte und viel Bewunderung für auswärtige Muster, besonders Frankreich und England, hegte. Freisinn und Volkspartei zusammen nennt man auch die Linksliberalen. Beide sind industriefreundlich und Anhänger des Friedens. Zum Schluß ist der Sozialdemokraten zu gedenken. Sie machten sich schon 1870 bemerkbar, indem sie gegen den Krieg agitierten und der Pariser Kommune ihre Sympathie aussprachen. Im Laufe der Jahre nahmen die Sozialisten gewaltig an Zahl und Geltung zu. Einstweilen aber verhielten sie sich im öffentlichen Leben rein negativ. Sie lehnten einfach alle Vorlagen der Regierung ab. Das Wort kam auf: „Ich kenne die Absichten der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie.“ Nur langsam gingen sie zu einer anderen, weniger weltfremden Taktik über, um zunächst in der örtlichen Verwaltung Fuß zu fassen und dann auch im Reichstage mehr Einfluß zu erlangen. Noch weiter links als die Sozialisten stehen die Anarchisten, die sich aber bis jetzt zu keiner politisch wirksamen Organisation zusammengeschlossen haben. Es war nicht leicht für Bismarck, in diesem Gewirre feindlicher Bestrebungen eine aktionsfähige Mehrheit für seine, außerdem nicht selten wechselnden Pläne zu bekommen. Jetzt aber benutzte er die französische Drohung, um eine regierungsfreundliche Majorität zusammenzuschweißen — das erste Kartell der staatserhaltenden Parteien. In dem neuen Reichstag hielt Bismarck im Februar 1887 eine glänzende Rede, in der er das schwerste Geschütz gegen Frankreich auffuhr. Das Septennat wurde bewilligt. Einstweilen aber dauerte die Kriegsgefahr noch fort. Erst die Weltausstellung von Paris, die die Gedanken der Franzosen ablenkte, und dann das feige Zurückweichen Boulangers und sein Ausscheiden aus dem öffentlichen Leben vermochten es, die düsteren Wolken zu zerstreuen. Boulanger hat sich dann später auf dem Grabe seiner Geliebten in Brüssel erschossen.

Auch Deutschland sollte nur zu sehr durch andere Ereignisse beschäftigt werden. Kaiser Wilhelm I. starb am 9. März 1888. Auf dem Kampfschen Bild (siehe unsere Kunstbeilage) sehen wir den Schmerz und die Trauer um den greisen Kaiser eindrucksvoll dargestellt. Sein schwerleidender Nachfolger nannte sich Friedrich III. Es war das immerhin ein Beweis dafür, daß der preußische Gedanke in Berlin noch stärker war als der Reichsgedanke, sonst hätte der Nachfolger Friedrich I. heißen müssen. Der Zwiespalt ist ja aus dem Beispiel Karls V. bekannt, der in Spanien als Karl I. ausgerufen war. Die kurze Regierungszeit, die dem erlauchten Dulder beschieden war, ist tieftraurig gewesen. Alle Welt und Friedrich selbst wußten, daß seine Tage gezählt seien. Unsere Abbildung 359 schildert in ergreifender Weise, wie er noch wenige Wochen vor seinem Tode seine Pflichten zu erfüllen suchte. Gegen die Erwartungen vieler Liberaler, die in Friedrich einen Förderer ihrer Ideen sahen, hielt auch der zweite Kaiser an Bismarck fest. Nur daß er den äußerst mißliebigen Kultusminister von Puttkamer entließ, muß als eine Konzession gegenüber den Liberalen aufgefaßt werden. Die Kunst der Ärzte, darunter die des Engländers Sir Morell Mackenzie, verlängerte das Martyrium Friedrichs bis zum 15. Juni 1888. Der damals neunundzwanzigjährige Wilhelm II. bestieg den Thron. Wie es im Mittelalter als Pflicht eines neuen Herrschers galt, die Herzogtümer und Marken selbst in Augenschein zu nehmen und die Grenzen des Reiches zu begehen, so hat Wilhelm II. in erweiterter Auffassung jener Pflicht alle Residenzen Europas nach seinem Regierungsantritte besucht.

Die neue Ära.

Seit 1861 war ununterbrochen bis 1885 die republikanische Partei in den Vereinigten Staaten am Ruder geblieben. Unter dem nüchternen Rutherford Hayes, dessen Minister, der Rheinländer Karl Schurz (Abb. 364), viel für die Hebung der schmählich vernachlässigten Forsten tat, unter dem tatkräftigen Selfmademan Garfield, der 1881 einem Meuchelmörder erlag, und seinem Nachfolger, dem tafelfreudigen Arthur, war es dem Gemeinwesen leidlich gut gegangen. Nur hatte der besiegte Süden Grund, über Ungerechtigkeiten und Gewalttätigkeiten zu klagen. Endlich, nach einem Vierteljahrhundert, raffte sich der Süden, neben der Stadt Neuyork und ihrer, meist von Iren geleiteten, Tammany Hall der Hauptsitz der Demokraten, wieder auf und sandte 1885 Cleveland (Abb. 363) ins Weiße Haus. Der Rechtsanwalt Cleveland war eine durch und durch tüchtige, grundehrliche Persönlichkeit. Von großer


Abb. 363. Präsident Cleveland.

Arbeitskraft, jedermann leicht zugänglich, war der wohlbeleibte, wohlwollende Mann selbst bei seinen politischen Gegnern nicht unbeliebt. Die Wahl von 1888 brachte jedoch wiederum einen Republikaner auf den Präsidentensitz, den zwar rührigen, aber im Grunde recht farblosen Harrison. Mit ihm hebt ein System des Hochschutzzolles an, das mit dem Namen Mac Kinleys, damaligen Gouverneurs von Ohio, verknüpft ist. Des einen Brot, des andern Tod! sagt ein schwedisches Sprichwort. Für Nordamerika bedeutet der Mac Kinley-Tarif den Beginn eines unerhörten Aufschwunges der Großindustrie, für die übrige Welt bedeutet er eine grimmige Herausforderung. Die Vereinigten Staaten, die sich bisher in der Regel abseits gehalten hatten, die sich fast nie in europäische Dinge einmischten, traten damit offen in den Kampf mit der Alten Welt. Schon sieben Jahre nach Annahme des Tarifs erzeugte die Union mehr Stahl als England; vierzehn Jahre darauf erzeugte sie mehr als England, Deutschland und Frankreich zusammen. Sehr bald wird nun außerdem die Monroelehre, die in den letzten Jahrzehnten wenig betont worden war, die noch Bismarck eine Unverschämtheit genannt hat, aufs neue aus ihrer Verborgenheit herausgesucht und weiter ausgebildet. Der unüberbrückbare Gegensatz zwischen Nordamerika und Europa ist hinfort ein Hauptfaktor der Weltgeschichte. Dazu tritt ein womöglich noch schärferer Gegensatz zu Asien. War schon 1882 die Einwanderung von Chinesen sehr erschwert und nahezu verboten worden — ein Gesetz, das erst um zehn Jahre, dann für unbestimmte Zeit verlängert wurde — so wird in den Neunzigerjahren die Rassenfeindschaft immer heftiger.

Durch die Kolonialpolitik und den Aufschwung Amerikas, ferner durch die Erschließung Asiens, wo Japan 1890 seine Verfassung erhielt und seinen ersten Reichstag berief, sind ganz frische Ausblicke eröffnet worden, ist eine neue Ära heraufgestiegen. Schon länger war auf kulturellem Gebiete ein neues Zeitalter angebrochen. Der Gedanke der Entwicklung war, vornehmlich durch Darwin, zunächst in der Naturwissenschaft zum Siege gelangt, dann aber, besonders durch die Tübinger Schule vorbereitet, in der Theologie. Vielleicht noch bedeutender als die Forschungen Darwins war die Entdeckung des Heilbronners Robert Mayer von der Erhaltung der Kraft. Die Arbeiten von Helmholtz, Ramsay und Röntgen, die Entdeckung der Bazillen und des Radiums, die exakte Ausgestaltung der Anthropologie und Geographie brachten die Naturwissenschaften um ein gutes Stück weiter. In der Astronomie kam der Grundsatz zur Anerkennung, daß auch die Sonne nicht stillsteht, sondern sich mit erheblicher Geschwindigkeit im Weltenraum weiterbewegt.

Für die Geisteswissenschaften wurde besonders fruchtbar die Ehe von Entwicklungsidee und Vergleichung. So entstand die neue Wissenschaft der Volkskunde, auch Folkloristik genannt (von dem schottischen folk-lore), so wurde von Joseph Kohler die vergleichende Rechtswissenschaft, von den Franzosen Guimet und Burnouf, den Deutschen Max Müller, Saussaye, Wellhausen, Vollers, dem Italiener Graf Gubernatis und den Engländern Tylor und Robertson Smith die vergleichende Religionswissenschaft, von Bastian, Lamprecht, Breysig und dem Pariser Kreise der Revue synthétique die vergleichende Geschichtswissenschaft begründet. Weniger Nutzen konnten Medizin und Chemie aus der Vergleichung schöpfen, da ihre Fortschritte doch fast ausschließlich dem Experiment zu verdanken sind. Einen ganz neuen Zweig der Wissenschaft stellt die Volkswirtschaft oder Politische Ökonomie dar. Ihre großen Namen sind die Engländer Adam Smith, Ricardo, Bright (Vertreter des die Kräfte frei schalten lassenden „Manchestertums"), die mächtigen Einfluß auf die britische Politik, namentlich die Gladstones, gewannen, die Franzosen Bastiat, Levasseur, Leroy-Beaulieu und die Deutschen Roscher, Wagner, Schultze-Gävernitz. Die Geschichte des Altertums wurde von Niebuhr, Mommsen (Abb. 365) und den Briten Gibbon und Grote gefördert, die des Mittelalters von Nitzsch und Ranke (Abb. 366), die der Neuzeit von Macaulay, Carlyle und seinem Schüler Froude, von den Amerikanern Prescott und Bancroft, den Deutschen Sybel und Treitschke (Abb. 367). Viele dieser Historiker waren zwar glänzende Schilderer, aber unzuverlässig und in ihren Vermutungen hastig. Am gründlichsten ist Ranke gewesen. In der Gegenwart genießt die Tugend der Zuverlässigkeit die größte Anerkennung. Sie


Abb. 364. Karl Schurz.


Abb. 365. Theodor Mommsen.


Abb. 366. Leopold von Ranke.

wird nicht selten bis zur trockenen Nüchternheit übertrieben, womit Bancroft und Bryce, Waitz und Solowjow schon einen Anfang machten. Seit rund 1890 ist dann eine neue Ära für die Geschichtsphilosophie angebrochen, durch die auch die Geschichtschreibung frisches Leben erlangte. Als Sieger aus dem langwierigen und erbitterten Streit um die Grundsätze seiner Wissenschaft ist Lamprecht (Abb. 368) hervorgegangen, der im Mai 1909 das Institut für Kultur- und Universalgeschichte in Leipzig eröffnete. In der neuen Philosophie haben Schopenhauer, Lotze, Herbart, E. Hartmann mit wesentlich psychologischen Untersuchungen und hat Nietzsche mit dem Hochziel seines Übermenschen neue Wege gewiesen. Für die Erweckung persönlichen Lebens sind die Philosophen nicht ohne Einfluß gewesen. Auf die Beurteilung der Geschichte hat das Ideal des Herrenmenschen, verknüpft mit der Wertschätzung der Rasse, geradezu epochemachend gewirkt. Von Carlyle, der ein Buch über „Heldenverehrung" schrieb, bis zu Kapitän Mahan, dem Schilderer von Seehelden, von Gobineau bis zu Houston Stewart Chamberlain, dem Herold germanischer Art, und dem Deutschland Friedrich Langes verläuft eine gleichmäßige, wenig unterbrochene Linie. Am stärksten aber ward die Geschichtschreibung von der unerhörten, nie geahnten Zunahme ihres Stoffes befruchtet. In Mesopotamien und Ägypten wurden Ausgrabungen veranstaltet, deren Funde nicht nur der Bibelkritik dienten, sondern die auch unsere Kunde um Jahrtausende vermehrten; gleichzeitig erzwang das außereuropäische Ausland angestrengte Aufmerksamkeit und lockte zu vergleichender Betrachtung.

Auch in der Kunst kündete sich ein neuer Kurs an. Das Empire und der Klassizismus war von dem Nazarenertum und dem Biedermeierstil abgelöst worden. Ein wüster Eklektizismus folgte, der bis in die Siebzigerjahre seine Herrschaft behauptete. Das Beste schufen noch Courbet und Lindenschmit; das Historienbild feierte Triumphe. Nun geschah, von Manet und Monet und anderen Franzosen ausgehend, eine Wiedergeburt der Malerei. Nicht mehr nach Muster, sondern nach der Natur! wurde des Künstlers Wahlspruch. Das Pleinair oder die Freiluftmalerei kam auf. Das reine Photographieren der Natur, insbesondere ihrer Häßlichkeiten, führte zum Naturalismus: zu der Armeleutemalerei Uhdes, den verzerrten Arbeitermuskeln Rodins und der Manier Zolas. Der Gegenschlag gegen diese Übertreibung war der Symbolismus. Ebenfalls in der Malerei sowohl als auch in der Dichtung. Es ist öfters aufgefallen, daß die Taten von 1870/1871 bei uns keine große Dichtung ausgelöst haben. Auch die Werke des vaterländischen Dramatikers Wildenbruch, der ein Enkel des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen war, und der für die Germanen begeisterten Dichter Wilhelm Jordan und Felix Dahn können nicht als solche gelten. Immerhin ist von Liliencron bis zu dem Symboliker Rainer Maria Rilke eine stattliche Zahl bedeutender Dichter erblüht. Am reichsten entfaltet sich nach dem Vorgange eines Goethe, Walter Scott und Bulwer, Dumas, Sue das dichterische Vermögen der Gegenwart im Roman. Sein Meister war Alphonse Daudet. Auch bei uns ist eine große Fülle von Talenten auf diesem Gebiete, ohne daß einer oder eine allein den unbestrittenen Vorrang behauptet. Beachtung verdient, daß in den letzten Jahrzehnten die Frauen sich als Romanschöpferinnen rühmlich hervortun.

Eine merkwürdige Erscheinung der Gegenwart ist überhaupt das Hervortreten der Frauen. Im Wesen ist die Frauenfrage eine Folge des langen Friedens, der Freizügigkeit und der wachsenden Industrialisierung.

Der Hauptgrund für das Fehlen übermächtiger Kunstwerke nach 1870 ist aber anderswo zu suchen. Der Sinn des Zeitalters wandte sich überhaupt von der Kunst, von Dichtung und Philosophie ab und wandte sich dem praktischen Leben, der Technik und Politik, zu. Die Zeit nach 1870 ist die klassische Zeit der Elektrizität. Licht, Trambahnen, Eisenbahnen, Glocken und Signale, Kraftübertragungen, alles wird elektrisch, sogar ein Teil der Heilkunde und ein großes Gebiet der Chemie, die im Bergbau das elektrolytische Verfahren benutzt. In Amerika kommt die elektrische Hinrichtung, die Elektrokution, in Aufnahme. Die Akkumulatoren ermöglichen eine



Chinesische Artillerie auf dem Rückzug.

Nach der Originalzeichnung von R. C. Woodville.

viel geeignetere Verwertung der Wasserfälle als je zuvor und eine Aufspeicherung der Kraft, von der man früher auch nicht die leiseste Ahnung besaß. Hierdurch, wie auch durch die beständige Verbesserung und Vermehrung der Dampfmaschinen, wächst der Wohlstand der Menschheit ins Ungeheure. Die Bergwerke geben viel reichere Erträgnisse. Im Jahre 1882 betrug die Goldausbeute der ganzen Erde nur vierhundert Millionen Mark. Durch die mächtigen Vorkommen in Australien, die 1884, und im Transvaal, die seit Weihnachten 1885 erschlossen wurden, ward die Ausbeute um ein Vielfaches gesteigert. Jetzt ist die Jahresproduktion auf eintausendsiebenhundert Millionen Mark gestiegen. Ebenso ging es mit Silber, dergestalt, daß 1893 ein schlimmer Wertsturz des Silbers erfolgte und seitdem, trotz vorübergehender Erholung, die Entwertung noch weitere Schritte gemacht hat. Unermeßlich war ferner die Steigerung des Erträgnisses der Kohlenzechen und der Kupferausbeute. Während nun die britische Nation sich zur Herrin der wichtigsten Goldfelder gemacht hat, wurden die Vereinigten Staaten die größten Förderer von Kupfer, das für die Elektrizität so wichtig ist, weiter von Erdöl und Eisen. Deutschland und Belgien können wenigstens in Kohle und Eisen eine Rolle spielen, wenn sie es auch nicht so weit bringen werden wie England und Amerika. Mit der Technik wuchsen nicht minder Handel und Verkehr, wuchs die Länge der Telegraphen und Kabel sowie die Länge der Eisenbahnen und die Zahl und Größe der Handelsschiffe. Einzelne Gewaltmenschen erstanden, die sich die neue Ordnung der Dinge zu nutze machten und, mit Hilfe der Technik, riesige Besitztümer anhäuften. Die Hälfte der Kolossalvermögen der Gegenwart ist aus Eisenbahnen und Bergbau erflossen. Auch taten sich hie und da einige Kapitalisten zusammen und gründeten den noch mächtigeren Trust. Das klassische Land der Truste ist Nordamerika; das Vorbild aller Truste und der stärkste von ihnen ist die Standard Oil Company, eine Gründung John Davison Rockefellers. Die „Magnaten" übten sehr bald einen beträchtlichen Einfluß auf die Politik aus. Zunächst auf die innere. Aber dann wurden sie die Vorbereiter und Förderer des Imperialismus. Eine Schöpfung des neueren Industrie- und Verkehrszeitalters ist das Ausstellungswesen. Neben einer Fülle von Landesausstellungen auf jedem Gebiete wurde eine ansehnliche Zahl von Weltausstellungen veranstaltet. London eröffnete 1851 den Reigen, dann folgte 1855 Paris; beide Städte sahen in den Sechzigerjahren wiederum Weltausstellungen in ihren Mauern und zwar London 1862, Paris 1867. Es folgten Wien 1873, Philadelphia 1876 (zugleich als Jahrhundertfeier der Unabhängigkeitserklärung), Paris 1878, dann bei den Gegenfüßlern in Australien Sydney 1879 und Melbourne 1880 und 1888. Ferner Paris 1889, Chikago 1893, Antwerpen 1894, Brüssel 1897, Paris 1900, St. Louis 1904, Lüttich 1905, Mailand 1906, Brüssel 1910. Eine weitere will Japan 1914 abhalten. Das Gewerbe hat von den „Weltjahrmärkten" viel Nutzen gehabt, wenn auch zeitweilig eine Übermüdung eintrat. Auch hatten manche Ausstellungen, wie die Pariser von 1867 und die Chikagoer, durch die eigentlich erst der Norden und der Süden völlig versöhnt wurden, politische Bedeutung.


W. Höffert in Berlin phot.
Abb. 367. Heinrich von Treitschke.

Verbündet mit der Technik ist das Bankenwesen. Es beruht zur Hälfte auf Anleihen, staatlichen, städtischen und industriellen, zur Hälfte auf den Bedürfnissen von Handel und Wandel. Auch dieses hat im neunzehnten Jahrhundert einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Freilich nicht ohne empfindliche Rückschläge. Davon gibt ein beredtes Zeugnis eine ganze Anzahl von finanziellen Krisen, von denen später noch zu reden sein wird.

Seit dem Mißerfolge Kaiser Josephs II. hatten sich die Deutschen nicht mehr viel um den Orient gekümmert. Erst die Entsendung Moltkes 1835 und das Eingreifen Preußens in Konstantinopel eröffneten eine neue Periode deutscher Orientpolitik. Der Wittelsbacher Otto wurde König der Hellenen. Graf Friedrich Albrecht zu Eulenburg ging 1859 mit einer stattlichen Flotte nach Ostasien. Nach dem russisch-türkischen Kriege wirkte Bismarck als der „ehrliche Makler". Mit dem Bau der Anatolischen Bahn begann eine


Abb. 368. Karl Lamprecht.

neue Epoche deutscher Betätigung im Orient. Zugleich nahm die reichsdeutsche und die österreichische Schiffahrt nach der Levante, nach Indien und Ostasien einen merklichen Aufschwung.

Allgemein wurde die Regierung Wilhelms II. der „neue Kurs“ genannt. Aber auch in Amerika und in dem Britischen Reich brach eine neue Zeit an. Die Vereinigten Staaten wandten sich einer Politik außerordentlich hoher Zölle zu und erhoben 1890 die Mac Kinley-Bill, durch welche die Einfuhr europäischer Industriewaren ungeheuer erschwert wurde, zum Gesetz. Seitdem datiert der unerhörte Aufschwung der nordamerikanischen Industrie. Allerdings sind die Vereinigten Staaten für eine solche Rolle von der Natur vorausbestimmt, insofern die Rohstoffe und die Metalle bei ihnen in größter Menge vorhanden sind. Die Union liefert fast der ganzen Welt ihre Baumwolle im Werte von ungefähr drei Milliarden Mark jährlich; sie bringt das meiste Kupfer und das meiste Erdöl der Welt hervor; sie hat eine sehr beträchtliche Ausbeute von Gold, Silber und Eisen. Eine Folge der Mac Kinley-Bill war es, daß überall, namentlich im Osten des Landes, leistungsfähige Hüttenwerke und Fabriken entstanden. Pittsburg riß in der Stahlindustrie sogar die Hegemonie der Welt an sich. Jetzt produziert Nordamerika mehr Stahl als England, Deutschland und Frankreich zusammengenommen. Auch auf den Aufschwung der Briten hat zum nicht geringen Teil die Erschließung neuer Rohstoff- und Metallgebiete eingewirkt. Australien und Südafrika lieferten Wolle; Ägypten pflanzte mit Erfolg Baumwolle an; auf Zeylon, in Indien und Natal wurde die Teekultur so lebhaft betrieben, daß der ostasiatische Tee langsam aber sicher in den Hintergrund gedrängt wurde. Am meisten neue Kraft hat dem alternden Weltreiche aber Südafrika verliehen. Der große Plan wurde erdacht, die verschiedenen britischen Kolonien in Afrika miteinander territoriell zu verknüpfen. Das sollte in zweierlei Richtung geschehen. Man wollte ein westöstliches Transkontinentalreich von dem Atlantischen zum Indischen Ozean, von der Guineaküste bis Mombassa und Sansibar schaffen und ein nordsüdliches, das vom Mittelländischen Meere, von der Mündung des Nil bis an den Tafelberg am Kap der Guten Hoffnung reichte. Um den ersten Plan zu verwirklichen, bot man Kaiser Wilhelm II. Helgoland und die endgültige Anerkennung von Deutsch-Ostafrika an, wenn dafür die Briten ein zusammenhängendes Gebiet von Mombassa und der Somaliküste bis zu dem Viktoriasee und über den oberen Nil hinaus erhielten. Um den zweiten Plan auszuführen, wurde zunächst die berühmte Chartered Company gebildet, eine Freibriefgesellschaft für die Länder zwischen dem Krokodilfluß, der die Nordgrenze des Transvaal bildet, und dem Schire, einem nördlichen Nebenfluß des unteren Sambesi. Die Seele der Gesellschaft war Cecil Rhodes (Abb. 369), der Hauptgeldgeber ein Hamburger, Alfred Beit, der das englische Bürgerrecht erlangt hatte und einer der maßgebenden Männer an der Londoner Börse geworden war. Das neue, zumeist erst noch zu erwerbende Gebiet wurde zuerst Chartered Land, sehr bald aber Rhodesia genannt. Der Freibrief wurde schon 1887 erteilt, die ersten Niederlassungen der Gesellschaft wurden aber erst 1889 geschaffen. Im Norden schloß sich Britisch-Zentralafrika an, das sich westlich und südlich um den Njassasee erstreckt. Um ein zusammenhängendes britisches Territorium von Kapstadt bis Kairo oder Alexandrien zu schaffen, dazu fehlte nur noch ein Strich zwischen Njassa- und Viktoriasee.



Russell & Sons in London phot.

Abb. 369. Cecil Rhodes.

In Deutsch-Ostafrika war ein Aufstand der Mohammedaner ausgebrochen, den der Araber Buschiri (Abb. 370) leitete. Der Admiral Deinhard wurde nach der Sansibarküste entsandt, richtete aber nur wenig aus. Das ganze Schutzgebiet schien verloren. So mancher Deutsche wurde von den erbitterten Mohammedanern niedergemacht. Hans Meyer, der den höchsten Berg Afrikas, den Kilimandscharo (Abb. 372), zu ersteigen suchte, wurde gefangengenommen. Da erinnerte man sich Wissmanns, der, zum Teil in der Gesellschaft Pogges, weiter im Süden schon zweimal den dunklen Erdteil durchquert hatte. Wissmann (Abb. 371) kam, sah und siegte. Als er, durch Verrat, Buschiris habhaft wurde, erklärte er: „Ich habe kein Pulver mehr, da ich alles für den Aufstand gebraucht habe.“ So blieb für Buschiri nur der Strick. Im Zusammenhang mit diesen Wirren wurde von den Mächten beschlossen, eine internationale Blockade der ganzen ostafrikanischen Küste vom Somaliland bis nach Mosambik vorzunehmen, um einerseits dem Sklavenhandel, anderseits dem Waffenschmuggel zu steuern. Die Ausführung der Blockade wurde dem englischen Admiral Fremantle anvertraut.

Emin-Pascha (Abb. 373) war ein Deutscher namens Eduard Schnitzer, der eine Zeitlang in türkischen Diensten stand. Um die Verbindung mit der Witwe eines türkischen Paschas kurz abzubrechen, entfloh er und tauchte unerkannt und mittellos im Sudan wieder auf. In Khartum und anderen Orten praktizierte er zuerst als Arzt, dann wurde er 1878 zum Statthalter der ägyptischen Äquatorialprovinz am oberen Nil ernannt. Er zeigte großes



Aus „Hermann von Wissmann, Deutschlands größter Afrikaner“ (Verlag von Alfred Schall in Berlin).

Abb. 370. Buschiri, der Führer der aufständischen Araber.

Verwaltungstalent und hielt seine Provinz gegen den Ansturm der Mahdisten. Einige Jahre hörte man gar nichts mehr von ihm, da alle Verbindungen mit Unterägypten abgebrochen waren. Ganz Europa nahm leidenschaftlichen Anteil an dem Schicksal des unerschrockenen Schlesiers, dessen Tugenden durch die Legende noch stark vergrößert wurden. Man beschloß, den Vertreter europäischer Bildung im dunkelsten Afrika — tatsächlich war Emin schon lange zum Islam übergetreten — zu retten. Zu dem Ende wurden zwei Expeditionen ausgerüstet. Eine von Stanley, eine andere von Karl Peters. Die englisch-amerikanische Expedition, die über die größten Mittel gebot und sich aus zweitausend Schwarzen mit zahlreichen weißen Führern zusammensetzte — Stanley hatte allein zweiunddreißig Mann nötig, um sein luxuriöses Zelt fortzuschleppen —, ging mit ihren Suaheli, die unter Tibbu Tibb (Abb. 374) standen, und anderen ostafrikanischen Askari um das Kap herum nach der Kongomündung und erreichte von dort aus auf neuen Pfaden Uganda. Peters, der noch nicht hundert Soldaten und Träger und nur einen weißen Begleiter, Herrn von Tiedemann, hatte, wählte den für gefährlicher geltenden Weg von der Ostküste nach Uganda und setzte, trotz vielfacher Anfeindungen, die nicht nur von dem erwähnten englischen Admiral, sondern auch von den eigenen Landsleuten ausgingen, seinen Plan glücklich durch. Die heimische Regierung hat diesen Plan nicht nur nicht unterstützt, sondern hat Peters nur Schwierigkeiten bereitet. Einerlei, ob Peters' Persönlichkeit sympathisch war oder nicht — sein Plan war ohne Widerrede zum Vorteil des Vaterlandes. Wer aber die ihm in den Weg gelegten Hindernisse billigte, war doch wohl Bismarck. Er hat in seinen Gesprächen darüber keinen Zweifel gelassen, daß er sich für die Persönlichkeit Emins nicht erwärmen könne. Er fragte: „Will denn der Mann überhaupt gerettet werden?“ Der Kanzler traf den Nagel auf den Kopf. Auch ist von der ursprünglichen Begeisterung für Emin-Pascha später recht viel abgebröckelt. Was aber der Geschichtsforscher wiederum feststellen muß, ist der Mangel tieferen kolonialen Interesses bei Bismarck, denn sonst hätte er nicht übersehen können, daß es sich nicht um den zum Islam übergetretenen Schlesier handelte, der sich ganz wohl in seiner Haut befand und allerdings nicht „gerettet“ sein wollte, sondern daß es galt, britischen Umtrieben die Spitze abzubrechen. Leider kam Peters zu spät. Stanley, dem in erster Linie schottische Großkaufleute die Mittel für die Expedition geliefert hatten, in der Absicht, eine englische Interessensphäre in Ostafrika zu schaffen, hatte Emin-Pascha erreicht und ihn, mehr mit Gewalt als mit Güte, über Tabora nach der Küste mitgenommen. Noch bevor die Nachricht von Peters' Erfolgen nach Europa kam, ward der Ugandavertrag in Berlin beredet. Der Vertrag war aber noch nicht abgeschlossen, als Bismarck gestürzt wurde. Der junge Kaiser war des alten Eckeharts, der manchmal unsänftiglich seine Pläne durchkreuzte, überdrüssig geworden. Er verlangte, daß der Kanzler nicht ohne des Kaisers Vorwissen mit gewichtigen politischen Persönlichkeiten verkehre, worauf Bismarck erwiderte: „Eurer Majestät Gebot endet am Salon meiner Frau.“ Auch konnte über das Verhältnis zu den östlichen Nachbarstaaten keine Einigkeit erzielt werden. Wilhelm II. soll zu Österreich, Bismarck zu sehr zu Rußland gehalten haben. So erzählt Fürst Hohenlohe. Tatsächlich hat Österreich 1889 an seiner Ostgrenze mobilisiert. Auch Moltke sprach sich, wie erwähnt, unumwunden für Krieg mit dem Zaren aus. Ferner soll Bismarck der



Abb. 371. Das Wissmann-Denkmal in Lauterberg. Nach dem Entwurf von Johannes Götze.

Arbeiterfürsorge des Kaisers, der eine Beschleunigung der sozialen Gesetzgebung wünschte, abgeneigt gewesen sein, da er die Wirkung der bisherigen Maßregeln erst abwarten wollte. Genug, es kam zum Bruch. Er wurde in ganz Deutschland aufs peinlichste empfunden. Kaisertreue und Bewunderung für den Gründer des Reichs gerieten in heftigsten Zwiespalt. Jahrelang dauerten der Groll und die Fehde; leider auch in der Öffentlichkeit. Bismarck zog sich nach Friedrichsruh zurück (Abb. 375 und 376), von wo aus er die politischen Ereignisse mit reger Anteilnahme verfolgte. Kurz nach Bismarcks Rücktritt, der am 20. März 1890 erfolgte, hatte sich Frankreich dem Zaren, die Republik dem Despotismus genähert. Der Eiserne Kanzler, der dies vorausgesehen, hatte schon 1884 den berühmten Rückversicherungsvertrag geschlossen, der Rußland und Deutschland gegenüber gewissen Möglichkeiten fest aneinander knüpfen sollte. Sein Nachfolger Caprivi (Abb. 377), der bis dahin Kommandeur des zehnten Armeekorps in Hannover gewesen war und der sich auch in seiner neuen Stellung noch als Militär fühlte und als solcher in dem Kaiser lediglich seinen obersten Befehlshaber sah, fand jenen Vertrag zu „kompliziert“ und weigerte sich, ihn zu verlängern. Hiernach wurde die Freundschaft zwischen Franzosen und Russen noch inniger, bis sie sich zum förmlichen Bündnis steigerte. Caprivi stammte übrigens aus einer italienischen Familie, die ursprünglich Caprara de Montecuculi hieß. Auch Miquel, geboren am 21. Februar 1828 zu Neuenhaus in Hannover, erfolgreicher Bankdirektor, dann Oberbürgermeister von Frankfurt am Main und zuletzt 1890—1901 einer der einflußreichsten Minister, war gleichfalls der Nachkomme von Südeuropäern, von Spaniern. Nach Bismarcks Sturz wurde der Ugandavertrag, den der Kanzler vorbereitet hatte, förmlich bestätigt. Dieses Abkommen weckte bei den Vaterlandsfreunden neues Bedauern, ging doch damit der wertvollste Teil Deutsch-Ostafrikas, Sansibar und Witu, verloren. Eine Folge dieser großen Enttäuschung war die Gründung des Alldeutschen Verbandes im Jahre 1891. Stanley selber soll gesagt haben, Deutschland habe einen Knopf (Helgoland) für eine ganze Hose erhalten. Trotzdem ist



Abb. 372.
Nach dem G



Kilimandscharo.
: von A. Lutteroth.

den Engländern weder ihr schöner Plan eines nord-südlichen Transkontinentalreiches noch der eines Westostreiches in Afrika gelungen.

Unterdessen hatten sich auch in einigen amerikanischen Staaten wieder Dinge von Wichtigkeit abgespielt. Dom Pedro II., Kaiser von Brasilien, hatte 1888 die Abschaffung der Sklaverei durchgesetzt. Darob waren die Pflanzer empört, die ihrer Arbeiter sich beraubt glaubten, und eine Revolution brach aus, durch die der Kaiser gestürzt wurde. Dom Pedro entwich November 1889 nach Europa. Die Republik wurde ausgerufen und sehr bald von den maßgebenden Mächten anerkannt. Namentlich in den Vereinigten Staaten herrschte keine geringe Genugtuung darüber, daß endlich die letzte Monarchie vom Boden Amerikas verschwunden sei. Eine andere Umwälzung, nämlich eine Finanzkrisis, traf 1890 Argentinien. Der Krach zog das große Bankhaus der (ursprünglich aus Bremen stammenden) Gebrüder Baring in London in Mitleidenschaft. Die Passiva des Hauses sollen hundert Millionen Pfund Sterling betragen haben. In letzter Stunde wurde das Haus jedoch von befreundeten Banken gestützt. Brasilien kam aber nicht so bald zur Ruhe. Der Marschall Fonseca war am 24. Februar 1891 Präsident geworden. Gegen ihn wurden Militäraufstände entfacht. Wenige Jahre gingen ins Land und der Bürgerkrieg lohte zu verzehrender Flamme auf. Internationale Verwicklungen blieben nicht aus, Kriegschiffe aller Mächte versammelten sich vor Rio de Janeiro. Die Vereinigten Staaten putzten die schon eingerostete Monroelehre wieder blank, beriefen einen panamerikanischen Kongreß, der 1889/1890 in Washington tagte, und suchten den neu erstandenen Freistaat vor europäischer Einmischung zu schützen. Eine ähnliche Rolle spielten sie in Chile. Hier war ebenfalls ein Bürgerkrieg entbrannt. Die Liberalen, die für Aufklärung und Europa waren, kämpften mit den Klerikalen, die den „Knownothings" der angelsächsischen Union entsprachen und die von Europa und seinen Einwanderern nichts wissen wollten. Der Führer der Liberalen war Balmaceda. Er schwang sich zum Diktator auf, wechselte aber als solcher seine Anschauung und es kam zum Bruche zwischen ihm und dem Kongreß. Die beiden Parteien

kämpften miteinander zu Wasser und zu Lande. Schon mischten sich die Vereinigten Staaten ein. Sie versuchten, Argentinien gegen Chile aufzuhetzen und versprachen den Argentiniern eine Subvention von anderthalb Milliarden Peso. Die Union hätte nichts dabei verloren, denn die Anleihe sollte in Silber aus- und in Gold zurückbezahlt werden. Allein Argentinien lehnte das menschenfreundliche Angebot ab. Im August 1891 siegte bei Valparaiso die Flotte des Kongresses gegen die Schiffe Balmacedas, der in allzu rascher Verzweiflung sich selbst entleibte. Der Bürgerkrieg war hierdurch erledigt, es kam aber noch zu Weiterungen mit den Großmächten, darunter Deutschland, die Entschädigungen für Verluste ihrer Angehörigen forderten, und zu Reibereien zwischen den Großmächten selbst, besonders zwischen den europäischen Mächten und der Union. Die Regierung in Washington nahm daraus Anlaß, einen Kredit von hundertfünfzig Millionen Dollar für den Ausbau der Flotte durchzusetzen. Dagegen hat der „neue Kurs" in Deutschland zunächst nur theoretisch für eine Flotte gewirkt. Er setzte im Grunde die Politik Bismarcks fort.

Bismarck selbst war in kolonialen Dingen weder warm noch kalt. Er war 1880 für Samoa eingetreten, war aber vor dem Widerspruch Bambergers fast unvermittelt zurückgewichen. Der Groll, den Bamberger auf sein schuldig Haupt geladen, war vollkommen verdient. Anderseits aber hätte doch Bismarck sicher, wenn ihm ernstlich darum zu tun war, seine Forderung durchgesetzt. Ebenso hat er die Fidschiangelegenheit, die Entschädigung des Hauses Godeffroy — England hatte 1874 die Fidschiinseln eingesteckt und die dortigen Rechte deutscher Kaufleute für ungültig erklärt — zehn Jahre lang sich hinschleppen lassen. Wir müssen daraus schließen, daß ihm unser Kolonialbesitz in der Südsee doch nicht besonders am Herzen lag. Auch 1884, als die ersten Anmutungen eines Reichsschutzes an ihn gestellt wurden, ging er durchaus nicht sofort ins Zeug. Er wartete, er stellte Erkundigungen an, er tat nichts, um Peters zu fördern, er ließ sich mehr treiben, als daß er selber getrieben hätte. Dem Unternehmen von Peters wurden in Sansibar von amtlicher Seite, also doch im Auftrage der Reichsregierung, mehrfach ernstliche Schwierigkeiten gemacht. Das geht auch aus den Erinnerungen des Grafen Joachim Pfeil hervor. Nachdem aber Bismarck sich einmal mit der Sache näher befaßt, da wuchs allmählich seine Anteilnahme an ihr, da erwachte seine Freude an dramatischen Ereignissen, seine Lust, Knoten zu schürzen und zu entwirren. Als ihm vollends die englischen Staatsmänner entgegentraten, da loderte seine Kampfeslust auf. Man kann beinahe sagen, weil die Schwierigkeiten ihn reizten, hat Bismarck mehrere wichtige Kolonialerwerbungen durchgesetzt. Er sah offenbar sehr deutlich, in welch mißlicher Lage sich damals das Britische Reich befand, und beschloß, rücksichtslos daraus Nutzen zu ziehen. Bei alledem aber hielt er es mit England, wie er ausdrücklich seinem Sekretär Busch auseinandersetzte. Immerhin sagte er in einer Note: „Unser Verhalten muß darauf gerichtet sein, in Deutschland den Eindruck zu verhüten, als ob wir dem in der Tat aufrichtig vorhandenen Wunsche des guten Einvernehmens mit England vitale Interessen Deutschlands opfern könnten." Vor Busch tat er kurz darauf, 1885, den Ausspruch: „Unsere Politik muß nicht notwendig antienglisch sein, aber wenn sie englisch sein soll, so kann das sehr gegen unser Interesse laufen, das immer mehr mit den kontinentalen Mächten zu rechnen hat."



Aus „Deutsch-Ostafrika", Band I: Mit Emin-Pascha ins Herz von Afrika (Verlag von D. Reimer in Berlin).

Abb. 373. Dr. Emin-Pascha.

Was aber war der Erfolg? Nun, wenn man überblickt, was Deutschland vorher besaß, und was es nach 1885 über See sein nannte, wenn man die glanzvolle Stellung erwägt, die dem Deutschen Reiche bei dem Kongokongreß zufiel, wenn man endlich den neuen Strom von Jugend und Kraft spürt, der durch die Kolonialbegeisterung damals unser Volk durchdrang, so kann man sich nicht dem Eindruck verschließen, daß unser Gewinn sehr groß war. Auf der anderen Seite aber ist der Gewinn Englands noch größer gewesen. Sei es, daß unser Eingreifen die Briten zu stärkerer Anstrengung anspornte, sei es, daß unsere Freundschaft sie gegen Rußland und Frankreich stützte, jedenfalls sind sie aus der gefährlichen Krisis von 1884/1885 nur mit verstärkter Macht hervorgegangen. Man darf Bismarck keinen Vorwurf daraus machen, daß er diese Entwicklung, deren Keime in der Zeit des Kongokongresses zu suchen sind, nicht voraussehen und gebührend würdigen konnte. Er war jedoch über-

haupt nicht mit ganzem Herzen bei der Sache. Er gab die Santa Lucia-Lagune, die der noch in Südafrika lebende Einhart für uns gewonnen hatte und durch die Deutschland in unmittelbare Verbindung mit dem Osttransvaal hätte treten können, den Engländern preis, ließ es nicht minder geschehen, daß die Briten Betschuanaland besetzten und so einen Riegel zwischen das Westtransvaal und Deutsch-Namaland vorschoben, und verzichtete endlich darauf, die wertvollen Lippertschen Konzessionen nördlich vom Krokodilfluß mit dem Schutze des Reiches zu versehen.

Ein Abschnitt für sich ist das Verhältnis unseres starken Recken zu Rußland. Wir können heute nicht mehr daran zweifeln, daß er die Macht des Zarenstaates gewaltig überschätzte. Die alten Eindrücke und Überlieferungen waren zu stark. Auch fühlte sich der an die Macht gewöhnte Kanzler von dem Geiste der russischen Verwaltung angenehm berührt. Sie war seinem Geiste wahlverwandt. Wir hören nur immer von russischer Despotie, von Willkür, Mißbräuchen und Unterdrückung. Wer in Rußland länger gelebt, erkennt dagegen mit steigender Verwunderung, daß dort der tüchtige Mann weit mehr wirken kann als bei uns, überhaupt als im Westen; denn er ist nicht so überwacht, nicht so beschränkt durch tausend Gesetze, nicht behindert durch eine öffentliche Meinung, die nur zu oft in die Irre geht. Eine tatkräftige Persönlichkeit, die vor großer Verantwortung nicht zurückscheut, kann ungestört alle ihre Absichten verwirklichen, kann sich förderlichen Taten widmen, ohne irgend jemand um Meinung und Beifall zu fragen. Das russische System hatte auch gute Seiten. Während bei uns Regierung und Reichstag jeden Groschen für die Kolonien und Kolonialeisenbahnen ängstlich zählten, bestimmte der Zar zwei Milliarden Mark für die Sibirische Bahn (begonnen 1891). Während jede unserer Flottenvermehrungen sofort den Argwohn des Auslandes erregte, konnte früher der Zar ein Dutzend Kriegschiffe bauen lassen, ohne daß es jemand im In- oder Ausland merkte. Nichts hat die Russen mehr erstaunt, als die Versagung von zwanzigtausend Mark für einen Gehilfen des überbürdeten deutschen Kanzlers, einen Direktor im Auswärtigen Amte. Eine Kleinigkeit für sie, die Russen! Eine Kleinigkeit, die in einer Minute erledigt wäre! Es war also eine innerste Saite der Bismarckschen Seele, die von russischer Art sympathisch berührt wurde. Der einstige Gesandte in St. Petersburg übersah deshalb nicht die schlechten Züge des Russen, namentlich nicht seine Trägheit. Aber er ließ sich von seiner Vorliebe immerhin so weit hinreißen, daß er Bulgarien den Russen preisgab. Es ist sehr die Frage, ob das die beste Politik war. In jedem Fall ist es äußerst bezeichnend für die Weltanschauung des Eisernen Kanzlers, daß er für Balkankämpfe nicht die Knochen eines pommerischen Grenadiers opfern wollte; die Welt seiner politischen Wirksamkeit hörte im Grunde schon in Südosteuropa auf. Wenn er sich mit entfernteren Dingen abgab, so tat er es immer mehr gezwungen als aus innerer Neigung. So ist es auch leicht zu verstehen, daß er England in Südasien und Frankreich in Nordafrika nach Belieben schalten und walten ließ. Gewiß, der Kanzler hat einmal geäußert: „Deutschland ist daran interessiert, was in Rom, Madrid, Pest, Petersburg, London, Neuyork, Washington, Hue, Tamatawe, Melbourne, Sydney, Kairo und Khartum vorgeht. Ich muß die Welt wie ein Schachbrett betrachten und sehen, wie ein Ereignis direkt oder indirekt die deutschen Interessen berühren kann.“ — „Bis zum Jahre 1866 trieben wir preußisch-deutsche, bis 1870 deutsch-europäische, seitdem Weltpolitik. Bei der Berechnung der zukünftigen Ereignisse müssen wir auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika ins Auge fassen, die sich zu einer von den meisten noch ungeahnten Gefahr auf wirtschaftlichem Gebiet entwickeln werden, und vielleicht auch noch auf anderen. Das eine wird sich in Zukunft vom anderen nicht trennen lassen. Der Krieg der Zukunft ist der wirtschaftliche Krieg, der Kampf ums Dasein im großen.“ Allein die Praxis entsprach bei Bismarck in diesem Punkte nicht völlig der Theorie. Die Möglichkeit, daß Marokko oder ein Hafen am Persischen Golf auch für Deutschland Bedeutung gewinnen könnte, lag ihm meilenfern. Zwar hatte auch er einst, 1871, an Kotschinchina gedacht; aber solche Gedanken, wie auch die an Samoa und die Suluinseln, an die Sambesiländer und Uganda versanken rasch wie Träume am dämmernden



Aus „Hermann von Wissmann, Deutschlands größter Afrikaner“ (Verlag von Alfred Schall in Berlin).

Abb. 374. Tibbu Tibb.


Nach einer Photographie im Verlage von Strumper & Co., Hamburg.
Abb. 375. Bismarck in Friedrichsruh.

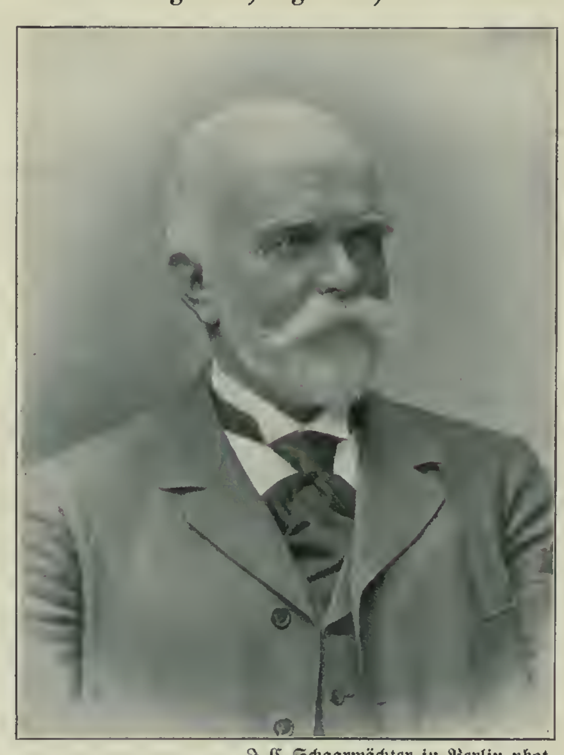
Horizont. Eine merkwürdige Nachgiebigkeit hat Bismarck wie gegen Rußland so auch gegenüber Spanien bekundet. Wir hätten 1885 mit leichter Mühe die Karolinen und die Suluinseln und vielleicht mehr haben können. Grund genug zum Kriege war vorhanden; auch am Anlasse fehlte es nicht, da die deutsche Gesandtschaft in Madrid vom Pöbel beschimpft wurde. Das schwache Spanien reizte wohl Bismarcks Zorn nicht? Er hatte nicht so im Falle Dänemark gedacht. Und nicht so dachte später die Nordamerikanische Union, als es ihr Vorteil war, Spanien anzugreifen. Der Hauptgrund für das nachgiebige Verhalten war wohl die Besorgnis Bismarcks vor dem Zweifrontenkriege in Europa. Boulanger trieb sein Wesen in Paris. Ein neuer Cäsarismus schien möglich; die Männer der Revanche wurden kecker. Da hielt Bismarck seine flammende Septennatsrede im Februar 1887. Sie war ein leuchtendes Denkmal ungebrochener Kraft. Wenn jedoch die Rede ihren nächsten Zweck, den der Einschüchterung Frankreichs, erreichte, so hat dagegen die Politik des Kanzlers einen anderen Zweck, die Verhinderung einer französisch-russischen Entente, verfehlt. Die Annäherung zwischen Republik und Zarenstaat, die schon Skobelew und Ignatiew erstrebt hatten, wurde von den Franzosen, die durch die Drohungen der Septennatsrede neuerdings erschreckt waren, mit größerem Eifer betrieben. Trotz des berühmten Rückversicherungsvertrages, der von 1884 bis 1890 dauerte, sind, zumal um den Vertrag nur wenige Leute wußten, die Anhänger jener Entente weiter erstarkt. Es war einfach der Ausfluß der Gesamtlage, der mit Notwendigkeit auf die Entente hindrängte. Wenn es Bismarcks Verdienst war, die so natürliche Annäherung so lange hintangehalten zu haben, so läßt sich doch auch nicht verkennen, daß zuletzt der Zwang der Umstände stärker war als seine diplomatischen Mittel. Wer das klar erkannte, war Moltke. Er hat denn auch „die stahlharte Forderung erhoben“ (wie der noch immer unbekannte Verfasser von „Deutschland am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts“ sagt), „Rußland niederzuwerfen“. Zweimal hat dies der Feldmarschall gefordert, 1875 und am Ende der 1880er Jahre. Man wird natürlich hierfür keinen Beweis verlangen dürfen: aus gedruckten Quellen zu beweisen sind diese Tatsachen nicht, aber sie sind in den Kreisen höherer Offiziere bekannt genug.

Ehre und Heil dem Manne, der so Großes für Deutschland gewirkt. Allein non omnia possumus omnes. So wenig es Goethe vermocht hat, sich in die Begeisterung der Freiheitskriege zu finden, so wenig ein Mann wie Mommsen die neue Zeit nach 1870/1871 erkannte, so hat auch der alternde Meister der europäischen Politik sich nicht mehr recht in die Zeit der Weltpolitik finden können. Es ist im Gegenteil erstaunlich, daß der greise Recke noch so viel Schwungkraft besessen hat, um auf die Forderungen eines neuen Zeitalters noch so ausgiebig einzugehen, um für Deutschland, das wie der Poet in dem Schillerschen Gedicht zu spät zur Verteilung der Erde kam, noch so viel herrenlosen Boden zu erlangen. Allein an viererlei werden wir festhalten müssen: Unter Bismarcks Regime ist schon die französisch-russische Freundschaft aufgekommen, ist der Ugandavertrag vorbereitet und ist, wie ausdrücklich die „Gedanken und Erinnerungen“ bestätigen, die Friedenspolitik — und auch die unangenehme Anleihepolitik — des neuen Reiches festgelegt worden; endlich wurde die Flotte viel zu sehr vernachlässigt, dergestalt, daß Italien hierin noch vor Deutschland kam. Nun ist es ausgeschlossen, ohne eine starke Flotte auf die Dauer schöpferische Kolonial- und Weltpolitik treiben zu


Nach einer Photographie im Verlage von Strumper & Co., Hamburg.
Abb. 376. Schloß Friedrichsruh.

wollen. Der Mangel der einen bedingt den Mangel der anderen. Alle jene vier Entwicklungen haben unter dem „neuen Kurse" einfach fortgedauert. Es wuchs lediglich weiter, was schon im Keime vorhanden war. Es verhält sich mit der letzten Zeit Bismarcks genau wie mit der letzten Zeit Friedrichs des Großen. Jüngste Forschungen haben herausgefunden, daß schon unter Friedrich das Heer und seine Schlagfertigkeit zurückging, daß schon unter ihm der preußische Staat erstarrte und so Jena vorbereitet wurde. Man wird gewiß nicht so weit gehen wie der bedeutende und kühne Mann, der das schon erwähnte „Deutschland am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts" schrieb und darin von dem „einst mächtigen, aber oft zügellosen Geiste" spricht. Aber man wird trotzdem sagen dürfen, daß Bismarck der eigentliche Urheber der nachgiebigen Friedenspolitik der letzten Jahrzehnte gewesen ist. Darauf weisen auch alle die Äußerungen, die der Kanzler nach seiner Entlassung tat. Sie beziehen sich auf Zusammenhalten mit Rußland, auf Abwehr feindlicher Absichten, aber sie raten niemals zur Offensive. Freilich ist auch der ganze Zeitgeist in der Theorie kriegsfeindlich geworden, wie die zwei Friedenskongresse im Haag zeigten.

Der „neue Kurs" hat den alten übernommen. In vielen Dingen ist er zwar über den alten hinausgegangen, aber der konservative Gedanke der Friedenspolitik ist geblieben. Während die anderen Weltstaaten ungeheure Gebiete an sich rissen, hat das Deutsche Reich keine Neuerwerbungen von Belang mehr gemacht. Da aber Stillstand Rückgang, so ist ganz von selber, durch die wachsenden Zahlen der anderen und die gleichbleibende Zahl des eigenen Besitzes, Deutschland in den Hintergrund gerückt worden. Namentlich hat es nicht entfernt so viel Ackerland für den Kopf zur Verfügung wie Rußland, England und Nordamerika. Nur eins ist bei uns beständig gewachsen, die Ziffer der Bevölkerung, von etwa vierzig Millionen im Jahre 1871 auf vierundsechzig Millionen im Jahre 1910.



J. C. Schaarwächter in Berlin phot.
Abb. 377. Graf Leo Caprivi.

Im Mittelalter war es Sitte, daß ein neuerwählter deutscher König alle Gaue des Reiches besuchte und die Grenzmarken umritt. Erst wenn das geschehen, galt er als richtiger Herrscher. Heutzutage sind, wie bei Festungen die Forts, so auch die Grenzen der Reiche weiter vorgeschoben. In England unterzieht sich daher dem umständlichen und zeitraubenden Bereisen der Reichsgrenzen schon der Thronfolger, der Prince of Wales; er pflegt nach Indien, Australien und Kanada zu gehen. In Europa ist es Sitte geworden, nach einem Regierungsantritte die Nachbarhöfe zu besuchen. So hat denn auch Wilhelm II. eine stattliche Reihe derartiger Besuche ausgeführt. Es wird heute immer klarer, daß ausgedehnte Reisetätigkeit nicht mehr die Spezialität eines einzigen Herrschers sei; sie ist einfach ein Ausfluß des Zeitgeistes. König Eduard VII., Viktor Emanuel III., König Alfons XIII., König Leopold II. (gestorben am 17. Dezember 1909), der Präsident der Französischen Republik, König Ferdinand und selbst orientalische Fürsten, wie die persischen Schahs Nasr ed-din und Muzaffer ed-din (gestorben am 6. Januar 1907), wie der Sultan von Johore, wie Tschulalongkorn von Siam und der Emir von Afghanistan — sie alle reisen (oder reisten) gern und viel. Nur der Zar verläßt — aus Sicherheitsgründen — selten und ungern seine Hauptstadt. Auch sein Vater Alexander III. war schwer beweglich, allerdings aus Charakteranlage. Wenn die Zaren sich einmal auf die Bahn oder das Dampfschiff setzen, so geschieht es fast stets nur, um einen, meist schon lange hinausgeschobenen Gegenbesuch zu machen. Und es geschieht avec de mauvaise grâce, ohne Freudigkeit, mit kaum verhohlener saurer Miene. Eine Ausnahme macht allerdings der Präsident der Vereinigten Staaten, jedoch die Ausnahme ist nur scheinbar. Das Staatsgesetz verbietet ihm nämlich, während seiner Präsidentschaft außer Landes zu gehen. Dafür hat sich Grant später entschädigt, indem er Ostasien besuchte, und Roosevelt hat alle seine Nebenbuhler in Schatten gestellt. Er führte eine großartige Reise nach Mittelafrika und Abessinien aus. Nur drei Souveräne reisten früher gar nicht: der Mikado, der Türkensultan und der Himmelssohn. Auch das hat sich geändert. Ebenso ist eine Größe, die bisher für das Nonplusultra von Beharrlichkeit und Unbeweglichkeit gegolten hatte, der Dalai Lama, kürzlich während fünf Jahren fortwährend auf Reisen gewesen.

Auch der junge Kaiser kümmerte sich anfangs nicht allzuviel um die Kolonien, nicht allzuviel um die Weltpolitik. Auch ihm lag Europa näher. Helgoland war ihm lieber als Uganda und Sansibar. Was seinen ungemein vielseitigen und rührigen Geist in den ersten Regierungsjahren beschäftigte, war sein außerordentlich warmes Interesse für Sozialpolitik, die Stellung zu Bismarck und den Ministern, das Verhältnis zu Österreich

und Rußland. Selbst die Vergrößerung der Flotte, die später dem Kaiser so sehr am Herzen lag, scheint ihn praktisch zunächst nicht allzu stark beschäftigt zu haben. Nur nach einer Richtung ist eine merkliche Neuerung zu verspüren. Der erste Besuch bei Abd ul-Hamid II. (1889), der kurz nach dem Irade für die Anatolische Bahn erfolgte, eröffnete neue Aussichten. Die bedeutendste Kolonisation des deutschen Volkes war nach Osten gerichtet. Hier setzte die Gegenwart ein. Da Territorialerwerbungen nicht beabsichtigt waren, so wurde zum mindesten kommerzielle und industrielle Ausdehnung versucht. Anatolien sollte durch deutsche Ingenieure erschlossen werden, Deutschland sollte an dem Handel ganz Südosteuropas teilhaben. Durch dynastische Bande wurde Griechenland an uns gefesselt. Vielleicht aber dämmerte schon damals die Vorliebe des Kaisers für das Ungewöhnliche und Fremdartige herauf. Vielleicht hatte es ihm schon damals die Welt des Islams angetan. In jedem Falle war nun die Selbstbeschränkung, wie sie Bismarck 1886 im Falle des Battenbergers geübt hatte, endgültig überwunden. Der Grundsatz, daß Deutschland auch in der Türkei, auch in Südosteuropa und Vorderasien mitzureden habe, war anerkannt.

Am Balkan und in der Türkei handelte es sich nur um Eroberungen der Banken, des Handels, des Großgewerbes. Eine Ausdehnung durch Ansiedlungstätigkeit erfolgte dagegen in unserer eigenen Ostmark. Durch Bismarck, der fünfundvierzigtausend russische Polen über die Ostgrenze zurückschickte, war seit 1886 eine energische Polenpolitik eingeleitet worden. Am 29. Januar 1886 hat Bismarck im preußischen Landtage zum erstenmal den Gedanken einer Enteignung des polnischen Großgrundbesitzes in die Öffentlichkeit geschleudert: „Es fragt sich," so sagte er damals, „ob Preußen in seinem und des Deutschen Reiches Interesse nicht unter Umständen in der Lage sein könnte, hundert Millionen Taler auszugeben, um die Güter des polnischen Adels dafür zu gewinnen — kurz und gut, um den Adel zu expropriieren." Allerdings neu war diese Idee, als Bismarck sie aussprach, auch nicht. Der Auskauf des polnischen Grundbesitzes spielt bereits eine wesentliche Rolle in dem vom 25. März 1832 datierten Votum, das der in Posen kommandierende General von Grolman seinem Könige einreichte. Tatsächlich hatte denn auch dieses Votum das Ergebnis, daß Friedrich Wilhelm III. einen größeren Fonds für solchen Güteraufkauf bewilligte. Der Erfolg war indessen sehr gering. Der vierte Friedrich Wilhelm setzte diese Politik nicht fort, und als Bismarck die Ansiedlungskommission schuf, erklärte er unumwunden, daß zunächst ihr Zweck vielmehr sein müsse, Güter von schwachen deutschen Besitzern zu übernehmen, als polnischen Besitz zu kaufen. Bismarck spielte zwar mit dem Gedanken der Enteignung, aber er wollte das Mittel nicht anwenden. Tatsächlich hat denn auch die Ansiedlungskommission seit ihrem Bestehen hauptsächlich deutschen Besitz erworben. Mit verhältnismäßig geringen Ausnahmen haben die Polen ihren Besitz behauptet. Die straffe Polenpolitik Bismarcks wurde zunächst, unter dem Einflusse des bei Hofe gern gesehenen Herrn von Koszielski, des „Admiralski" (weil er für die Flotte eintrat), verlassen. Seit 1892 indes zog man abermals straffere Saiten auf. Gelder wurden bewilligt, um deutsche Bauern im Posenschen anzusiedeln. Die Bewilligungen belaufen sich zusammen auf dreihundertundfünfzig Millionen Mark. Bis jetzt wurden gegen hundertzwanzigtausend Siedler angesetzt. Anderseits wurden durch den Zustrom von Geld und Menschen auch die Polen wirtschaftlich gestärkt.

Von den ausgewanderten Buren zurückgedrängt, hatten die Amandebele oder Matabele sich auf die Betschuanenreiche zwischen Limpopo und Sambesi geworfen. Auf den Trümmern jener Reiche bauten sie ihre Macht auf. Sie zerfielen in drei Klassen: erstens Zulu, zweitens solche Betschuanen, die sich von Trägern zu Kriegern aufgeschwungen hatten, und drittens Makalaka, die ebenfalls im Notfall mit zu Felde zogen, gewöhnlich aber zu Hause Sklavendienste verrichteten. Also eine Abstufung wie Spartiaten, Periöken und Heloten. Das letzterwähnte Volk der Makalaka, auch Makalanga genannt, hat von seinen Herren den Spottnamen Amashuina (= Paviane) erhalten und heißt deshalb gewöhnlich in den europäischen Berichten Maschona. Auf den blutdürstigen Moselikatse war sein ebenso grausamer Sohn Lobengula gefolgt, der zu Gu-Buluwajo seinen Hauptkral hatte. Einmal hatten die Matabele versucht, sich bis nach Südwestafrika auszudehnen, aber die Kriegerschar, die nach Namaland entsandt wurde, ging in der Kalahari unter. Seitdem beschränkten sich die raubgierigen Matabele auf die östlich vom Ngami gelegenen Gebiete. Diese waren lange Zeit den Europäern verschlossen. Zwar war der kühne Jäger Campbell schon 1836 dorthin vorgedrungen und hatte die Kunde vom Ngamisee mitgebracht, doch erst Livingstone erschloß das Land einigermaßen unserer Kenntnis. Der Württemberger Karl Mauch erweiterte unser Wissen 1867; dann wurde von 1870 bis 1890 das Land kreuz und quer von Naturforschern, Goldsuchern, Jägern und Händlern aller Nationen durchzogen. Die Gesellschaft der Fondateurs du Zambèse bildete sich 1878, um die Goldminen des portugiesischen Gebietes auszubeuten. Holub, Selous, Kerr, Merenski und Scharen anderer Pioniere durchstreiften unter den mannigfachsten Gefahren und Abenteuern das weite Gebiet nach allen Richtungen. Das Transvaal glaubte Ansprüche an das Reich der Matabele zu haben und hielt zu dem Zwecke einen Zulu-Kronprätendenten in Pretoria, aber es fehlte an der nötigen Umsicht und Energie, um die Ansprüche auch zu geeigneter Zeit geltend zu machen. Die Engländer gewannen auch diesmal den Vorsprung. Großbritannien schloß im



Angriff der Derwische in der Schlacht bei Omdurman.

Februar 1888 mit Lobengula einen Vertrag ab, laut welchem der König kein Land zu verschenken versprach ohne die Erlaubnis des Statthalters der Kapkolonie. Lobengula hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als am 30. Oktober den Herren Rudd, Maguire und Thomson ein mächtiges Stück Land zu übertragen, weil ihm diese Leute als „responsible persons“ empfohlen wurden. Die Schenkung ging halb in die Hände der Südafrikanischen Goldfeldergesellschaft, halb in die einer Gruppe über, deren Mittelpunkt Cecil Rhodes war. Es tauchte nun zwar eine ganze Menge von Männern auf, die ebenfalls Ansprüche auf die fragliche Konzession zu haben behaupteten, so der Deutsche Lippert, doch wurden sie nicht weiter beachtet. Ob der Kapgouverneur, wie in dem Vertrage vorgeschrieben ist, wirklich seine ausdrückliche Billigung zu der Schenkung gegeben hat, ist ebenfalls zweifelhaft; überhaupt bedarf der ganze Vorgang noch sehr der Aufklärung. Genug, Rhodes erblickte die Gelegenheit zu einem Hauptstreiche und schuf aus seiner wie auch immer erworbenen Konzession die Grundlage zur Chartered oder British South Africa Company, die 1889 von der Königin Viktoria einen Freibrief erhielt. Zu Direktoren wurden ein Schwiegersohn des damaligen Prinzen von Wales, jetzigen Königs Eduard VII., der Herzog von Fife, ferner der Herzog von Abercorn, der bereits erwähnte deutsche Großkaufmann Beit und mehrere Baronets gewählt, aber die Seele der Company blieb Rhodes. Das Aktienkapital der Gesellschaft wurde auf eine Million Pfund angesetzt und in der Folge auf fünf Millionen vergrößert. Im übrigen erhielt die Gesellschaft ähnliche Herrschaftsrechte wie die Niger, die East Africa und die Lakes Company in Afrika und die Borneo und New Guinea Company in Australasien. Kaum gegründet, begann die South Africa Company auch gleich mit Hochdruck zu arbeiten und mit erstaunlicher Schnelligkeit und Energie und ebenso erstaunlicher Mißachtung aller früheren Rechtstitel sich nach Norden auszubreiten. Ihr Siegeslauf, der sie in fünf Jahren vom Limpopo bis an das Südufer des Tanganjika führte, vom zweiundzwanzigsten Grad bis zum achten Grad, eine Entfernung wie die von Berlin nach Messina, hat etwas Napoleonisches. Überall, wo sie auftrat, erzeugte sie Streit und Haß, zuerst bei den Transvaalern, dann bei den Portugiesen, zuletzt bei den Deutschen. Immerhin kann man der zielbewußten Kraft, die in dem Hochflug ihrer Entwürfe doch schließlich nur eine nationale Politik zu fördern trachtete, kann man dem organisatorischen Genie, der zähen, selbstgewissen Ausdauer und dem glänzenden Schwung eines Rhodes Bewunderung nicht versagen. Zunächst gab es Schwierigkeiten mit den Buren. Ein ausgedehnter Trek, dessen Führer ältere Konzessionen in Maschonaland zu haben erklärten, sollte Anfang 1891 über den Krokodilfluß gehen. An dreitausend auswanderungslustige Buren aus dem Transvaal, dem Freistaat und der Kapkolonie, denen es in ihren Gütern zu enge geworden, wollten sich anschließen. Da richtete der Kapstatthalter eine drohende Note an Krüger, daß er eine Überschreitung des Krokodilflusses für einen Kriegsfall ansehen werde und schickte berittene Betschuanagendarmen an das Norduser des Flusses. Dort standen sich neunzig Briten und hundert Trekker eine Zeitlang gegenüber. Die Regierung in Pretoria war schwach genug, eine Warnung gegen den Trek zu veröffentlichen. Einige wenige Buren erlangten die Erlaubnis, sich im Maschonaland niederzulassen, jedoch als Untertanen der Company; der Rest kehrte zurück. Im Jahre 1890 ließ die Chartered Gesellschaft durch Dr. Jameson und Johnston den Pungwe erforschen, was unter großen Gefahren, aber mit glänzendem Erfolge von den beiden ausgeführt wurde; ferner durchstreifte Sir John Willoughby, der früher in Indien, dann am Kilimandscharo gewesen war, das Manikaland; zugleich ging eine Pionierschar, der namentlich der Jäger Selous wertvolle Dienste leistete, durch das westliche Matabeleland, um nach Viktoria, dem neuen englischen Stützpunkt unweit Bulawajos, eine Telegraphenleitung zu legen und eine Eisenbahn vorzubereiten. Willoughby stieß mit den Vorposten der Portugiesen zusammen und lieferte ihnen das Gefecht von Massi-Kessi, welches das Manikagebiet den Engländern zugänglich machte. Die Beziehungen zwischen Großbritannien und Portugal wurden sehr gespannt. Die Portugiesen behaupteten, seit über drei Jahrhunderten Manika im Besitz gehabt zu haben, und wenn man einwarf, daß sie sich ja längst zurückgezogen hätten, so konnten sie wenigstens auf neun Jesuitenmissionstationen verweisen, die sie in dem Landstriche unterhielten. Auf einen ähnlichen Anspruch gestützt, haben die Mexikaner für Arizona, das keine weiße Bevölkerung noch Besatzung zählte, sondern wo lediglich einige spanische Missionen bestanden hatten, von den Vereinigten Staaten zehn Millionen Dollar erhalten. Die Engländer wollten dagegen keine älteren Rechte gelten lassen und erzwangen den Vertrag von Lissabon, der am 11. Juni 1891 unterzeichnet wurde. Diese Vergewaltigung rief in Portugal heiße Wut hervor. Die Grenze, die so festgesetzt wurde, läuft am Njassa über die Seen Chiuta und Schirwa, den Schire und den Aroangwa zum Sambesi abwärts, weiter den Ostbergen von Manika entlang zum Zusammenfluß von Lunde und Sabi und zur Nordostecke des Transvaals. Das ganze ehemalige Reich Monomotapa, wo so viel portugiesisches Blut geflossen,



Russell & Sons in London phot.

Abb. 378. Lord Salisbury.

ging so für Portugal verloren. Außerdem wurde bedungen, daß aller Gütertransport durch portugiesisches Gebiet mit nicht mehr als drei Prozent vom Werte zu verzollen sei, und die Schiffahrt auf dem Sambesi und Pungwe wurde freiem, unbehindertem Verkehr eröffnet. Es ist nicht zu leugnen, daß der Vertrag dem Weltverkehr genützt hat. Von welchen Rechtsanschauungen aber dabei die Engländer ausgingen, zeigt am besten das später erschienene Buch des unparteiischen Selous, der in seiner ehrlichen Jägersprache sagt: „Die Portugiesen hatten Manika vierhundert Jahre lang. Sie haben nichts daraus gemacht und haben so das Recht verloren, es noch länger zu behalten. Auf der anderen Seite wußte die britische Kompanie, daß sie das Land regieren konnte, und beschloß, es zu annektieren. Sie wollte sich durch Vertrag das Recht dazu sichern, hätte es aber auch ohne das getan." Und an einer anderen Stelle: „Es mag unrecht sein, die wüsten Gegenden der Erde zu erobern, das Britische Reich auszudehnen und überhaupt mit Wilden in Berührung zu kommen. Ob recht, ob unrecht, es ist ein britischer Charakterzug, Besitz von jedem Lande zu ergreifen, das wir des Besitzes wert erachten, und dieser Seeräuber- oder Wikingsinstinkt ist eine angeerbte Tugend, die uns von dem Blut unserer nordischen Vorfahren überkommen ist. Alle anderen Nationen würden dasselbe tun wollen und tun es auch, wenn sie können, aber wir haben mehr Unternehmungsgeist und bis jetzt den Löwenanteil. Glücklicherweise hatten wir Clive und Warren Hastings im vorigen Jahrhundert und in diesem Rhodes und Jameson, und so geht das Werk der Annexion und Administration immer voran." Bei allen seinen damaligen Unternehmungen erfreute sich Rhodes des Beistandes Lord Salisburys (Abb. 378) und des Kapgouverneurs Loch. Sir Henry Loch machte bei der Reiterei einen Feldzug in Indien mit, wurde darauf mit besonderem Auftrag im Krimkrieg verwendet und hatte mehrere Jahre einen wichtigen Posten in China. Er brachte den Vertrag von Jedo nach London. 1857 entrann er, obwohl Gesandter, mit knapper Not einer schmachvollen Hinrichtung in China. Später war er zwanzig Jahre Statthalter der Insel Man. 1884 wurde er zum Statthalter von Viktoria in Australien ernannt. Ans Kap kam er 1889. Loch war eine majestätische Erscheinung und zur Repräsentation vortrefflich geeignet. Obwohl ein Mann von großem Scharfblick, ließ er sich doch von Rhodes und seiner Gruppe ins Schlepptau nehmen; als er aber zu selbständig wurde, bewirkte man 1894 seine Rückberufung. Loch wurde Lord und an seine Stelle kam der alte Freund von Rhodes, der mehr als siebzigjährige Sir Herkules Robinson, der unterdessen bis Anfang 1893 Statthalter Natals gewesen war. Später verschmolz Rhodes, der schon in Kimberley mit der weltberühmten Diamantengesellschaft, der De Beers Diamond Company, seine Amalgamationskünste bewiesen, seine Chartered Company mit der Lakes Company. Durch Eduard Lippert hatte man eine weitere Konzession von Lobengula erlangt; durch den schon mehrfach erwähnten Selous und andere Jäger und Händler bearbeitet, hatten sich auch die Barotse unter englische Schutzherrschaft begeben, das Gebiet der Gesellschaft erstreckte sich auf den ungeheuren Raum zwischen der Kalahari und dem südlichen Kongobecken, ein Land, doppelt so groß wie das Deutsche Reich. Man begann auf dem Sambesi Dampfer einzustellen und legte eine Telegraphenlinie von Mafeking nördlich von Kimberley bis zum Sambesi. Der wichtigste Betrieb aber war im Maschonaland, wo die reichen Goldfelder lockten. Fort Viktoria und Salisbury wurden angelegt und erhielten in kurzem eine Bevölkerung von je sechshundert bis tausend Menschen. Schaubühnen, Spielplätze, eine Börse wurden erstellt, allein trotz der begeisterten Lobpreisungen der Presse zogen sich sehr bald die enttäuschten Einwanderer wieder zurück, zumal das Fieber unerträglich schwer auftrat; sogar die Inder und Araber konnten sich nicht halten, die sich doch unter den schwierigsten Verhältnissen in die Höhe arbeiten; man verglich ihren Rückzug mit dem Verlassen eines sinkenden Schiffes durch die Ratten. Ein Hauptgrund dafür, daß die neue Niederlassung nicht in der gewünschten Weise gedeihen wollte, war der Mangel eines guten und billigen Verkehrsweges. Zur Erschließung des Maschonalandes war vor allem eine Bahn nötig. Die Anregung dazu war schon 1890, merkwürdigerweise von portugiesischer Seite aus, erfolgt. Die Mosambikgesellschaft


Abb. 379. Präsident Sadi Carnot.
Nach dem in Versailles befindlichen Gemälde von A. Yvon.

hatte von der portugiesischen Regierung einen Freibrief erlangt, um den Goldreichtum des Manikahochlandes auszubeuten, war indes dabei die Verpflichtung eingegangen, eine Bahn nach dem goldreichen Massi=Kessi zu bauen; sie war nicht allzu eifrig, ihre Verpflichtung zu erfüllen, auch kam sie bald in Streitigkeiten mit der englischen Pioneer Line unter Sir John Willoughby. Im April 1892 begab sich nun Rhodes nach England und brachte mit großer Mühe das erforderliche Geld für die Bahn zusammen; die Mittel der Gesellschaft waren erschöpft und die bisherigen Erfolge schienen weitere Anstrengungen nicht eben zu rechtfertigen. Oktober 1892 ward der Bau in Angriff genommen, die Schwierigkeit des Geländes war außerordentlich, das Zugvieh erlag der Tsetse, die Reihen der Arbeiter wurden durch das Fieber gelichtet; aber Rhodes führte den Plan durch.

In den Jahren 1892—1894 eroberten die Franzosen Dahomey. Man war lange in Verlegenheit, welchen General man für den Feldzug erküren sollte. Schließlich wählte man den General Dodds. Und warum? Weil er ein Mulatte war. Die Furcht vor dem Boulangismus war den Franzosen derart in die Knochen gefahren, daß sie überall bonapartistische Umtriebe witterten. Nun gar ein siegreicher General, das konnte das Ende der Republik bedeuten. Von einem Halbblut wie Dodds aber war nichts zu befürchten. In Asien drangen die Engländer 1895 nach Tschitral vor am Südabhang des Hindukusch und stießen mit den Russen, die ihrerseits von Norden her vorgerückt waren, auf dem Pamir zusammen. Eine Abgrenzung der Interessensphären am Hindukusch wurde vereinbart, die so ziemlich bis heute Geltung hat. Ferner unterwarfen die Briten den Thum (Fürsten) von Hunza=Nagor, in der Nähe von Tschitral, und im südlichen Rhodesien Lobengula. Die Franzosen schlossen, unter Zustimmung Englands, einen Vertrag mit Siam ab, der ihnen das linke Mekongufer zusprach, und bereiteten in Afrika einen Zug gegen Timbuktu vor. Deutschland aber schloß eine Reihe von Grenzverträgen, besonders im Tsadseegebiet, Verträge, die bis heute grundlegend geblieben sind. Ebenso verständigte sich der Kongostaat mit Portugal und Frankreich. So wurde an den verschiedensten Orten durch kleinere Vorstöße und Erwerbungen die seit zehn Jahren betriebene Kolonialpolitik weitergeführt, ohne daß es zu internationalen Verwicklungen gekommen wäre. Man hat im Gegenteil beobachtet, so am Pamir wie am Tsadsee und am Caprivizipfel (dem „Bleistift“, der sich von unserem Südwestafrika nach dem Sambesi hinüber erstreckt), daß, sobald einmal die beiderseitigen Gebiete genau abgegrenzt sind, die Nebenbuhlerschaft und der Zündstoff, der zum Kriege führen könnte, merklich und schnell abnimmt. Im Jahre 1893 unterwarf Oberst von Schele zum zweitenmal das Kilimandscharogebiet, während gleichzeitig Graf Götzen seine Reise quer durch Mittelafrika antrat. In demselben Jahre kam es zu einer militärischen Aktion Spaniens bei Melilla. Dieses Unternehmen kostete vierzig Millionen Peseta und schwere Opfer an Menschenleben. Aber die führenden Männer Spaniens hörten nicht auf, an Marokko zu denken — ebenso wie die leitenden Persönlichkeiten Frankreichs. Im Februar 1894 führten die Franzosen ihre Expedition gegen Timbuktu aus. Im Juni wurde der Präsident Carnot (Abb. 379), ein Enkel jenes Carnot, der die Levée en masse ins Werk gesetzt hatte, von einem Anarchisten ermordet. Stambulow (Abb. 380), der allmächtige Premierminister von Bulgarien, wurde gestürzt und später ebenfalls grausam ermordet. Caprivi mußte nach nur vierjähriger Tätigkeit dem Fürsten Hohenlohe (Abb. 382), dem bisherigen Statthalter der Reichslande, weichen.



Abb. 380. Stephan Nikolaus Stambulow.

Neuer Aufschwung des Orients.

Das Jahr 1894 brachte aber noch ein viel größeres Ereignis, vielleicht das größte seit 1870: den jähen Aufschwung Japans. Es bestand ein Kondominium, eine gemeinsame Suzeränität Chinas und Japans über Korea. Wirren, die von koreanischen Parteigängern herbeigeführt worden waren, hatten zur Folge, daß China, um seine Rechte zu wahren, Truppen nach Tschemulpo sandte. Das veranlaßte Japan zum Krieg.

Es ist wohl berechtigt, wenn man abendländische, morgenländische und ostasiatische Kultur oder die Welten des Christentums, des Islams und des Buddhismus einander gegenüberstellt. Aber es ist nicht berechtigt, wenn man die Bildung oder auch nur die Oberflächenzivilisation des fernen Ostens als einheitliche auffassen will. Zunächst einige Äußerlichkeiten! Die Chinesen sitzen wie wir auf Stühlen, die Japaner hocken. Die Chinesen lieben Fleisch und essen es reichlich, die Japaner ziehen Reis und Fisch vor. Die Mongolen und alle Reitervölker des Nordens genießen Milch, der Japaner wendet sich mit Abscheu davon ab: kusai des, „sie stinkt!“ Die Mongolen leben zu Pferde, die Japaner haben nicht einmal einen eigenen Ausdruck für Pferd, sondern entlehnen ihn von China. Man denke daran, welche Fülle von Bezeichnungen wir zum Beispiel haben: Roß, Gaul, Hengst, Mähre, Stute, Fohlen, Klepper, Schimmel, Rappen, Zelter. Der Japaner sagt dagegen in seiner Armut: Frau Pferd, Kind Pferd. Bis vor kurzem waren denn auch die Leute der Zehntausend Inseln schlechte Reiter, haben aber, wie die Hawaier, die von den Weißen erst das Roß bekamen, rasch größere Fertigkeit in der Reitkunst erlangt. Des weiteren trinkt der Chinese den schrecklichen Samshu, der Japaner Sake, der Koreaner Kumiß (gegorene Stutenmilch) und Bier aus gekauter Gerste. Die Chinesen halten auf Verhüllung und Wohlbekleidetsein, der Mongole zieht sich zum Schlafen nackt aus und zieht dann einen Pelz an, der Japaner legt Tag und Nacht wenig Wert auf Kleidung und liebt leidenschaftlich das Nacktsein. Das sind noch Nachwirkungen der Rassenanlage. Ackerbau — Viehzucht — Fischerei. Nun aber die eigentliche Kultur! Die Chinesen selbst sind dreigespalten: sie sind Anhänger der einheimischen Weisen Laotse und Konfuzius, sie bezogen aber auch aus Indien den Buddhismus, aus Arabien den Islam. An fünfunddreißig Millionen Mohammedaner gibt es im Reich der Mitte und vielleicht hundertfünfzig bis zweihundertneunzig Millionen Buddhisten. Die Japaner haben ihre gelehrte Schrift von China, aber ihre volkstümlichen Alphabete Hirakana und Katakana stammen von dem indischen Dewanagari. Ebenso ist das koreanische Alphabet, das Nido, indischen Ursprungs. Die Mongolen vollends haben von den Syrern ihre Buchstaben, von Indien ihre Religion und von China nichts als was auch wir von dort haben, nämlich Seide und Tee. Dazu ist die von China selbst ausgegangene Kultur keineswegs einheitlich. Jedenfalls sind indische und griechisch-römische Einflüsse in der chinesischen Kunst sowie persische im Kunstgewerbe mit Sicherheit nachzuweisen. Nicht minder malaiische im Handels- und Münzwesen (der Tael kommt vom malaiischen Tola) sowie seit der Portugiesenzeit europäische. Immerhin sind bei aller Verschiedenheit zwei verbindende Grundelemente erkennbar: die konfuzische Bildung für die oberen Klassen und der Buddhismus für das Volk. Der Deutsche Kaiser, der am eindringlichsten vor der gelben Gefahr warnte, hat dieselbe in der Gestalt des Buddha verkörpert. Man darf jedoch nicht ganz außer acht lassen, daß gerade die führenden Klassen in Ostasien dem Buddha keine Gefolgschaft leisten. In Korea war bis 1894 der Buddhismus überhaupt eine



A…
Ankunft der Ja…
der Reed…
Nach der O…
K. (…



381.
Hohenzollern“ auf
n Kronstadt.
alzeichnung von
mann.

unterdrückte und nur auf dem Lande geduldete Religion. Die Mandarinen des Reiches der Mitte sind Konfuzianer, die japanischen Samurai achten neben ihrem Vaterland und ihrer Ritterehre alles andere gering. Auch wäre es durchaus verkehrt, von einer halben Milliarde Buddhisten zu sprechen, da, wie schon berührt, auch andere Religionen in Ostasien großen Anhang gefunden haben. Trotzdem haben die Berater des Mikados, als ihren Zwecken am besten entsprechend, den Buddhismus auf den Schild gehoben. Es steht damit wie mit dem Katholizismus in der äußeren Politik Frankreichs. „L'athéisme n'est pas un article d'exportation.“ Bei alledem hat der plötzlich von Japan geförderte Panbuddhismus etwas Unorganisches, Künstliches und daher Vorübergehendes; er hat denn auch bei weitem nicht die Bedeutung des Panislamismus.

Wir haben gesehen, daß die tibetisch-altaisch-malaiische Rasse der Japaner und Koreaner von der chinesischen völlig verschieden ist. Wir haben ferner einzuräumen, daß die Sprachen der drei Völker ganz und gar voneinander abweichen. Wir finden sodann, daß die einzelnen Kulturen sich nicht decken, nicht entfernt so sehr wie die Kulturen innerhalb der christlichen oder mohammedanischen Welt. Wir könnten zufügen, daß auch die Gesellschaftsordnung der „drei Reiche“ keineswegs gleich oder auch nur ähnlich ist. Ebensowenig endlich die Geschichte. Ein Fürst vom Tatarenstamme, der Tsin Shihoangti, vereinigt mit blutiger Faust die zersplitterten Feudalstaaten Chinas und gründet ein großes, einheitliches Reich. Was ein Ausländer geschaffen, das baut die nationale Dynastie der Han weiter aus. Es folgen große und lang andauernde Wirren, die der Völkerwanderung im Westen gleichzeitig sind. Hunnische, tungusische, tibetische Heerführer erobern Nord- und Westchina und errichten Barbarenreiche. Erst unter den Sui und den Tang, von 589 bis 907, ersteht wieder ein nationales Kaisertum. Von neuem brechen die Reiterscharen des Nordens in das „Blumenkönigreich“ ein und reißen die ganze Nordhälfte an sich, während der Süden unter den einheimischen Sung eine kulturelle Blüte erlebt. Nun brausen die Mongolen heran und überfluten das ganze Reich. Siebzig Jahre währt es jedoch, ehe alle Chinesen den Großkhan anerkennen, und nur achtzig Jahre nach der Anerkennung werden die Mongolen schon wieder aus dem Reiche verjagt. Wiederum kommt ein einheimisches Haus auf den Thron, die Ming. Sie herrschen fast drei Jahrhunderte. Den Schluß der langen Reihe bilden die Mandschu, die ebenfalls fast siebzig Jahre zur Unterwerfung aller Provinzen brauchten. So die Reihenfolge der Ereignisse. Und das Ergebnis daraus? Die Chinesen haben es noch immer verstanden, nicht nur alle fremden Eroberer zu entvolklichen, in Sprache und Sitte zu sich hinüberzuzwingen, sondern auch schließlich die Fremdherrschaft ganz und gar wieder abzustreifen.

Völlig abweichend von der Entwicklung Chinas ist die Koreas und Japans. Die Geschichte Koreas (und der im Altertum dazugehörigen Südmandschurei) beginnt einige Menschenalter vor Christo; im Norden tungusische



W. Kuntzemüller, Hofphotograph, Baden-Baden, phot.
Abb. 382.
Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst.

und tungusische Staaten, im Süden Drawidahorden und Malaien. Aus den Dutzenden von Sondergebilden entstehen allmählich drei größere Staaten: Kogurju im Norden, Pakjeh in der Mitte und Silla im Süden. Die Sui unterwerfen alle drei Staaten und machen sie zu chinesischen Provinzen. Ihre Unabhängigkeit und zugleich damit die Einheit erringen die Koreaner um 920. Seitdem ist das Land der Morgenfrische in Sitte und Tracht einheitlich geblieben bis zur Gegenwart. Das Staatsleben beruht auf drei Faktoren: einem theoretisch absoluten König-, jetzt Kaisertum, einem feudal gegliederten Adel und einer von China entlehnten Verwaltung. — Die Geschichte Japans beginnt im zweiten Jahrhundert nach Christo. Im Süden drei japanische Fürstentümer, im Norden die Ainu. Die Fürstentümer werden vom Mikado geeint, die Ainu werden bis zum Bandai-san zurückgeworfen. Seit dem sechsten Jahrhundert dringt chinesische Bildung und buddhistische Lehre ein. Die Bevölkerung ist streng nach Kasten geschieden. Träger des öffentlichen Lebens ist ein kriegerischer Feudaladel. Viel Ähnlichkeit also mit Korea. Eine Unähnlichkeit begründet die Einführung des Hausmeiertums, das sich vom zwölften bis ins neunzehnte Jahrhundert behauptet. Seit 1868 ist der Mikado wieder in seine sämtlichen Rechte eingetreten. Eine weitere Unähnlichkeit ist dadurch gegeben, daß Korea jahrhundertelang Fremden Tribut zu zahlen hatte, während Japan im ganzen Verlauf seiner Geschichte sich so gut wie unabhängig gehalten hat. Das Inselreich hatte drei- oder viermal fremde Einfälle zu erdulden, allein diese berührten nur die Küsten, ein einziges Mal hat ein Shogun, der dem Hause der Ashikaga entstammte, Geschenke nach China gesandt, um die Anerkennung des Himmelssohnes zu erlangen, aber weitere Folgen hat dieser von allen Japanern leidenschaftlich verdammte Schritt nicht gehabt.

Wie also in der Rassengrundlage, so offenbaren sich auch in der Entwicklung der drei Länder tiefe und weite Klüfte. Das Bild würde noch bunter, zöge man auch Siam und Tibet hinzu. Ein Zusammenschluß aller Gelben ist also unwahrscheinlich. Ferner zeigt der abweichende Verlauf der verschiedenen Entwicklungen, daß China oft fremde Herrscher anerkannt hat, ja seine Einheit einer Fremddynastie verdankt, daß hingegen Japan seinen kriegerischen Mut aus dem Bewußtsein jahrtausendealter Freiheit schöpft, daß endlich Korea nie viel in der Weltgeschichte zu bedeuten hatte, daß es aber trotz so mannigfacher Anfechtungen seine Eigenart bis auf unsere Zeit behauptete. Noch eine Schlußbeobachtung! Die jetzige Dynastie regiert in China seit 1644, in Korea seit 1393, in Japan seit Menschengedenken. Es ist nur natürlich, daß die einheitliche dynastische Entwicklung den Japanern auch die größte nationale Stoßkraft verlieh. — „Man tötet, um zu töten, tut Leids an aus Lust an Schmerzen; entführt jede Frau, die man begehrt, und verkauft sie, sobald man ihrer überdrüssig. Der Sohn ermordet die Mutter, die Gattin vergiftet ihre Nebenbuhlerin oder ihren Mann. Überall Gepfählte, Verbrennende, Gekreuzigte, Zersägte, überall Schlacht, Brand und Mord.“ So schildert ein Geschichtschreiber, der Marquis de Mazelière, die Zeit der Ashikaga. Und doch war die Shogundynastie der Ashikaga gleich den Mediceern. Unter ihnen wurde der No-Tanz ausgebildet, die zierliche Anmut der Teegesellschaften führte sich ein, Kunst blühte und Schrifttum. Dieselben Gegensätze innerhalb des letzten halben Menschenalters. Vor 1894 war das Morgensonnenland ein lachendes Paradies der Kinder, des Frühlings, der Freude: niedliche Püppchen in farbenprächtigen Kleidchen, zierliche Gedichtchen, an den Zweigen des Kirschbaumes angeheftet, seinen Blütenschnee zu besingen, überall Feste und zufriedene Gesichter. Und jetzt? In wildem Wagen, in heißer Kampfgier mit dem Schwert, mit den Kanonen in der Mandschurei. Die ganze Nation aufs äußerste angespannt, finanziell, militärisch, moralisch — ein unerbittliches Ringen um ihr ganzes Sein. Die Doppelnatur des Japaners, die das Leben im Lande der aufgehenden Sonne so einzig macht, hat nirgends als bei den alten Griechen ein Gegenbild. In China wird nur der Gelehrte geschätzt, in Amerika nur der Reiche, in England nur der Hochadel. Bei den



Abb. 383. Marschall Yamagata.

im Grunde aristokratischen Japanern gilt Wissenschaft gleich viel wie Kriegsruhm und gilt jeder nach seinen Talenten, nicht nach seiner Herkunft. Der 1909 von einem Koreaner in Charbin ermordete Marquis Ito stand höher in den Augen seiner Landsleute als irgend ein General und doch war er von geringem Geschlecht. Auch der Ministerpräsident Katsura stammt von kleinen Leuten. So vereinigt Japan die Vorzüge des jugendstarken Selfmade-Amerika mit denen des adligen, konservativen Europa.

Ein Zwischenwort über konservative Tradition. Uns erscheint Asien als deren Mutter und Urbild. Nichts ist falscher. Auch ein tobendes Meer erscheint, von dem Gipfel eines fernen Berges gesehen, wie eine ruhige Fläche. Asien ist stets von Revolutionen durchwühlt worden. Schon im ältesten Mesopotamien eine Rasse, eine Dynastie nach der anderen. Kein Herrschergeschlecht, das sich länger als ein halbes Jahrtausend, wenige, die sich länger als zwei Jahrhunderte behaupteten. In China folgen auf die halbtatarischen Tsin, die nur ein Menschenalter hindurch die Zügel führen, die Han; darauf Verwirrung, die Zeit der drei, die der sechzehn Reiche. Es regieren Hunnen, Tibeter, Tungusen. Dann die Sui und die Tang. Hierauf die Schadotürken und die Katai. Die chinesischen Sung werden von den Mongolen gestürzt, diese von den Ming; zuletzt kommen die Mandschu. Ähnlich in Mesopotamien Akkader, Babylonier, Kassiten, Araber, Assyrer, Perser, Griechen und Römer, wiederum die Perser, die Araber der Kalifen, Seldschucken, Mongolen, Osmanen. Nirgends eine dauernde Folge wie bei unseren Habsburgern, Hohenzollern, Piemontesen, Wittelsbachern, Wettinern, wie bei dem französischen oder englischen Königshause, wie beim Geschlechte Ruriks.


Abb. 384. Li-hung-tschang.

Nur eben Japan macht allein in Asien eine Ausnahme. Von ungefähr 300 n. Chr. an kann man die Dynastie der Mikado rechnen. Daher trotz allem neuzeitlichen Individualismus doch die an der Monarchie haftende peinlichste Wahrung der Etikette. „Durch die Tugend des Mikados" siegen seine Truppen. Geradeso in der Alten Welt! Kaiser Wilhelms Anschauung ist, daß „die Fürsten es sind, die aus dem reichen Schatze ihrer Tugenden spenden, die Völker aber sind die Empfangenden". Und die Gefolgsmannen der alten Germanenfürsten mußten, wie Tacitus erzählt, schwören, daß sie alle ihre Kriegstaten nicht sich, sondern ihrem Princeps zuschreiben würden.

In der letzten Woche des Juli 1894 begann ohne Erklärung der Krieg. Das große chinesische Transportschiff „Kau-shing" wurde mit dreizehnhundert Mann von den Japanern versenkt; wenige Tage darauf wurden die Chinesen in einer Landschlacht bei Asan geschlagen und mußten Söul räumen. Im September siegte Marschall Yamagata (Abb. 383) bei Ping-yang (Abb. 385). Unsere Kunstbeilage zeigt chinesische Artillerie auf dem Rückzug. Vor der Mündung des Yalu-flusses maßen sich die beiden Flotten. Am 5. November wurde Talienwan von den Japanern genommen, am 22. November Port Arthur. Ein Angriff auf die Gegend von Nanking blieb erfolglos, zumal England gegen weitere Angriffe im Jangtsegebiet Einspruch erhob. Im Dezember erreichte Generalmajor Katsura Hai-tscheng in der Südmandschurei. Im Februar 1895 fiel Wei-hai-wei an der Nordküste von Schantung, am 4. März Niu-tschwang; am 8. März geschah der erste Zug nach Formosa und erfolgte eine Beschießung von dessen Nordhafen Ki-lung. Schon rüstete sich die japanische Gardedivision, auf Peking vorzugehen. Da führten die seit einem Monat schon gepflogenen Verhandlungen zu einem Waffenstillstand. Li-hung-tschang (Abb. 384) ging als Bevollmächtigter nach Shimonoseki, wurde aber von einem Attentäter, Koyama, über dem Auge verwundet. Die Lage war neuerdings gespannt, zumal die Westmächte sich einmischten. Kaiser Wilhelm war gegen die buddhistische Welt und ließ, nach seiner Idee, von Professor Knackfuß das bereits erwähnte Gemälde ausführen, das hoch auf den Wolken den Buddha daherreitend darstellt, während unten auf der Erde eine Flut von gelben Kriegern, Tod und Verderben bringend, sich heranwälzt. Dazu die Unterschrift: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!" (Abb. 386).

Auf Anregung des Kaisers hin kam ein Dreibund zustande zwischen Deutschland, Rußland und Frankreich mit dem Zwecke, ein weiteres Vordringen der Japaner zu verhindern. Hierdurch wurde eine ganz neue internationale Lage geschaffen. Bisher war der europäische Dreibund der Polarstern gewesen, um den sich das ganze Staatenwesen drehte. Dem früheren Dreibund war der russisch-französische Zweibund entgegengetreten. Nun versöhnten sich auf einmal die Gegner miteinander.



Abb. 385. Die Einnahme von Ping-yang in Korea durch die Japaner.

Als einer der ersten hatte der Kaiser, noch vor der Gobineau-Übersetzung Schemanns und vor dem Erscheinen von Houston Stewart Chamberlains aufsehenerregendem Buche: „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts", die Rassenbegeisterung in sich aufflammen lassen, die in der Folge einen wesentlichen Bestandteil unseres Geisteslebens ausmachen sollte. Die hehre Natur Norwegens, die der Kaiser auf häufigen Fahrten kennen lernte, tat ein übriges. So entstand die Überzeugung des Kaisers von der einzigartigen Größe des Germanentums. Diese Stimmung läßt das Verhältnis zu der gelben Rasse mühelos erklären. Zwar hieß es damals nur: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!" aber nur einige Jahre später erklärte der Kaiser: „Wenigstens wir Germanen müssen zusammenhalten." Das Buddhatum erschien dem Herrscher, und nicht mit Unrecht, als die Quintessenz (um mich nach Art Gobineaus auszudrücken) des gelben Geistes. Gegen die Mannen des Mikados wurde jene Allianz zwischen dem unkirchlichen Frankreich, dem teils protestantischen, teils katholischen Deutschland und dem griechisch-orthodoxen Rußland zuwege gebracht: ein dreiköpfiges Abbild religiöser Zerklüftung. Daß aber gerade Rußland bei der Allianz eine so gewichtige Rolle spielte — der russischen Flotte war die Aufgabe zugefallen, bei Harthörigkeit des Mikados die japanischen Schiffe anzugreifen, und um ein Haar wäre die Flotte in Aktion getreten —, geht auf die Bismarcksche Tradition von der Wichtigkeit russischer Freundschaft zurück. Auf der anderen Seite ist zuzugeben, daß Shimonoseki einen Rückschlag für die inzwischen zur Siedehitze gediehene französisch-russische Verbrüderung bedeutete. Man nahm die beiden Nachbarmächte freundschaftlich unter den Arm, um sie im gegebenen Augenblick umso wirksamer zurückzuhalten. Die Sendung Dragomirows zu den französischen Manövern, die Hergabe von dreizehn Milliarden Franken für Staats- und Industrieanleihen von französischen Banken an Rußland, Besuche des Zaren und des Präsidenten wurden immerhin dadurch nicht verhindert.

Es zeigte sich also, daß durch die unerwartete Schwenkung die russisch-französische Einigkeit auf die Dauer doch nicht zu erschüttern war. Für den bestimmten Zweck indes, für ein gemeinsames Vorgehen in Ostasien, war die neue Konstellation wirksam. Durch die Intervention geschreckt, schlossen die Japaner zu Shimonoseki einen Frieden, in dem sie auf alle festländischen Eroberungen verzichteten, wofür sie das erst noch zu unterjochende

Formosa erhielten. Der Friede ward am 8. Mai 1905 zu Tschifu bestätigt. Die Kriegsentschädigung wurde auf zweihundert Millionen Tael festgesetzt. Einst galt die konventionelle Einheitsmünze des Taels sechs Mark, infolge der unaufhörlichen Entwertung des Silbers — der letzte Preissturz war gerade ein Jahr vor dem Kriege erfolgt — war der Tael auf nur drei Mark gesunken. Für die Rückgabe der Halbinsel Liau-tung erhielt Japan noch eigens dreißig Millionen Tael, im ganzen also zweihundertdreißig Millionen gleich sechshundertneunzig Millionen Mark. Die Summen wurden nach und nach in London ausgezahlt (dabei einmal durch einen Rekordscheck, auf fast sechzehn Millionen Pfund lautend), wobei jedesmal der Umrechnungskurs etwas schwankte. Heute ist der Kurs des Taels noch um weitere Bruchteile gesunken. Als Pfand für die richtige Auszahlung blieb Wei-hai-wei in den Händen der Japaner, die aber den strategisch wichtigen, wenn auch schwer auszubauenden Hafen später den Engländern abtraten.

Mit Formosa hatte die zweite Division und die Gardedivision der Japaner viel Mühe. Die Eroberung kostete im ganzen an vierzehntausend Mann, meist Erkrankte, und fast eine Drittelmilliarde Mark. Sieben Aufstände waren zu überwinden. Ganz ist die Insel noch heute nicht befriedet, da sich die Kopfjäger in den Alpen des Ostens (die bis viertausendzweihundert Meter aufragen) noch immer halten. Doch sind Eisenbahnen gebaut, der Verkehr gesichert, der Handel vermehrt und Minen erschlossen worden; nur das Kampfermonopol war ein Fehlschlag. Etwa fünfundachtzigtausend Japaner wohnen auf Formosa, ferner drei Millionen Chinesen und einhundertdreißigtausend Eingeborene.

Neben der gelben Frage entstand eine schwarze. Die Äthiopische Kirche wurde gegründet. Inzwischen ging die Aufteilung Afrikas weiter. Ein Gegenstück zum Ugandavertrag vollführte Caprivi 1893 mit der Abschnürung Kameruns im Nordosten, die uns von den reichsten und fruchtbarsten Tsadländern abschloß. Mit umso größerer Energie warf sich Frankreich auf die Tsadländer. Mit großen Opfern erreichte es Timbuktu. Hier war der Angelpunkt der ganzen nordafrikanischen Frage. Hierhin konvergierten alle Versuche der drei Großmächte. Frankreich hatte am meisten Eisen im Feuer; es trachtete danach, Timbuktu mit Algerien einerseits und Senegambien



Mit Genehmigung der Verlags-Kunsthandlung Amsler & Ruthardt, Berlin W 64.

Abb. 386. „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!" Nach dem Entwurf Kaiser Wilhelms II. ausgeführt von H. Knackfuß.

anderseits zu verknüpfen, die so entstandene Ländergruppe an das französische Niger- und den Dreiländerkomplex wiederum an das französische Kongogebiet anzuschweißen. Das bedeutendste Hindernis, das solchen Entwürfen entgegenstand, war der Kriegsmut der Tuareg, Fulbe und Sudanesen. Namentlich machte Rabah den Franzosen viel zu schaffen. Erst Sklave, dann Anführer sudanesischer Söldner (arabisch redender Neger), hatte sich Rabah 1887 vor dem Mahdi geflüchtet und Wadai angefallen. Bald darauf eroberte er Bagirmi und ward Herr der Lage in den Ost-Tsadländern. Waren die Erfolge der Franzosen in Nordafrika vorläufig ungewiß und schwankend, so erfochten sie einen völligen Triumph in Madagaskar. Freilich mit unverhältnismäßigen Opfern an Menschenleben und Geld. General Duchesne, der sich schon in Dahomey ausgezeichnet hatte, besiegte ohne sonderliche Mühe 1895 die Howa, die, wie wir gesehen haben, von einer Königin regiert wurden. Er ward dabei durch eine Anzahl russischer Freiwilliger unterstützt, während britische Stabsoffiziere den Howa halfen. Der Königin, Ranavalona III. wurde zunächst kein Haar gekrümmt, bald aber wurde sie abgesetzt und in Algier interniert, wo



Abb. 387. Die Niederlage der Rebellen im Matabeleaufstand in dem Gefecht zwischen dem Mowenekral und Gwelo.

sie später gerne auf den Bällen des Gouverneurs tanzte. Es brachen noch mehrere Aufstände aus, sowohl der Howa selber wie solcher Stämme, besonders der Sakalawa, die den Howa nicht botmäßig gewesen waren, doch ist es später General Gallieni so ziemlich gelungen, die ganze Insel zu beruhigen.

Unterdes befestigten sich die Engländer in Südafrika. Sie vertrieben mit gewappneter Faust die Portugiesen aus Manikaland, schlugen die Matabele (Abb. 387) und die Barotse westlich vom Njassa zu Boden, annektierten 1897 Tongaland und stellten die Kap-Kairo-Bahn bis Buluwajo fertig. Dagegen mißlang ihnen gründlich der 1895/1896 unternommene Anschlag Jamesons auf das Transvaal.

Durch die Senussi und die panislamitische Propaganda war der ganze mittlere Sudan und das östliche Kongobecken in Erregung. Die Derwische waren in Verbindung mit den Halbarabern am Tanganjika und die letzteren mit den Sklavenjägern am Lualaba und Njassasee. Die Senussi, die eine unmittelbare Mitwirkung dem Mahdi schroff abschlugen, revolutionierten mit ihren Sendboten die Tsadländer. Allenthalben standen die Mohammedaner gegen die Europäer auf: Buschiri gegen die Deutschen; die Sudanesen, die einst Emin-Pascha gedient hatten, gegen Mac Donald in Uganda; die Bastardaraber des Kongo gegen Belgier, Deutsche, Engländer und Portugiesen; Rabah gegen die Franzosen; der Mahdi gegen Italiener und Abessinier; die Marokkaner gegen die Spanier. Die



Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Otto von Bismarck.

Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach.

ungeheure panislamitische Bewegung, die bis nach Turkestan und der Mongolei ihr Echo fand, ist zwar nach einem Jahrzehnt unablässiger Kämpfe einigermaßen niedergeschlagen worden, doch sollte sie, durch die an und für sich geringfügigen Siege des Padischahs über die Griechen und durch die Vorgänge in Marokko neu belebt, jeden Augenblick von neuem auflodern.

An Abessinien waren, wie einst Ismaïl, so auch die Derwische abgeprallt. An Abessinien sollte auch der Kolonialtraum Italiens scheitern. Allgemein beklagte man den schlimmen Mißgriff Italiens, daß es unbesehen Massaua und Beilul erwarb. Wie schlecht das Apenninische Königreich damit fuhr, kann man so recht ermessen, wenn man hört, wie sich der Afrikareisende Freiherr Amand von Schweiger-Lerchenfeld über jene Kolonie ausläßt: „Das ganze ostafrikanische Küstenland, von der Grenze des Gebietes der Somalistämme, also vom Hawaschflusse und der Bai von Tedschura bis nach Norden hin zur Südgrenze der Bischarin, etwas südlich von Suakin, wird von den Abessiniern als Samhara bezeichnet. In diesem Küstenstriche, desgleichen nach Osten hin zum Kap Guardafui, mündet kein einziger Fluß, denn keiner hat sich seinen Lauf bis ans Meer bahnen können. Ja, im Danakillande gibt es sogar zwei Depressionen, das heißt Striche, die unter dem Meeresspiegel liegen. Das ganze Land ist ein Glühofen und liefert keine Handelserzeugnisse von irgendwelchem Belang; auf die sandigen Strandwüsten folgen Sümpfe und Einöden.“ Nach Schweiger-Lerchenfeld ist Massaua der „Ort, wo das gesittete Europa und das barbarische Afrika ihre Laster tauschen — eine Hölle für ehrliche Leute, ein Paradies für Schurken“. Ähnlich haben Kenner jener Gegend sich wiederholt über Erythräa geäußert. Es war für die Italiener nur ein Gewinn zu hoffen, wenn sie sich Abessiniens bemächtigen konnten. Da trat ihnen aber der



Abb. 388. Menelik II., Kaiser von Abessinien.

Abb. 389. Die Brigade Dabormida in der Schlacht bei Adua.



Abb. 390. Der Angriff der Armee des Ka



uf die englische Stellung bei Omdurman.

mächtige und tapfere Negus Negesti (Fürst der Fürsten) Menelik II. (Abb. 388) entgegen. Anfang 1896 wurden die Italiener vom Negus bei Adua aufs Haupt geschlagen und aus Abessinien völlig vertrieben und mußten sich hinfür auf die unergiebigen Küstenstriche Massauas und Somalilands beschränken. Eine Episode aus diesem Kriege gibt unsere Abbildung 389 wieder. Die Engländer übernahmen Kassala von Italien und suchten auch bei dem Negus, zu dem sie eine glänzende Gesandtschaft unter Rennell Rodd schickten, an die Stelle der Italiener zu treten. Der englischen Mine stellten Franzosen und Russen mit Erfolg eine Gegenmine entgegen. Schon 1891 waren Kosaken nach Abessinien gekommen. Jetzt bahnte Leontiew ein Freundschaftsverhältnis zwischen Zar und Negus an. Die Russen entdeckten plötzlich, daß die abessinische Kirche ein Zweig der griechisch-russischen sei; sie schickten Waffen und kostbare Geschenke, sie versuchten, einen Hafen bei Raheita zu erwerben. Leontiew ward Statthalter einer südabessinischen Provinz. Die Franzosen aber begannen den Bau einer Bahn von Dschibuti nach den abessinischen Alpen und gewannen das Ohr Meneliks. Die Stellungnahme Abessiniens war von der größten Wichtigkeit für England. Denn dieses hatte beschlossen, den Kampf gegen die Mahdisten wieder aufzunehmen. Es bestand der Argwohn, daß Menelik den Derwischen helfen möchte, doch hat sich schließlich die Befürchtung als grundlos erwiesen. Sorgfältig und von langer Hand vorbereitet ist der britische Feldzug gegen die Derwische, der 1896 begann, dank Kitcheners (Abb. 391) Organisationstalent außerordentlich glücklich verlaufen. Abbildung 390 und unsere Kunstbeilage erinnern an die mörderische Schlacht bei Omdurman.


Photo by Alexander Bassano, London.

Abb. 391. General Lord Kitchener.

Nach Harrison war 1893 Cleveland zum zweitenmal auf den amerikanischen Präsidentenstuhl gekommen. Im selben Jahre wurde die Weltausstellung von Chikago abgehalten, aber noch während der Ausstellung brach eine große Krisis aus, die sich die feindlichen Parteien gegenseitig in die Schuhe zu schieben suchten. Nach dem Trägheitsgesetz zu urteilen, wird wohl der weiter dem Abgrund zu rollende Karren der Republikaner, dessen Sturz nicht mehr aufzuhalten war, an der Not schuld gewesen sein. Die Arbeitslosigkeit dauerte vier Jahre, manchmal waren über eine Million Arbeiter und andere Angehörige niederer Stände ohne Verdienst. 1894 fand in Washington der abenteuerliche Zug Coxeys mit den „Tramps“ (Vagabunden) nach dem Kapitol statt. Im Sommer des Jahres war der große, von Debs geleitete Eisenbahnarbeiterstreik, den Clevelands Energie gegen den Widerstand der Einzelstaaten, die sich in ihrer Souveränität bedroht glaubten, beendete. Nun ereignete es sich, daß England mit Venezuela wegen reicher Goldfelder in Grenzstreitigkeiten geraten war und, unbekümmert um venezolanischen Einspruch, das strittige Gelände einfach besetzte. Der schwache Freistaat konnte nichts ausrichten, aber die Union nahm sich seiner an. Cleveland hatte zwar auf Hawai, wo die Königin Lilinokalani gestürzt und eine Republik unter Präsident Dole errichtet worden war, keine Dazwischenkunft versucht und jede Anregung dazu, die sich von vielen Seiten an ihn drängte, schroff abgewiesen. Man kann sich daher des Argwohns nicht erwehren, daß der treffliche Mann lediglich, um die infolge der wirtschaftlichen Notlage verlorene Volkstümlichkeit zurückzuerlangen, sich in Südamerika einmischte (Dezember 1895) und den Briten die Zähne wies. Für Cleveland glückte das Experiment vollständig; er war für einige Monate der populärste Mann Amerikas. Die Börse sang ein ander Lied, denn die Engländer lieferten ihr eine Schlacht, in der die amerikanischen Papiere vier Milliarden Mark verloren. Die Vereinigten Staaten setzten jedoch ihr Verlangen durch. England bequemte sich zu einem Schiedsgericht, dessen Entscheidung im wesentlichen zu Gunsten der Briten ausfiel.

Die erwähnte Börsenschlacht gibt Veranlassung, einen kurzen Überblick über die Handelskrisen des neunzehnten Jahrhunderts zu geben. Beginnen wir mit dem amerikanischen „Rumpel“ von 1814. Er entstand durch eine Übergründung von Banken. Die darauffolgende Depression dauerte sechs Jahre. Sie brachte zunächst eine starke Vermehrung des englischen Handels nach Amerika (um vierzig Prozent) und erzeugte durch dessen Überspannung auch in England 1815 einen Krach. Die Bank von England nahm erst 1819 ihre Barzahlungen wieder auf. — Die englische Krisis von 1825 ward durch forcierte Baumwollspekulation, durch allzu rasche Ausdehnung der Industrie und durch extravagante Emissionen von ausländischen Staatsanleihen, also bereits durch Zusammenwirken von drei ganz verschiedenen Ursachen hervorgerufen. Die Emissionen waren nach heutigem Maßstabe nicht so sehr beträchtlich, immerhin erreichten sie in den drei dem Krach vorausgehenden Jahren die Gesamtsumme von rund achtundsechzig Millionen Pfund. Darunter recht faule Anleihen von Buenos Aires, von Kolumbia

und Guatemala, von Neapel, von Portugal, lauter Ländern und Städten, die damals von Unruhen und Revolutionen durchzuckt wurden. Dazu kamen industrielle und Transportgesellschaften, die in zwei Jahren hundertzwei Millionen Pfund beanspruchten. Für damalige Zeiten ganz ungeheure Summen. Denn damals war ein Mann, der zehn Millionen Mark besaß, ein allseits angestauntes Nonplusultra von Reichtum. Jetzt haben Krupps in einem Jahre mehr, von Rockefeller, Pierpont Morgan und Rothschild zu schweigen. Die Geschichte jenes komplizierten Kraches ist noch etwas dunkel. Es scheint, daß er in akuter Form ungefähr drei Monate angehalten habe. Unruhen, ja Aufstände kamen in seinem Gefolge. — Die amerikanischen Wirren von 1837, die nur schwach nach England sich übertrugen, waren durch Fehler der Bankgesetzgebung verschuldet. Amerikanische Papiere wurden in London unverkäuflich. Geld bedingte zwanzig bis dreißig Prozent jährlich. Die Wirren dauerten, zeitweilig beschwichtigt, volle zwei Jahre. — Den englischen Krach von 1847 brachte übergroße Ausdehnung des Kredits und übereilte Gründung zu vieler Eisenbahnen. Seltsamerweise kam als Einleitung ein Fallen der Getreidepreise und zwar auf weniger als die Hälfte. Das zweite Zeichen war die Abnahme der Barvorräte der englischen Banken und ihrer Reserven. Das begann im Juli. Der Diskont, der im Januar dreieinhalb Prozent gewesen, wurde im Oktober auf acht Prozent erhöht. Konsols fielen von siebenundneunzig auf neunundsiebzig. Aber nach zwei Monaten war bereits das Schlimmste vorbei. Im Januar sank der Diskont schon auf vier. Konsols erreichten 1852 Pari. — Vielleicht die bedeutendste der bisherigen Krisen, jedenfalls die interessanteste war die von 1857. Von sehr großer Ausdehnung, sehr gründlich in ihrem Werk und lange fühlbar in ihren Folgen. Das Merkwürdige an dieser Eruption ist, daß sie gerade in dem Augenblick eintrat, als die Goldproduktion auf einem Höhepunkte stand. Die Anwendung auf die Gegenwart liegt auf der Hand. Während nämlich vor 1848 die jährliche Goldausbeute der Erde eine Kleinigkeit über zweihundert Millionen Mark betrug, war sie, beständig wachsend, 1857 auf fünfhundertsiebzig Millionen gestiegen. Trotzdem war selbst für einen so starken Unterbau das darauf getürmte Kreditgebäude zu schwer und kam ins Wanken. Nunmehr tritt neben Neuyork und London auch der europäische Kontinent auf den Plan. Deutsche Kapitalisten hatten für zwei- bis dreihundert Millionen Taler Yankeewerte gekauft. Der Crédit foncier und der Crédit mobilier entstanden. Frankreich machte 1855 eine Anleihe von siebenhundertachtzig Millionen Franken, wohl die größte Staatsanleihe, die bis damals je emittiert war. Dazu Unmengen von neuen Eisenbahnobligationen. In Frankreich waren bis 1856 für über drei Milliarden Franken Bahnen gebaut worden, seit, sagen wir rund 1842; nun wollten die Bahnen allein 1856 für nicht weniger als neunhundertneunzehn Millionen Obligationen ausgeben. Ein Vorspiel zu den für 1907 geplanten, aber vereitelten Riesenausgaben von Yankeegesellschaften. Immerhin wären das noch produktive Anlagen gewesen. Allein es entwickelte sich jetzt auch eine ungesunde Art von Zettelbanken, ein Paroxysmus von Überspekulation in allen möglichen Werten, in Stapelartikeln, Bergwerken, Bankaktien, eine schwindelnde und schwindelhafte Hausse, wobei es, namentlich in Amerika, nicht an Beispielen gröbsten Betruges fehlte. Auch Deutschland wurde von der ungeheuren Bewegung nicht verschont. Die Darmstädter Bank erklomm die steile Höhe von dreihundertneunundachtzig, um ein halbes Jahr darauf unter Pari zu fallen. Der Krach begann in Neuyork im August und wurde akut Mitte Oktober 1857. Der Bankrotte war Legion. Der Diskont stieg auf sechzig bis hundert Prozent. Einzelne Effekten verloren bis fünfundsiebzig Punkte. Vierzehn Eisenbahnen suspendierten. Die eigentliche Panik hielt jedoch nur eine Woche an und Mitte Dezember hatten sich die Wolken wieder verzogen. Wenigstens in der Bankwelt. Dagegen äußerte sich die Rückwirkung auf anderen Gebieten, namentlich in der Baumwollindustrie, erst im nächsten Jahre. Der Posten von Yankeewerten, den damals Europa besaß, war nicht viel von zwei Milliarden Mark entfernt. Der Kurssturz der Yankeepapiere mußte demnach Europa schon empfindlich berühren. Ende Oktober begann dann auch schon die Deroute, zunächst in Liverpool, dann an anderen Plätzen. Sie dauerte zwei bis drei Monate. Dann griff eine sehr rasche Erholung Platz. Konsols waren schon im Januar 1858 um zehn Prozent gebessert. Bahnaktien stiegen um zehn bis achtunddreißig Prozent, nachdem sie fünf bis dreiundzwanzig eingebüßt hatten. Der Patient war also gesünder und stärker als vor der Krankheit. In Deutschland währte der Zusammenbruch nicht einmal zwei Monate, von Ende November bis Anfang Januar. Nur der Handel, besonders der überseeische, merkte die Nachwehen noch lange. Erstaunlich war vor allem die



Abb. 392. Joseph Chamberlain.



Huldigung des
anläßlich der
Nach
von Jul

Schnelligkeit der amerikanischen Wiedererholung. Im April hatten die Neuyorker Banken das Vierfache an Barvorrat als ein halbes Jahr zuvor und der Diskont war dort auf dreieinhalb gefallen, weil kaum noch in Anspruch genommen. Denn vor Industrie- und Bahnpapieren hatte man jetzt eine heilige Scheu, dagegen waren Staatsfonds in starker Nachfrage. — Der „schwarze Freitag“, der 11. Mai 1866, hatte einzig und allein seine Veranlassung in den Umtrieben Jay Goulds und seines Gold-Corners. — Der Krach von 1873 kam wiederum infolge von Überspekulation und allzu beschleunigten Bahnenbaus. Diesmal brach er in Wien aus. Die Umsätze hatten an der Börse bereits mehrmals an einem Tage zwei Millionen Aktien überschritten, ein Rekord, der erst in der neuesten Zeit von Neuyork besiegt wurde, während der Wert der Transaktionen eines einzigen Tages in Wien mit bald einer halben Milliarde Gulden unübertroffen dasteht. Die Panik begann am 5. Mai und erreichte den Zenit am berüchtigten 9. Mai, um nicht weniger als anderthalb Monate in diesem Zustande äußerster Aufregung zu verharren. Von Wien dehnte sich die Deroute auf alle deutschen Plätze aus und ergriff seit Ende September auch Amerika. Es schien dort nicht allzu schlimm zu werden. Schon Mitte Oktober ging das Publikum wieder zu Anlagen über. Nun ereignete sich im November ein neuer Slump. Dreiunddachtzig Bahnen stellten ihre Zahlungen ein, Hunderte von Hochöfen wurden ausgeblasen. Allein in der Textilbranche wurden vierzigtausend Arbeiter entlassen. Dies Unglück Nordamerikas wirkte dann wieder verschärfend auf Deutschland, das sich bisher mit ziemlicher Zähigkeit gewehrt hatte. Vielleicht hätte man ohne den allgemeinen Zusammenbruch die deutsche Hochkonjunktur hindurchbugsiert durch die aufgeregten Gewässer, aber nun rächte sich auch bei uns die Überspannung der Produktion. Allein in Preußen waren von 1871 bis 1874 ebensoviel Hochöfen, Maschinenfabriken, Eisenhütten errichtet worden, als in den sämtlichen siebzig Jahren seit 1800 bis zum großen Kriege. Darauf wurden Italien und Rußland, zuletzt England und Frankreich von dem Sturm erfaßt. Er wütete in London anscheinend jedoch nur wenige Tage. Freilich, die Nachwehen dauerten diesmal in der ganzen Welt länger als bei den früheren Krisen; in mancher Branche erstreckte sich die Stockung bis ins Jahr 1879. Namentlich die



…3.
…ſchen Reichstags…
…djahrfeier 1896.
…emälde
…n Benczur.

Vereinigten Staaten hatten volle ſechs Jahre zu leiden. — Die franzöſiſche Klemme von 1882 war nicht von beſonderer Bedeutung. Der Krach von 1893, der in Amerika während der Chikagoer Ausſtellung begann, der Rückſchlag, der auf den Goldminenaufſchwung von 1895 folgte, die lange Depreſſion, die, von dem Zuſammenbruch der ruſſiſchen Induſtrie ausgehend, 1899/1900 begann, all dies iſt noch in friſcher Erinnerung.

Aus den vorſtehenden Darlegungen geht zunächſt hervor, daß gerade Friedensjahre die beſte Brutzeit für Kriſen ſind. Ferner, daß zu raſches Bauen von Eiſenbahnen dabei eine wichtige Rolle ſpielt. Gelegentlich kommen mehrere Urſachen zuſammen: Bauſpekulation, Übergründung und Überproduktion von Fabriken, ſchnelle Aufeinanderfolge großer Staatsanleihen, Forcierung des Außenhandels. Die Dauer der Kriſen iſt verſchieden, doch währte ſelbſt die akute Kriſis kaum jemals weniger als ſechs bis zehn Wochen. — Unruhen brachen 1895 auf Kuba aus. An ſechzig nordamerikaniſche Flibuſtierſchiffe gingen nach dem Eiland, um den Rebellen zu helfen. Weitere Unruhen waren auf den Philippinen zu verzeichnen. Die geſchilderte Venezuelabotſchaft Clevelands geſchah in den letzten Tagen des Jahres 1895. Dieſe Tage führen uns zugleich in einen anderen Erdteil, nach Südafrika, wo der Arzt Dr. Jameſon ſeinen Abenteurerzug, ſeinen Raid ins Transvaal machte. Wie wir wiſſen, mißlang der Zug und Jameſon wurde nebſt ſeinen Mannen gefangen genommen. Bei Krügersdorp, eine halbe Tagereiſe weſtlich von Johannesburg, ward der voreilige Doktor nebſt ſeiner Truppe umzingelt und nach Verluſt von hundertdreißig Mann am 1. Januar 1896 zur Übergabe gezwungen. Sobald die durch engliſche Machenſchaften verſpätete Nachricht von dem Überfalle nach Berlin kam, ließ der Staatsſekretär des Auswärtigen Amtes, Marſchall von Bieberſtein, ſofort nach London die gemeſſene Anfrage drahten, was die engliſche Regierung gegen dieſe Verletzung des Völkerrechtes zu tun gedenke, und nach Liſſabon eine Erkundigung richten, ob die portugieſiſche Regierung den Durchzug deutſcher Truppen durch die Provinz Lourenço Marquez geſtatten werde, im Hinblick darauf, daß der deutſche Konſul in Pretoria die Erlaubnis nachgeſucht hatte, das Landungskorps des in der Delagoabai liegenden deutſchen Kreuzers „Seeadler“ zu requirieren. Als Chamberlain merkte, daß die übrigen Mächte bei dem Überfall nicht ruhig zuſehen würden, und zugleich, wohl auf die


Abb. 394. Nikolaus II. von Rußland.

Nachricht von dem ablehnenden Verhalten der Johannesburger Bevölkerung, sich überzeugte, daß das kecke Unternehmen aussichtslos sei, schickte er ein Kabeltelegramm an Jameson mit dem Befehle umzukehren. Jameson erhielt auch die Botschaft, verschob aber absichtlich wie einst Prinz Eugen vor Höchstädt das Lesen, freilich mit schlechterem Erfolge. Als dann der Sieg der Transvaaler ruchbar wurde, sandte der Deutsche Kaiser, nach eingehender Beratung mit dem Kanzler und dem Staatssekretär Marschall, ein Telegramm an Krüger, ihm Glück wünschend, weil es ihm, dem Präsidenten, und seinem Volke gelungen sei, durch eigene Tatkraft, „ohne an die Hilfe befreundeter Mächte zu appellieren", die Friedenstörer niederzuwerfen und die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von außen zu wahren. Der einflußreiche Herr von Holstein war gegen dies Telegramm. Aber Deutschland jubelte. Die Franzosen schlugen sich nicht minder auf die Seite der Südafrikanischen Republik und waren schier verwundert, mit Deutschland einmal fast eines Sinnes zu sein. Die Niederlande nahmen ebenfalls für die Buren Partei. Auch Rußland erklärte sich für sie. Das Telegramm des Kaisers rief in England einen allgemeinen Volkssturm hervor, der sich sogar im Geschäftsleben unliebsam äußerte. Es fehlte nicht an Ausschreitungen und Tätlichkeiten gegen deutsche Arbeiter. Bis in die fernsten Teile der Welt wirkte das Telegramm. Der Deutsche Klub in Milwaukee beglückwünschte hingegen den Kaiser, wie denn auch alle deutschamerikanischen Zeitungen seinen Schritt priesen. Die Australier sandten ein Anerbieten nach London, wie einst zu dem Khartumfeldzuge, so jetzt im Augenblicke der Gefahr dem bedrängten Mutterlande Freiwillige zu liefern; zugleich sahen sie sich veranlaßt, die Agitation für Konföderation und gemeinsame Landesverteidigung eifriger zu betreiben. In England erhob sich ein Schrei des Hasses gegen die deutsche Industrie; „made in Germany" wurde das Stichwort für die Gegner Deutschlands. Die deutsche Presse war diesmal, trotz aller Parteizersplitterung, so ziemlich einig gegen England. Die ganze nationale Strömung hatte durch den gewaltigen Anstoß einen unerwarteten Aufschwung genommen. Viele freilich gingen in ihrem blinden Haß gegen Großbritannien und in ihren sinnlosen Verhöhnungen und Anklagen zu weit. Weder ist unsere Geschichte frei von Gewalttätigkeiten, noch sind unsere Kolonialerfahrungen frei von Mißerfolgen. Auch hätte man bedenken sollen, daß ein mächtiges Reich wie das Britische nie und nimmer bloß durch Trug und Schwäche und Phrasen aufgebaut werden konnte. Ebenso lächerlich war es, Cecil Rhodes mit mitleidigem Spott wie einen ertappten und abgeprügelten Schulbuben zu behandeln. Der Mann hatte mehr für sein Vaterland geleistet als irgend ein anderer Brite seit Palmerston. „Macht mir den Teufel nur nicht klein! Wen alle hassen, der muß was sein."

Wenige Tage nach der Schlacht bei Krügersdorp ergab sich die Stadt Johannesburg. Über fünfzig Rädelsführer der Randverschwörung, darunter eine Reihe hervorragender amerikanischer Ingenieure, wie Hammond und Butters, wurden nach Pretoria ins Gefängnis gebracht. Die Hauptangeklagten waren Oberst Rhodes, ein Bruder des „Kolossus", Sir John Willoughby, John Hays Hammond und zwei andere. Jameson dagegen wurde durch Krüger freigelassen und schiffte sich nach England ein, wo ihn das Volk im Triumphe als einen Helden und Märtyrer empfing. Chamberlain (Abb. 392), der mit so hochfliegenden Plänen in Bezug auf ein Greater Britain und unter den größten Erwartungen seiner Anhänger das Amt eines Kolonialministers angetreten hatte, Chamberlain, dessen Einfluß bereits den Lord Salisburys zu überschatten begann, den Lobhudler für den bedeutendsten Mann der Gegenwart erklärten, er war in einer üblen Enge. Es lag Grund zu dem Argwohn vor, daß er um die geplante Überrumpelung gewußt und sie im voraus gebilligt hatte.


Abb. 395. Prinz Heinrich von Preußen.

Das Jahr 1896 brachte die Krönung des Zaren Nikolaus II. (Abb. 394) zu Moskau, der Li-hung-tschang und der Kronprinz von Persien beiwohnten. Rußland erklomm den Zenit. Als Gegenstück bot England 1897 eine glänzende Feier, auf der alle die vielen Rassen Weltbritanniens in ihren bunten malerischen Gewändern einen Aufzug veranstalteten. Die Feier war zu Ehren des sechzigjährigen Regierungsjubiläums der Königin Viktoria. Ein Kolonialkongreß, bei dem die führenden Minister der verschiedenen Kolonien zusammentraten, um eine Zollgemeinschaft und sonstige Interessen des Weltreiches zu

bereden, wurde mit der Feier verbunden. Ebenfalls im Jahre 1896 fand in Ungarn die Millenniumsfeier statt zur Erinnerung an die vor tausend Jahren erfolgte Niederlassung der Magyaren in Ungarn (Abb. 393).

Der japanische Sieg zeigte den Westmächten die Schwäche Chinas, und sie beeilten sich, von derselben Nutzen zu ziehen. Zunächst ward Japan aus seinen festländischen Eroberungen zurückgedrängt und ihm nur Formosa als Danaergeschenk gegeben. Sogleich setzte sich Rußland an seine Stelle in der Südmandschurei. Deutschland nahm Kiautschou in Schantung, die Franzosen beanspruchten Südchina und die Engländer den Westen und die Mitte des Reiches. Innerhalb dreier Jahre waren die Einflußsphären schon halb abgegrenzt. Für Japan blieb nach stillschweigender Abmachung bloß ein schattenhafter Anspruch auf die Provinz Fu-kien; es war einstweilen nur der Treiber und Wildaufscheucher bei der großen Jagd auf China gewesen.

Ende 1897 nahm Deutschland, wie schon berührt, Kiautschou. Die katholischen Missionare Nies und Henle waren in der Provinz Schantung ermordet worden. Kaiser Wilhelm beschloß, zur Sühne einen Küstenplatz dieser



Abb. 396. Die Flucht der Griechen aus Larissa.

Halbinsel in Besitz zu nehmen. Drei deutsche Kriegschiffe unter Admiral von Diederichs erschienen in der Kiautschoubucht und besetzten, ohne daß Widerstand geleistet wurde, Tsingtau, das die Einfahrt zur Bucht beherrscht. Der dortige chinesische General war sehr erstaunt. Er war völlig unvorbereitet. Der deutsche Generalkonsul Stübel, der bei der Besetzung Tsingtaus mitgewirkt hatte, vermittelte die Pachtung eines Gebietes von rund fünfhundert Quadratkilometer auf neunundneunzig Jahre. Prinz Heinrich (Abb. 395) wurde als Admiral einer Flotte ausgesandt, die zwei Jahre in den ostasiatischen Gewässern kreuzte. Im März 1898 besetzten die Russen Port Arthur.

Gleichzeitig mit den ernsten Anschlägen auf China wird die Aufteilung Afrikas weitergeführt. Die kleineren Spieler, wie Italien, Spanien, Portugal, traten dabei allmählich in den Hintergrund; drei Hauptmächte setzten das Spiel zwischen sich mit höheren Einsätzen fort: England, Frankreich, Deutschland. Diesen auswärtigen Mächten standen drei innere Elemente gegenüber: die Buren, der Islam und die Schwarzen. Als Macht, wenn man will, noch Abessinien. Die Spieler waren so sehr gleich, daß bis jetzt keiner seinen Lieblingsplan, das Schaffen eines transafrikanischen Reiches von Ozean zu Ozean, ausführen konnte. Am nächsten daran sind die Engländer mit ihrer Kap-Kairo-Linie, doch ist abzuwarten, ob ihnen nicht noch ein Strich durch die Rechnung gemacht wird.



Abb. 397. Landung des Prinzen Georg von Griechenland auf Kreta.

Trotz der äußeren Abgrenzung der einzelnen Interessensphären kann man überhaupt nicht sagen, daß schon dauernde Verhältnisse in Afrika erreicht wären; im Gegenteil, tief einschneidende Änderungen sind in baldiger Zukunft gewiß. Das Schicksal Liberias, das möglicherweise amerikanisch wird, muß sich entscheiden; Tripolis schwankt zwischen Italien und Frankreich, Marokko zwischen dem letzteren und Spanien; das Schicksal des Kongostaats hängt davon ab, ob Belgien sich der Anforderungen Englands wird erwehren können. Die Haltung Abessiniens endlich ist ganz unberechenbar.

Eine weitere Teilung stand in der Türkei bevor. Die Teilung kann noch lange ausstehen, denn schon vor hundertfünfzig Jahren hat man die Auflösung des Osmanenreiches als unmittelbar bevorstehend vorausgesagt, sie kann aber auch bald erfolgen. Immerhin hat die Zerbröckelung gerade in dem letzten Menschenalter ein bedenklich rasches Tempo angenommen. Ägypten und ein Sechstel Armeniens wurden losgetrennt, ferner Thessalien, Serbien, Bulgarien, Bosnien, Tunis und das südlichste Arabien. Nicht minder ging der Zerfall im Inneren weiter und erstarkten die Fremdkörper im Staatswesen, wie Albanesen, Kurden, Griechen, Araber. Ebenso wuchs der Einfluß der Westmächte. So wurde in Arabien England vorherrschend, im Schwarzen Meer Rußland, in Anatolien Deutschland, während letzteres und Frankreich um Syrien, Griechen und Bulgaren um Mazedonien sich stritten. Die Zukunft Konstantinopels aber liegt im Schoße der Götter. Auch Amerika hat seit lange durch seine weitverzweigten Missionen in der Türkei Einfluß zu erlangen gesucht. Die armenische Frage und die Kretafrage sind diejenigen Probleme gewesen, die zum ersten Male, 1895, den Versuch in den Vereinigten Staaten erweckt haben, in die Verhältnisse der Alten Welt einzugreifen. Der Versuch ist zwar von dem einmütigen Einspruch sowohl der Mächte wie des Sultans zurückgewiesen worden, wurde aber mehrfach wiederholt. Seit einem Jahrzehnt hatten die Unruhen in Armenien nicht aufgehört. Seit 1895 waren sie akut geworden. Man sprach, jedenfalls übertrieben, von einer Viertelmillion niedergemetzelter Armenier. Die europäischen Mächte und auch Amerika mischten sich ein, ordneten Untersuchungen des Tatbestandes an und erlangten auch in mehreren Fällen Entschädigung für ihre Angehörigen. Viele Armenier hatten sich nämlich, um den Schutz einer Fremdmacht zu genießen, als Deutsche, Amerikaner, Russen und Österreicher naturalisieren lassen. In Deutschland war man den Armeniern abhold, einesteils weil Kaiser Wilhelm II. und Abd ul-Hamid gute Freunde waren, anderenteils weil die Freiheitsbestrebungen der Armenier sich mit revolutionären, ja anarchistischen Umtrieben verquickten. Weitere Unruhen kamen in Albanien vor. Auch die Griechen wurden jetzt kriegslustig. Sie glaubten die Zeit für gekommen, da sie ihr panhellenisches Ideal verwirklichen konnten. Nachdem schon Scharen von Flibustiern nach Kreta abgegangen waren, wo Griechen und Türken sich aufs bitterste befehdeten, sandte die hellenische Regierung selbst im Februar 1897 eine Flotte nach Kreta und landete zweitausend Mann. Als Griechenland die Zurückziehung dieser Truppen verweigerte, verhängten die Großmächte über Kreta die Blockade, und am 17. April erklärte die Türkei den Griechen den Krieg und rückte in Thessalien ein. Durch deutsche Militärinstrukteure unterwiesen, durch die Anatolische Bahn, die seit 1888 mit deutschem Geld gebaut wurde, aus den asiatischen Landesteilen rasch befördert, zeigten sich die türkischen Truppen weitaus überlegen. Sie siegten mehrmals bei Larissa (Abb. 396) und drangen bis Volo am Golf gleichen Namens vor. Schon im April waren die Hellenen aus Thessalien vertrieben. Die Mächte wollten aber durchaus nicht zugeben, daß der Status quo, den man seit einem Jahrzehnt so mühsam behauptet hatte, neuerdings gestört werden sollte, zumal die Bevölkerung Thessaliens doch ganz überwiegend griechisch war. So mußte sich die Türkei damit begnügen, fünfundsiebzig Millionen Mark Kriegsentschädigung zu erhalten. Gladstone äußerte sich über den Friedensvertrag in folgender Weise: „Der Schmerz, die Schande und der Unfug der letzten zwei Jahre Orientpolitik übersteigt durchweg die Macht jedes Ausdrucks.



Boxer verteidigen die Bergfeste Hophu.

Nach dem Gemälde von Th. Rocholl.

Die Summe ist diese: erstens Hunderttausende von Armeniern hingeschlachtet ohne Sicherheit gegen eine Wiederholung und unter großem Vorteil für die Mörder; zweitens die Türken stärker als zu irgend einer Zeit seit dem Krimkrieg; drittens Griechenland schwächer als je zuvor seit es Königreich wurde; viertens alles dies die Schuld des europäischen Konzerts, das heißt des gegenseitigen Mißtrauens und Hasses der Mächte." Thessalien aber verblieb den Griechen, die im Grund alles Gewünschte erreichten, denn auch Kreta wurde nach langwierigen Verhandlungen zuletzt nahezu eine griechische Sekundogenitur und wurde dem zweiten Sohne des Königs, dem Prinzen Georg, als vorläufigem Statthalter unterstellt, der am 28. Dezember 1898 auf Kreta feierlich empfangen wurde (Abb. 397). Die Erschütterung am Balkan hatte Ausläufer in einem albanischen Aufstande und in serbischen Wirren. Auch der große Nachbarstaat Österreich geriet Ende 1897 in schwere Unruhen. Durch Taaffe, der seit 1879 wieder Ministerpräsident war, sind die Slawen obenauf gekommen. Nach seinem Sturz (1893) wechselten die Ministerien unaufhörlich, noch häufiger als selbst in Frankreich — man zählt vierzehn Wiener Kabinette von Taaffe bis 1909 —, aber die slawische Flut schwoll immer mehr an. Der Ministerpräsident von 1897, der Pole Graf Kasimir Badeni, setzte unter Bruch der Geschäftsordnung Sprachengesetze durch, die lediglich den Slawen günstig waren, und ließ den Reichsrat, der sich gegen die Gesetzlosigkeit empörte, durch bewaffnete Gewalt vertreiben. Als aber ganz Wien sich zusammenrottete und Lueger, der bedeutende Bürgermeister der Stadt und zugleich das Haupt der Christlich-Sozialen, zum Kaiser sagte: „Majestät, ich kann für die Ruhe nicht mehr bürgen!", da gab Franz Joseph nach und entließ den Grafen Badeni. Allein der deutsche Sieg war nur von kurzer Dauer.

Zeitalter des Imperialismus.

Das Verhältnis zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten war seit drei Jahren sehr gespannt. Nun wurde das Unionskriegschiff „Maine" im Februar 1898 im Hafen von Havanna in die Luft gesprengt. Die Wut darüber war in der Union groß. Man glaubte, die Spanier seien an der Explosion schuld. So wurde der Krieg beschlossen, aber noch verzögert, da die Vereinigten Staaten gar nicht vorbereitet waren. Namentlich Deweys Flotte in Singapore hatte keine Munition. Erst mehrere Jahre später stellte es sich heraus, daß nicht die Spanier, sondern die kubanischen Rebellen die „Maine" vernichtet hatten. Sie taten dies in der Voraussicht, daß das Verbrechen ihren Feinden, den Spaniern, zur Last gelegt werden würde. An dem Tage, da von Singapore die Nachricht eintraf, die Munition sei angelangt, wurde ein Ultimatum in Madrid überreicht. Am 20. April 1898 brach der Krieg aus. Der Schauplatz war zunächst in Ostasien. Anfang Mai rückte die Flotte Deweys (Abb. 398) vor Manila und schoß die minderwertigen, teilweise noch ungeschützten Holzkreuzer der Spanier in Brand (Abb. 399).



Abb. 398. Konteradmiral George Dewey.

Am 1. Juli war die Schlacht von San Juan auf Kuba und am 3. Juli wurde die Flotte des spanischen Admirals Cervera vor Santiago de Kuba vernichtet. General Miles besetzte fast ohne Schwertstreich Portoriko. Schon im August wurde der Friede vereinbart, der am 10. Dezember zu Paris förmlich abgeschlossen wurde. Spanien verlor seinen ganzen Kolonialbesitz in Westindien und Inselasien, brauchte aber keine Kriegsentschädigung zu zahlen, sondern erhielt noch zwanzig Millionen Dollar von den Vereinigten Staaten. An Deutschland verkaufte es im Juni 1899 die Karolinen-, Marianen- und Palauinseln für sechzehndreiviertel Millionen Mark. Die Inseln waren als etwaige Flottenstation gedacht; sehr viel Nutzen haben sie uns bisher jedoch nicht gestiftet. Der Krieg kostete die Nordamerikaner drei Milliarden Mark und annähernd dreitausend Mann, davon kaum tausend durch Wunden. Auf den Philippinen dauerte der Aufstand, der zuerst gegen die Spanier gerichtet war, auch gegen die Yankee weiter, da diese, entgegen anfangs gemachten Zusagen, den Tagalen die erstrebte Unabhängigkeit nicht verliehen. Schon 1899 standen nicht weniger als fünfundvierzigtausend Mann unter General Otis auf Luzon. Kuba wurde zunächst dem Leibarzt Mac Kinleys, Doktor und General Wood, überantwortet, der bald eine gute Verwaltung einführte.

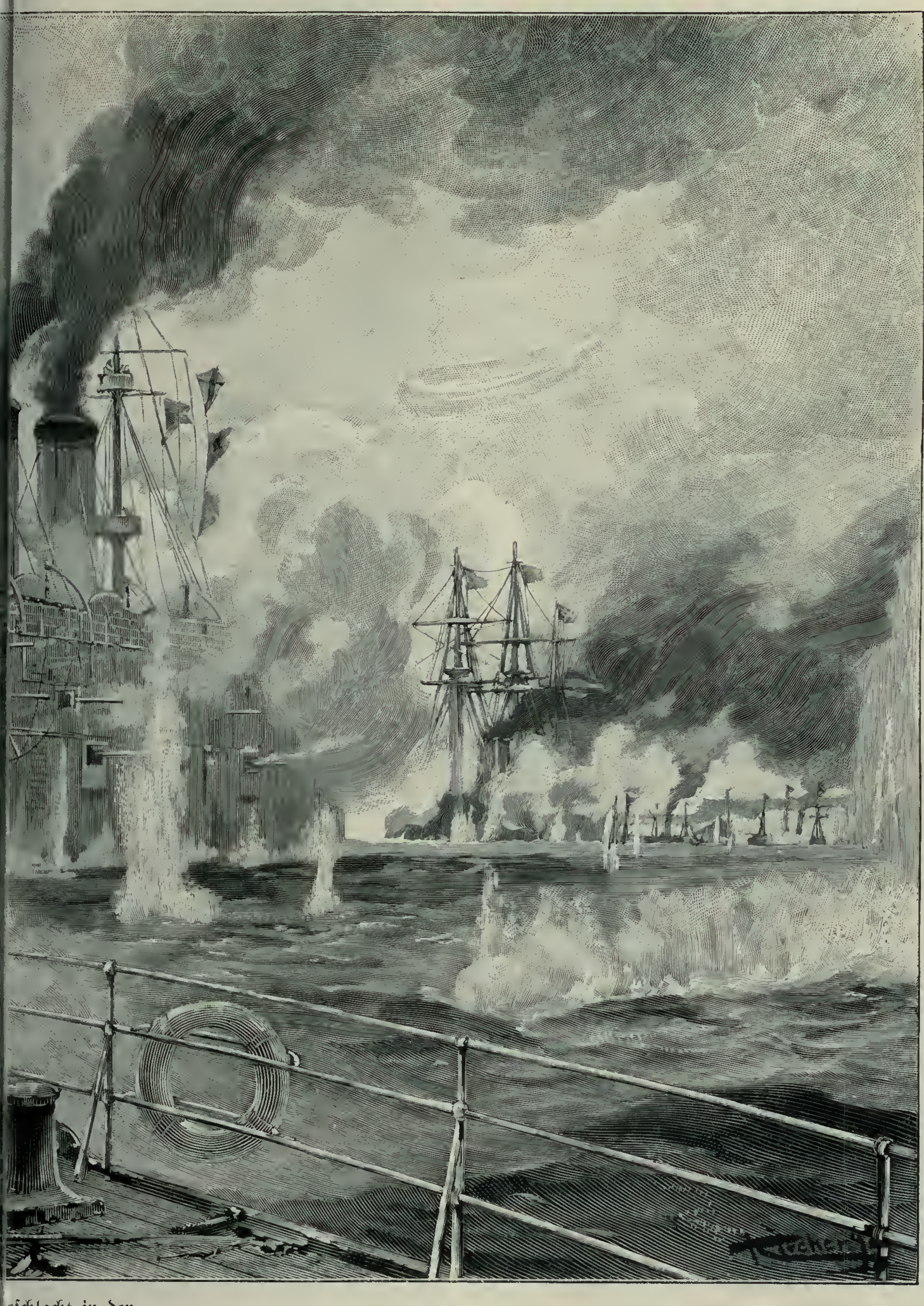
Der Krieg war für Europa eine große Überraschung. Man hielt ja die Vereinigten Staaten für friedliebend und gesättigt. Die Yankee gingen in der Tat davon aus, die Gleichheit aller Menschen zu lehren und einen

Idealstaat voll friedlichen, selbstzufriedenen Glückes anzustreben. Sie endeten mit der Überzeugung von der unverbesserlichen Ungleichheit der Menschen und mit einer gewalttätigen Erobererpolitik. Sie begannen mit Freiheit in allen Dingen, Freiheit des Handels und Verkehrs, Duldung anderer Religionen, Rassen und Staaten. Sie sind angelangt bei ausgeprägtestem Schutzzoll, bei wachsender Feindschaft gegen die Katholiken, bei entschiedenem Angriffe gegen fremde Rassen und Staaten. Sie schlossen zuerst die Chinesen von der Einwanderung und vom Bürgerrecht aus, dann unterdrückten sie, nicht durch Gesetz, aber durch die Tat, die Rechte eben der Schwarzen, für die sie den großen Bürgerkrieg geführt hatten, und zuletzt beschränkten sie durch jedes kleinlichste Mittel denselben Zustrom der weißen Einwanderer, den sie früher so sehnlich gewünscht hatten. Ein immer mehr sich verschärfendes Abschließungssystem geht mit der Weltpolitik der Union Hand in Hand. Als Krönung der fortschreitenden Exklusivität und Zentralisation fehlt bloß noch die Diktatur.

Die Weltmachtspläne der Vereinigten Staaten konnten nicht verfehlen, auf die Alte Welt zurückzuwirken. Gesteigerte Rüstungen, wirtschaftlich und militärisch, mußten die Antwort auf das Vorgehen der Yankee sein. Die Neigung, große, weltumspannende Staatengebilde zu gründen, mußte gefördert werden. Dem Britischen Reich, Rußland und den Vereinigten Staaten gegenüber sahen sich kleinere Staaten in die Notwendigkeit versetzt, sich zu mächtigen Gruppen, die als Gegengewicht dienen könnten, zusammenzuschließen. So wollte Japan ganz Ostasien, Chile ganz Südamerika, Frankreich das festländische Europa vereinigen. Die schwächeren Staaten, die einer solchen Zukunftsgruppe anzugehören hätten, trugen zwar bis jetzt durchgehends Bedenken, eine Hegemonie anzuerkennen, die sie für unabwendbar hielten, während die stärkeren Staaten es für vorteilhafter erachteten, mit den geschlossenen Großmächten von Fall zu Fall zu paktieren, da sie von den minder tüchtigen Genossen doch keine genügende Hilfe erhofften. Durch das unaufhaltsame Anwachsen der Rassengegensätze und das Verschärfen des Wirtschaftskrieges wird indes die Frage um das Sein oder Nichtsein so zugespitzt werden, daß schließlich geringere Zwistigkeiten und Unterschiede zurücktreten müssen.

Abb. 399. D…
Bucht…
Nach der Zei…

Im Hochsommer 1898 starb Bismarck. Er war in den letzten Jahren, nachdem er sich mit dem Kaiser



[...]eschlacht in der [...] Manila. [...] von A. Kircher.

wieder ausgesöhnt hatte und mehrfach mit ihm zusammengetroffen war, ruhiger geworden und hatte den Abend seines Lebens dazu benutzt, um seine „Gedanken und Erinnerungen" zu schreiben. Mit Otto von Bismarck, dem eine unserer Kunstbeilagen gewidmet ist, sank der Gründer des Reiches und ein Deutscher der Tat in die Gruft, wie er seit Friedrich dem Großen nicht mehr dagewesen war. Man kann nicht von Vorkämpfern des Deutschtums reden, ohne Bismarck zu nennen. Er stand zwar an Vielseitigkeit unter Friedrich dem Großen und Luther und unendlich unter Goethe. Aber gerade seine spröde Härte befähigte ihn, durch tausend Hemmnisse mit stählerner Spitze durchzudringen und ein dauernd Werk aufzurichten. Es ist zu beklagen, daß der Zwang der Umstände ihn daran verhinderte, alle deutschen Stämme in den Rahmen seines genialen Werkes einzufügen. Allein wo war der Mann, der auch nur das geleistet hätte, was er glücklich vollbracht hat? Und er hat nicht nur die vielzerstreuten deutschen Staaten zu einem eisernen Ringe zusammengeschmiedet, er hat dem Einheitsgebilde auch frisches Leben eingehaucht. Von ihm ging Seeluft aus und Waldesrauschen. Das Ausland war ihm verhaßte Fremde, war für ihn der Feind; er lebte und webte in deutscher Art. Und auch im Inland war er der Befreier. Wie Goethe ein Befreier von Philisternetzen. Er verachtete graue Theorie und die Weisheit des grünen Tisches, er liebte Gleichnisse und volkstümliche Rede, liebte weidlichen Trunk und tüchtige Kost und lachte vornehmtuender Toren. Ein deutscher Mann von deutscher Kraft, bald kühn sein Antlitz zur Sonne wendend, bald im Schatten hehrer Eichen wandelnd. Von ihm singt Fontane:

Nicht im Dom oder Fürstengruft —
Er ruh' in Gottes freier Luft.
Draußen auf Berg und Halde,
Noch besser tief, tief im Walde;
Widukind läd't ihn zu sich ein:
Ein Sachse war er, drum ist er mein,
Im Sachsenwald soll er begraben sein!

In Friedrichsruh, an dem Ort, wo Bismarck seit seiner Entlassung gelebt hat, steht sein Mausoleum (Abb. 400); allenthalben wurden zu seinem Gedächtnis Türme erbaut; von den zahlreichen Denkmälern, die man ihm errichtete, ist das eindruckvollste wohl das in Hamburg, das wir in Abbildung 401 wiedergeben. — Im Oktober 1898 reiste Kaiser Wilhelm II. nach Palästina (Abb. 402). Ein moderner Kreuzzug, der sich aber nicht gegen den

Islam richtete. Vielmehr sollte er die Freundschaft zwischen Kaiser und Sultan besiegeln. In Damaskus sagte der Kaiser: „Ich bin der Bruder aller der dreihundert Millionen Mohammedaner auf der Erde." In Jerusalem wurde die Erlöserkirche eingeweiht und das Schutzrecht des Deutschen Reiches über alle Deutschen im Ausland verkündet; auch erwarb der Kaiser das sogenannte „Dormition" und schenkte es den deutschen Katholiken. Überhaupt bewies er dem Katholizismus seine Sympathie, er suchte die Freundschaft Leos XIII., des größten Diplomaten, der seit Sixtus V. auf dem Stuhle Petri gesessen, und bezeigte auch daheim der römischen Kirche und ihren Würdenträgern sein Wohlwollen. Dazu stimmte eine Wandlung im Parteileben. Das Zentrum, das unter Windthorst schon in den letzten Jahren Bismarcks an Bedeutung ungemein gewonnen hatte, so daß Verteidigungsmaßregeln der Protestanten nötig wurden — der Evangelische Bund wurde 1886 durch Beyschlag und Nippold begründet —, errang jetzt im Reiche die maßgebende Stellung. Fast ein Jahrzehnt, bis Dezember 1906, hat ein Zentrumsführer, der schlesische Graf Ballestrem, die Verhandlungen im Deutschen Reichstag als Präsident geleitet.

Der Krieg um Kuba zeigte die Bedeutung der Seemacht im hellsten Lichte. Er gab Veranlassung zu dem deutschen Flottengesetz, mit dessen Durchführung Admiral Tirpitz betraut wurde. Eine große Begeisterung regte sich für Deutschlands Seegeltung. Der Flottenverein entstand, der heute sechshunderttausend Mitglieder zählt. Er wurde lange von dem Fürsten Salm-Horstmar und dem General Keim, dann vom Großadmiral Köster geleitet.

Obwohl jedoch Deutschland durch das Krügertelegramm England gereizt hatte und nunmehr durch die Verstärkung seiner Flotte zeigte, daß es seine überseeischen Interessen zu schützen gewillt sei, und zugleich den Anspruch auf Seegeltung neben den anderen Mächten erhob, obwohl es endlich auch sein Heer ganz bedeutend vergrößerte, so hat es doch diese Rüstungen niemals benutzt, um dauernde Vorteile, namentlich um neues Land zu gewinnen. Seit dem Erwerb des spanischen Südseebesitzes hat sich das Deutsche Reich nicht weiter ausgedehnt. Dagegen reckten die anderen Weltstaaten immer begehrlicher ihre Arme nach neuer Macht und neuer Erde aus, namentlich England und Rußland.

Bei seinem schon erwähnten Sudanfeldzug südlich von Khartum nilaufwärts vordringend stieß Kitchener unerwarteterweise auf ein Häuflein Franzosen, das vom Atlantischen Ozean aus Mittelafrika durchquert hatte und jetzt in Faschoda am Nil saß, um von dort durch Abessinien nach dem Roten Meere zu gelangen. Der Führer der Franzosen war der Major Marchand, der den Gedanken seiner Regierung, ein west-östliches Transkontinentalreich unter französischer Flagge zu schaffen, verwirklichen wollte. England sah sofort die Gefahr, die dadurch seinen eigenen, ganz ähnlichen Plänen drohte, und handelte rücksichtslos. Nach einigen Wochen gab man in Paris nach, empfand aber die Schmach des Rückzuges sehr bitter. Ebenso bewilligten die Franzosen alle britischen Forderungen, als es kurz darauf zu einem Konflikt in Maskat in Südostarabien kam. Zwar hatte Frankreich 1897 ein förmliches Bündnis mit Rußland abgeschlossen, aber es fühlte sich trotzdem nicht stark genug, um der englischen Flotte entgegenzutreten. Es faßte jetzt den Plan, auch Deutschland zu gewinnen und so das ganze festländische Europa gegen das übermütige Albion zu einigen. Die Gelegenheit war umso günstiger, weil Ende 1899 England sowohl in Südafrika einen schweren Krieg auszufechten hatte, als auch gleichzeitig in die Angelegenheiten auf Samoa verwickelt wurde, wo es Schulter an Schulter mit Nordamerika gegen Deutschland auftrat. Ein förmliches Bündnis der drei Festlandsmächte Rußland, Deutschland und Frankreich wurde auch von St. Petersburg aus angeregt. Bei dem deutschen Volke fiel die Anregung, von der man allerdings nur unbestimmte Gerüchte vernahm, auf den fruchtbarsten Boden, denn die Erbitterung gegen die englischen Vettern war groß. Die Regierung zog jedoch die Freundschaft mit den Engländern vor, so daß aus dem Plane nichts wurde. Nun versuchte Chamberlain, der britische Kolonialminister, seinerseits einen Dreibund zuwege zu bringen, nämlich zwischen England, Deutschland und den Vereinigten Staaten. Er hat das Anerbieten später, 1901, noch einmal wiederholt. Auf das Londoner Anerbieten wollte man jedoch in Berlin ebensowenig eingehen. Die schließliche Folge davon war, daß Deutschland zwischen beide Gruppen geriet und gefährlich isoliert wurde.



Hans Breuer in Hamburg phot.

Abb. 400. Das Bismarckmausoleum in Friedrichsruh.



Photographie im Verlag von Fritz Grandt in Berlin.

Nach hartem Kampf.

Nach dem Gemälde von Marie Pischon.

Durch den Plan einer imperialistischen Föderation ward die südafrikanische Frage von neuem in den Vordergrund gerückt. Der Afrikanderbond war für den Föderationsplan, nur hoffte er auf eine maßgebende Stellung des burischen Elementes. Wie in Quebek das Französische und das Englische gleichberechtigt waren, so hatte bereits in der Kapkolonie das Holländische gleichen Rang mit dem Englischen errungen. Während hingegen in ganz Kanada die Franzosen in der Minderheit waren, überwog am Kap ganz beträchtlich die Zahl der Buren. So nahm Jan Hofmeyer, der Führer des Bondes und Abgesandter der Kapkolonie in Toronto bei dem zweiten allbritischen Kolonialkongreß, mit Eifer der Föderation sich an und er war es, der die bedeutsamsten Vorschläge zur Verwirklichung des allbritischen Gedankens machte und dessen Vorschläge von dem Kongreß angenommen wurden. In gleichem Sinne konnte noch Anfang 1899 Schreiner, der Präsident eines Bondministeriums, die Hilfe der Kolonie zur Küstenverteidigung des Britischen Reiches zusagen und die Hoffnung aussprechen, daß auch die beiden Freistaaten sich an der Hilfe beteiligen würden. Der Oranjestaat war tatsächlich einem solchen Ansinnen nicht ganz abgeneigt, aber das Transvaal war fest und bewußt dagegen. Die Transvaaler wollten nicht bloß eine verfassungstreue Opposition innerhalb des Britischen Reiches bilden, sie wollten im eigenen Lande selber ganz die Herren sein. Sie erkannten klar, daß, wenn eine fremdrassige Minderheit in Kanada geduldet wird, man einer starken Mehrheit gegenüber ganz andere Saiten aufspannen, kurz, Gewaltmaßregeln anwenden würde. Der Jamesoneinfall gab den weiter blickenden Staatsmännern der Südafrikanischen Republik völlig recht, und seitdem hatte das Transvaal Oberwasser; es riß den bisher schwankenden Freistaat mit sich fort und schloß 1897 mit ihm ein Schutz- und Trutzbündnis. In einem wenigstens waren gegen England alle Afrikander einig: in der Frage, wie die Eingeborenen zu behandeln seien. England wollte gesetzliche Gleichheit der Weißen und Farbigen, die Afrikander waren mit Recht der Überzeugung, daß die Rassen ewig ungleich sind. Bereits war am Kap den Farbigen das Stimmrecht verliehen worden, wenn es auch später wieder eingeschränkt wurde. Nicht minder unterstützte England seine farbigen Untertanen aus Indien und verlangte weitgehende Rücksichtnahme auf sie von seiten der Transvaalregierung. Noch am letzten Tage vor der Kriegserklärung ward eine diesbezügliche Note in Pretoria überreicht. Dabei war die Zahl der indischen Banjanen in Natal schon größer als die der Europäer. Die Bantu, die unter dem patriarchalischen Dienstverhältnis zu den Buren sich gut befanden, wußte England vollends nicht zu behandeln. Bald verhätschelte, bald bekriegte es sie; es war ein wechselndes Spiel, dem vier- bis fünfmal mehr Schwarze zum Opfer fielen als der zielbewußten Energie der Buren. Im übrigen ist dem viehzüchtenden und ackerbauenden Bur der schwarze Diener nötiger als dem handeltreibenden Briten. Der Gegensatz zwischen Pretoria und Johannesburg spitzte sich zu einem Kampf zwischen Großkapital und Landwirtschaft zu. Die Träger der Goldindustrie behaupteten, sie bezahlen dreizehn Fünfzehntel der Abgaben, daher gebühre ihnen die Herrschaft im Staate; die Großgrundbesitzer aber hielten an dem alten Satze fest, daß nur wer Halm und Ar sein eigen nennt und wehrhaft für sein Land eintritt, eine Stimme im Rat beanspruchen könne. So kam zu dem Rassen- noch der Interessengegensatz und der Streit zweier Weltanschauungen. England, das seinerseits zwischen Grundadel und internationaler Geldaristokratie schwankte, machte sich die Anschauung des industriellen Großkapitals zu eigen, da diese zu seinen imperialistischen Ausdehnungsgelüsten paßte, und beschloß, das Transvaal zu vergewaltigen. Paul Krüger hatte den Augenblick lange kommen sehen, aber geduldig und zäh gewartet und gewartet: als seinem äußersten Entgegenkommen nur Hohn begegnete, als Tausende von Soldaten bereits von Indien und England gekommen, weitere



Hans Breuer in Hamburg phot.

Abb. 401. Das Bismarckdenkmal in Hamburg.

Tausende nach Südafrika unterwegs oder zum Einschiffen bereit waren, da verlor er die Geduld. Krüger hatte ganz recht, sich gegen die Einmischung der Engländer zu wehren. Die englische Regierung hatte ihrerseits auch Grund, eine neue Regelung der Verhältnisse zu wünschen, da sie befürchten mußte, auch die Kapkolonie, wo der Bond immer mächtiger wurde, möchte sich von den Briten abwenden. Seit Beginn des Herbstes 1899 strömten unablässig englische Truppen nach Südafrika. Die Buren stellten am 9. Oktober ein Ultimatum. Die Transvaalregierung telegraphierte an alle Landdrosten bloß das eine Wort „Orlog" (Krieg). Man wartete jedoch noch zwei Tage (bis nach dem Geburtstage Krügers, 10. Oktober), um dann die Grenze zu überschreiten. Wiederum konnten die Verse Schillers gelten, die denn auch in der „Volkstem", dem Regierungsblatte von Pretoria, abgedruckt wurden, Verse, die zur Jahrhundertwende 1800 gedichtet waren:

Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.
Und das Band der Länder ist gehoben,
Und die alten Formen stürzen ein;
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.
Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz,
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.
Seine Handelsflotten streckt der Brite



Abb. 402. Der Zug Kaiser Wilhelms II. auf dem Wege u



...ffa nach Jerusalem. Nach der Zeichnung von Fritz Bergen.

Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er schließen wie sein eignes Haus.
Zu des Südpols nie erblickten Sternen
Dringt sein rastlos ungehemmter Lauf;
Alle Inseln spürt er, alle fernen Küsten — nur das Paradies nicht auf.

Die Buren erlitten zu Beginn des Feldzugs eine Schlappe bei Elandslaagte. Schon jubelten die Briten und schickten die Weihnachtsgeschenke für ihre Offiziere nach Pretoria postlagernd. Wenige Wochen nach der Kriegserklärung waren jedoch Ladysmith, Mafeking (Abb. 403) und Kimberley von den Streitern der verbündeten Republiken eingeschlossen und der nördlichste Teil der Kapkolonie sowie der Süden Rhodesias von ihnen besetzt. Der Versuch Gatacres, in den Freistaat einzudringen, ward bei den Stormbergen, der Lord Methuens, Kimberley zu entsetzen, bei Belmont zurückgewiesen, während General Buller in Natal vier Niederlagen erlitt. Ende Februar 1900 waren aber etwa einhundertzwanzigtausend Mann britische Truppen in Südafrika, damit glückte es den Engländern, den Burengeneral Cronje (Abb. 404) am Oranjefluß niederzuwerfen, Kimberley und am 18. Mai Mafeking zu entsetzen und nach Bloemfontein und (am 5. Juni) nach Pretoria vorzudringen. Anfang Juli ward ein Zusammenschluß zwischen Lord Roberts und Buller erreicht, aber die Buren und ihre auswärtigen Hilfstruppen fochten unentwegt weiter. Der Krieg erwuchs sehr rasch

zu einem Weltereignis ersten Ranges. Er war die wichtigste afrikanische Begebenheit seit der französischen Eroberung Algeriens, reichte aber in seiner Bedeutung weit über Afrika hinaus. Der Schwerpunkt der internationalen Lage war eine Zeitlang die Delagoabai. Portugal bangte dort um seine Kolonie, Deutschland und die Vereinigten Staaten waren durch ihren Handel interessiert, Frankreich durch die Nähe Madagaskars und Rußland durch die Vollendung der britischen Seemacht im Indischen Ozean. Der Krieg kostete die Engländer über vier Milliarden Mark. Kolonien sind nie ohne bedeutende Geldopfer erworben worden, die freilich keineswegs immer wieder eingebracht wurden. Leider fließen die Quellen über den finanziellen Wert der afrikanischen Kolonien so spärlich, daß man sich mit einer allgemeinen Übersicht begnügen muß. Am schlimmsten ist Italien gefahren, das etwa eine halbe Milliarde Franken für sein afrikanisches Abenteuer umsonst hinausgeworfen hat. Die Chartered Company hat allein binnen elf Jahren Obligationen im Werte von hundertsiebzig Millionen Mark ausgegeben und hat bis in die jüngste Zeit keinen Pfennig Dividende bezahlt. Allerdings sind auch die Aktien von neun Pfund einmal auf siebzehn Schilling gefallen. Die Gesamtkosten der englischen Kaffernkriege bis zum Matabeleaufstand sollen dreihundertzwanzig Millionen Mark überschreiten. Die Franzosen haben für Algerien rund siebenhundert Millionen und, wenn man



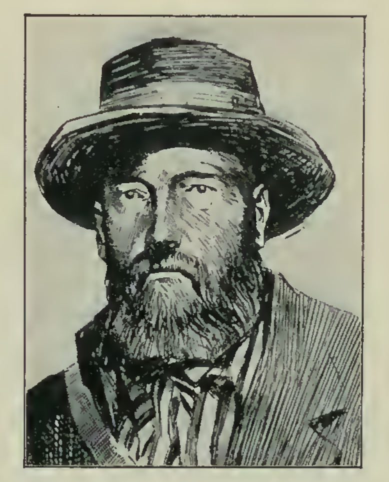
Abb. 403. Die Buren vor Mafeking.

die Kriegskosten mit berücksichtigt, dreidreizehntel Milliarden Franken verausgabt. Dagegen nimmt sich Deutschlands Anteil noch bescheiden aus, das für seine afrikanischen Kolonien in sechzehn Jahren etwa hundertdreißig Millionen Mark aufgewendet hatte, dann aber, vor allem infolge der Aufstände, weitere sechshundert Millionen bezahlte.

Der Außenhandel Afrikas beträgt über fünf Milliarden Mark. Die erste Stelle nimmt Südafrika mit rund zweieinhalb Milliarden Mark ein. Darauf folgen Ägypten mit elfhundert und Algerien mit fünfhundertneunundvierzig Millionen Mark. Dann in weitem Abstand auf dem Festland Marokko mit fünfundneunzig und Tunis mit vierundsechzig Millionen. Sansibar hatte 1898/1899 die beträchtliche Ziffer von sechzig Millionen (jetzt nur sechsundvierzig) aufzuweisen, was das kleine Eiland zwischen Zeylon und Formosa stellte, Mauritius aber gar siebzig Millionen. Die Goldküste hatte damals, 1899, mehr als der große Kongostaat, nämlich zweiunddreißig Millionen, Sierra Leone achtzehn Millionen Mark, alle anderen Kolonien weniger, außer Madagaskar, dessen Handel zeitweilig durch Armeelieferungen ungewöhnlich angeschwollen war. Seit 1900 ist der Handel, namentlich der des Kongostaates (heute neunundsechzig Millionen), beträchtlich gewachsen.

Lord Roberts (Abb. 405) hatte den Wendepunkt im Burenkrieg herbeigeführt. Er hielt alle Hauptplätze der Buren mit seinen Truppen besetzt. Nur im Ostwinkel des Transvaals wurden noch Gefechte geliefert. Um die Aufgabe nun zu vollenden, um das Errungene zu behaupten, trat Kitchener Ende November 1900 an Roberts' Stelle. Als großer Organisator hatte sich Kitchener im Sudan bewährt. Nach der Besitzergreifung Faschodas hatte er noch bis Frühjahr 1900 die Reste der Mahdisten zersprengt und deren letzten bedeutenden Führer, den

einarmigen Osman Digna, an den Westhängen Abessiniens ereilt. In Südafrika richtete Kitchener ein System von Blockhäusern und Stacheldrahtsperren ein und Konzentrationslager für die Frauen und Kinder der Buren. Präsident Krüger und mehrere Staatsmänner der Buren entwichen indes durch das portugiesische Gebiet nach der Delagoabai und von da nach Europa. Viele Burenkämpfer ergaben sich, andere fochten tapfer weiter.


Abb. 404. General Cronje.

Durch den Burenkrieg wurde nicht nur eine politische, sondern auch eine finanzielle Weltkrisis heraufbeschworen oder vielmehr ein schon bestehender wirtschaftlicher Rückgang bis zum Krach gesteigert. Die letzte Verstimmung des Weltmarktes hatte, wie schon erwähnt, 1893 begonnen. Gegen das Ende des Jahrhunderts zu hatte sich jedoch abermals eine Hochkonjunktur eingestellt. Wie stets nach einem Kriege, besonders aber nach einem glücklichen, so folgte auch in Nordamerika nach dem Kriege um Kuba eine aufgeregte Gründungszeit. Auch hatte sich tatsächlich, nicht zum mindesten infolge der turmhohen Zölle, die durch den Mac Kinley- und Dingley-Tarif beschlossen worden waren, die Industrie der Vereinigten Staaten ungemein gehoben. Nicht minder stieg die landwirtschaftliche Erzeugung, zum Teil infolge besserer Produktionsmethoden (Dampfpflug, Düngungen durch Thomasschlacke und Kali), ins Ungemessene. Gleichzeitig wurden neue Mineralvorkommen in größerer Zahl entdeckt. So Gold in der Mohawewüste in Südkalifornien und in dem dreitausend Meter hoch gelegenen Cripple Creek in Kolorado, am Jukonflusse und an anderen Plätzen in Alaska, Silber in Newada, Eisen in Minnesota und Kupfer in der Anakondamine in Montana. Auch in der Montanindustrie machte sich eine wissenschaftlichere Produktionsweise geltend. Männer, die auf dem Witwatersrand und in Rhodesien gelernt hatten, wie der Amerikaner Hays Hammond, veranlaßten die Wiederaufnahme des Betriebes in schon verlassenen Goldbergwerken des Westens, besonders Kaliforniens, und erzielten schöne Ergebnisse, dergestalt, daß neben Südafrika und Australien die Vereinigten Staaten neuerdings in die erste Reihe der golderzeugenden Staaten eintraten.

Auf Grund der allgemeinen wirtschaftlichen Blüte des Landes erhoben in der Union die Syndikate und Truste ihr Haupt. Sehr bald kündigte sich die neue Erscheinung auch in Deutschland an, darauf in Italien, Rußland und Japan, nicht aber in der individueller gerichteten Wirtschaft Englands. Man sprach von einer Amerikanisierung der Welt. Einer der ersten Erwerbszweige, der in ganz Europa, auch in England, von dem herrschenden Hange nach Zusammenschluß betroffen wurde, war das Zeitungswesen. Wie durch Hearst in Amerika, so wurden auch anderwärts Zeitungs- und Verlagstruste gegründet. Der älteste und zugleich erfolgreichste Trust der Gegenwart überhaupt ist die Standard Oil Company. Ihre Anfänge reichen in die Siebzigerjahre zurück. Ihr Begründer ist John Davison Rockefeller, dessen Ahnen aus Deutschland auswanderten. Andere Trustmagnaten und Milliardäre von Weltruf sind Carnegie, Harriman (gestorben 1909) und der Bankier John Pierpont Morgan. Eine Begleiterscheinung der allgemeinen Hochentwicklung war die Industrialisierung Rußlands. Sie setzte seit rund 1890 ein. Ihre Hauptförderer waren die Finanzminister Wyschnegradskij und Witte. Die russische Industrie hatte insofern einen ungesunden Zug, als sie nicht von selbst erblühte, sondern dem Lande künstlich aufgezwungen wurde; sie erstand nicht aus eigener Kraft, sondern ganz wesentlich durch fremdes Kapital. Selbst die besseren Arbeiter mußten aus dem Ausland bezogen werden. Nun wollte Witte die Industrie nationalisieren. Zu dem Ende führte er 1899 verschiedene Gesetze ein, durch die das auswärtige Kapital auf das schlimmste geschädigt wurde. So brach eine Panik in Rußland aus. Sie war der Beginn eines Weltkrachs, der dann auch Europa und Amerika ergriff. Der Tiefstand dieser allgemeinen Depression wurde im Jahre 1903 erreicht.


Abb. 405. Lord Roberts.

Mitten in den Burenkrieg fiel ein anderes Ereignis, das von noch größerer Tragweite werden sollte: der Boxerkrieg. Die Gesandtschaften der verschiedenen Mächte wurden von dem aufgeregten Pöbel in Peking belagert. Abgeschnitten von aller Welt, ohne Nachricht, mit nur kärglichem Proviant und Schießbedarf versehen hielten jedoch die weißen Männer und Frauen tapfer aus (Abb. 407). Ein erster Versuch, sie zu entsetzen, scheiterte. Er wurde im Juni 1900 von einem internationalen Expeditionskorps, darunter auch deutsche Marinesoldaten, unter dem Oberbefehl des englischen Admirals Seymour unternommen (Abb. 406). Allein die Befreier kamen nur bis über Tientsin hinaus und gerieten selbst in die mißlichste Lage. Die Mächte vereinbarten ein gemeinsames Vorgehen gegen die patriotischen „Männer der Faust“. Bei theoretischen Anläßen, wie bei dem Friedenskongreß im Haag, war das schon öfters vorgekommen; aber jetzt geschah es zum erstenmal, daß alle Großmächte Europas, denen sich die Vereinigten



Abb. 406. Gefecht des Seymourschen Entsatzkorps mit chinesischen Truppen.

Staaten und Japan anschlossen, eine internationale Tat zusammen ausführten. Die diplomatischen Verhandlungen mit dem chinesischen Hof gingen inzwischen ruhig weiter. Man brachte die Fiktion auf, daß man, weit entfernt, jenen Hof zu bekriegen, ihm vielmehr behilflich sein wolle, ungehorsame Untertanen zu bestrafen. Insbesondere der amerikanische Staatssekretär John Hay stellte die Unverletzbarkeit Chinas als Grundsatz auf, während europäische Mächte doch mehr oder weniger offen von einer Aufteilung des Himmlischen Reiches sprachen. Unterdes tobte der Kampf um die Takuforts an der Peihomündung, die den Zugang nach Tientsin und Peking beherrschten. Der internationale Charakter der dort versammelten Flottenmacht erschwerte etwas das einheitliche Vorgehen gegen den Feind. Eine gute Beleuchtung der Lage vom 16. Juni 1900 gibt der ausführliche Bericht des deutschen Admiralstabswerks. Es sagt folgendes: Kapitän zur See Pohl war mit den Landungsabteilungen um neun Uhr dreißig Minuten vormittags in Tongku angekommen und hatte die Mannschaften in leerstehenden Bahnhofschuppen untergebracht. Er übernahm nach einer Besprechung mit dem Kommandanten S. M. S. „Iltis" die Verteidigung der Ostseite des Bahnhofs, während die zu gleicher Zeit gelandeten dreihundert Japaner unter Fregattenkapitän Hattori den Schutz der Westseite übernahmen.

Bei Ankunft der deutschen Offiziere waren die übrigen Befehlshaber bereits versammelt und in lebhafter Erörterung der Frage begriffen, wie und von wem das Ultimatum an den Vizekönig von Tientsin und den Kommandanten der Takuforts befördert werden solle. Korvettenkapitän Lans machte den sich weiterspinnenden Verhandlungen durch den Hinweis ein Ende, daß es nicht darauf ankomme, wer das Ultimatum überbringe, sondern daß es überhaupt, und zwar so bald als möglich, überbracht werde. Dementsprechend wurde damit der Kommandant eines der im Flusse liegenden russischen Torpedoboote beauftragt. Dieser verschaffte sich zunächst einen Dolmetscher und fuhr in dessen Begleitung mit einer Dampfpinasse zum Südfort, wo er erst nach Einbruch der Dunkelheit eintraf. Es dauerte längere Zeit, bis er zu dem Kommandanten des Forts gelangen und ihn von dem Inhalte des Ultimatums unterrichten konnte. Der chinesische Offizier tat zuerst sehr verwundert, antwortete dann aber, daß eine Entscheidung über das Verhalten der Fortbesatzungen nur vom Vizekönig von Tientsin getroffen werden und vor zwei Uhr morgens nicht in Taku eintreffen könne. Der russische Offizier kehrte mit



Hauptmann Franke bei Omaruru.
Nach der Originalzeichnung von C. Becker.

diesem Bescheid erst um elf Uhr abends an Bord des „Bobr" zurück. Im weiteren Verlaufe der Sitzung leitete Kapitän ersten Ranges Dombrowolski die Besprechung eines gemeinsamen Operationsplanes ein. Seine Ausführungen entsprachen vollkommen den Gesichtspunkten, die ihm Korvettenkapitän Lans in der Unterredung am Vormittag über die Durchführung des Angriffs entwickelt hatte. Gegen diese Ausführungen erhob nur der französische Kommandant insofern Einwendungen, als er für sein Schiff einen anderen, den feindlichen Forts näher liegenden Platz beanspruchte; er ließ die Forderung aber fallen, als Korvettenkapitän Lans dagegen einwendete, daß die Änderung der einmal bestimmten Ankerplätze aus Mangel an Zeit nicht mehr möglich sei. Lans wiederholte sodann seinen Plan und verlas die vereinbarte Reihenfolge, in der die Schiffe zur Beschießung ankern sollten. Sodann entwickelte Kapitän zur See Pohl als ältester Offizier der Landungsabteilung seine Ansicht über das Vorgehen der Sturmkolonnen. Seine Erklärung, er wolle schon vor Beginn der Beschießung so nahe wie möglich an die Forts herangehen und dort in gedeckter Stellung abwarten, bis das Feuer der Kanonenboote den Sturmangriff genügend vorbereitet habe, fand Zustimmung. Der Führer der englischen Landungsabteilungen, Commander Cradock, der seine auf „Algerine" eingeschifften Leute wohl gegen ein Uhr nachts landen wollte, erklärte, daß er um diese Zeit bei Yu-tschia-pu zu den übrigen Truppen stoßen werde. Auf die Aufforderung des Kapitäns Pohl, sich vorher mit den anderen Landungstruppen zu vereinigen, antwortete er, seine Leute könnten nicht früher bereit sein.

Der Angriffsplan war somit in großen Zügen festgelegt, er bedurfte nur hinsichtlich der Verteilung des Feuers und des Zusammenwirkens von Land- und Seestreitkräften noch der Ergänzung.

Im Grunde genommen ging die den Kanonenbooten bevorstehende Aufgabe, was ihre militärische Stärke betraf, weit über ihre Leistungsfähigkeit hinaus. Die Unternehmung an sich war nur dadurch gerechtfertigt, daß die Widerstandskraft des Gegners nach den Erfahrungen im chinesisch-japanischen Kriege gering bemessen wurde und ein sofortiges Landen zur Rettung Tientsins, Pekings und der Seymour-Expedition unbedingt erforderlich schien. Soweit das Admiralstabswerk.

Am 17. Juni wurden die mit Kruppschen Kanonen ausgerüsteten Takuforts beschossen und erstürmt (Abb. 410). Der aus siebzehn Wunden blutende Korvettenkapitän, spätere Konteradmiral Lans (Abb. 408), der in der ungünstigsten Lage unentwegt aushielt, erhielt den Orden Pour le mérite. Drei Tage darauf wurde der deutsche Gesandte in Peking, Baron von Ketteler, ermordet. Unter dem russischen General Stößel ging wiederum eine internationale



Abb. 407. Russische Marinesoldaten schlagen einen Angriff der Boxer auf die Gesandtschaften in Peking zurück. Nach der Zeichnung von S. Begg.

Abteilung nach Tientsin ab, wo man mit der schwer bedrängten Seymourschen Schar sich vereinigte. Von Tientsin ging es weiter nach Peking, das Mitte August genommen wurde. Das Beste taten dabei die Japaner. Im Norden waren die Chinesen so kühn, den Amur zu überschreiten und die russische Stadt Blagowjestschensk anzugreifen. Die chinesischen Kleinbauern, Dienstboten, Wäscher und Goldgrubenarbeiter, deren es schon Zehntausende in Ostsibirien gab, wurden aufsässig. Zunächst mußten alle Chinesen Blagowjestschensk verlassen. Es waren dreitausend an der Zahl. Von ihnen ertranken siebzehnhundert auf der Fahrt über den Amur. Teils kenterten die Boote, teils wurden die Flüchtenden von ihren eigenen Landsleuten auf dem anderen Flußufer, bei Aigun, beschossen, weil sie, die Diener der Fremden, als Überläufer, als Abtrünnige galten. Die Russen waren seltsamerweise auf den Ausbruch gar nicht vorbereitet. Trotzdem brachte es General Rennenkampf fertig, in zwei Monaten fast die ganze Mandschurei zu besetzen. Mukden, die alte Residenz der Mandschu, wurde erstürmt und eine kostbare Bibliothek von dort nach Petersburg gebracht. Leider scheint sie nun in St. Petersburg ebenso begraben zu sein wie in Mukden.

Die Einigkeit der Mächte, die natürlich nicht ganz von Reibereien verschont blieb, erhielt einen äußeren Ausdruck in der Ernennung Graf Waldersees (Abb. 409) zum „Weltmarschall". Er kam am 17. Oktober 1900 nach Peking, als die wichtigsten Kämpfe schon vorbei waren. Die deutschen Truppen nahmen in den Lotusgärten des Kaiserpalastes Quartier. Etwas Schöneres werden unsere Soldaten in ihrem Leben nie wiedersehen. Es gab aber doch noch genug Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Am 3. Januar 1901 nahmen die deutschen Truppen die Befestigungen bei Hophu (siehe die Kunstbeilage), im April siegten sie an der Großen Mauer, nordwestlich von Pao-ting-fu. Die kühnste Tat war aber der Rekognoszierungsritt, den zehn deutsche Offiziere durch zwei feindliche Provinzen unternahmen, um der nach Si-ngan-fu entflohenen Kaiserin-Regentin nachzuforschen. In Kalgan explodierte das Arsenal, wodurch mehrere Deutsche den Tod fanden; zur Bestrafung der Stadt Kalgan rückten deutsche Truppen unter Graf York ab (Abb. 8). Am 26. Oktober 1900 begannen die Friedensverhandlungen; die Unterzeichnung des Schlußprotokolls erfolgte jedoch erst am 7. September 1901. Graf Waldersee legte am 4. Juni 1901 den Oberbefehl nieder.



Abb. 408. Korvettenkapitän Lans.

Für die Begleitumstände lassen wir wieder das Admiralstabswerk sprechen: Tsingtau war gleichzeitig der Hauptstütz- und Sammelpunkt für das gesamte Kreuzergeschwader, obgleich seine erst in der Entstehung begriffenen Verteidigungs- und Ausrüstungsmittel den Anforderungen eines maritimen Stützpunktes durchaus nicht entsprachen. Zur Ausführung kleinerer Reparaturen, zum Auffüllen von Kohlen und Material liefen fast alle Schiffe des Geschwaders den Hafen an. Im Februar 1901 vereinigte sich dort die Linienschiffsdivision.

Während für den Golf von Pe-tschi-li die politische Lage insofern klar lag, als von allen Nationen der Kriegszustand dort anerkannt wurde, waren die Verhältnisse in dem Jangtsegebiet weit verwickelter. Die europäischen Bewohner Shanghais und der am Jangtsefluß gelegenen Vertragshäfen waren um ihre Sicherheit besorgt; der aufrichtige Wille der Vizekönige von Wutschang und Nanking, fremdenfeindliche Bewegungen in ihren Provinzen zu unterdrücken, wurde vorläufig noch bezweifelt, auch ließ sich die Tatsache nicht wegleugnen, daß diesen beiden hohen Würdenträgern erhebliche Machtmittel in Gestalt von Befestigungen, Arsenalen und vierzigtausend Mann gut ausgebildeter Truppen zur Verfügung standen, mit denen sie bei anderer Gesinnung die schlimmsten Befürchtungen der Europäer hätten wahr machen können. Alle diese Umstände bewirkten, daß in Shanghai und dem Jangtsegebiet eine politische Unsicherheit herrschte, die erst später durch lange diplomatische Verhandlungen in der Heimat beseitigt wurde.

Vizeadmiral Sir Eduard H. Seymour, der sich nach Übergabe des Kommandos in Tientsin an die englische Armeeleitung wieder eingeschifft hatte, war am 24. Juli 1900 in der Jangtsemündung angekommen, um da die zum Schutze der Fremden und des Handels notwendigen Maßnahmen zu treffen. Er hatte in einer persönlichen Rücksprache den Generalgouverneur von Nanking, Liu-kun-yi, überredet, die Landung von dreitausend Mann englisch-indischer Truppen in Shanghai zu gestatten. Allerdings war diese Erlaubnis infolge Einspruchs der Konsuln aller übrigen Mächte wieder zurückgezogen worden, sie wurde aber später wieder erteilt, worauf die

Landung der Truppen am 19. August erfolgte. Gleichzeitig mit ihnen schifften die Franzosen fünfzig Matrosen aus, denen am 3. September sechshundert anamitische Soldaten folgten. Der deutsche Geschwaderchef hatte nur das Generalkonsulat mit einer Wache belegt. Erst nach dem Eintreffen der ersten Schiffe des Ostasiatischen Expeditionskorps (7. September) wurden auch deutscherseits auf des Kaisers Befehl der Stab und zwei Kompanien des Ersten Ostasiatischen Infanterieregiments gelandet. Ihnen folgten zwei Tage später die Japaner mit sechshundert Mann. Mitte September standen gegen fünftausend Mann fremder Truppen in Shanghai, während der Hafen und die Reede von Wusung mit Kriegschiffen aller Nationen überfüllt und in den flußaufwärts gelegenen Häfen Kreuzer und Kanonenboote der verschiedenen Nationen stationiert waren. Deutscherseits lagen bis zum Schlusse des Jahres stets einige Kreuzer oder Kanonenboote in Shanghai und Wusung und die Linienschiffe in der Mündung des Jangtseflusses. Nach Tschin-kiang, Nanking, Wuhu, Kin-kiang, Hankau wurden abwechselnd die kleineren Kreuzer „Hela“, „Geier“, „Schwalbe“ und „Seeadler“ gesandt.


Abb. 409. Graf Waldersee.

England machte schon Anspruch auf das ganze Jangtsebecken. Die deutsche Diplomatie bewirkte ein Abkommen zwecks gemeinsamer Verständigung über die Interessensphären am Jangtse, ein Abkommen, das indessen ebensowenig praktische Wirkungen hatte wie die Verständigung über den portugiesischen Kolonialbesitz zwischen Deutschland und England, der Delagoavertrag von 1897. Am meisten hat noch Rußland aus dem Boxerkrieg davongetragen. Es behielt vorläufig die ganze Mandschurei, ein Gebiet, zweimal so groß wie Deutschland. Durch zwei Schienenwege von Wladiwostok und von Port Arthur, Strecken, die in Charbin zusammenlaufen, um unweit Nertschinsk in die Sibirische Bahn überzugehen, wurde die nordasiatische Überlandbahn vollendet. Im November 1901 ist der erste Passagierzug vom Stillen Ozean nach Moskau gegangen.

Nachdem der Boxerkrieg ausgebrochen war, machte Deutschland eine Kanzlerkrise durch. Der Fürst Hohenlohe, der seit 1894 im Amte war, trat am 17. Oktober 1900 zurück. Wie sein Vorgänger Caprivi hat er seine Entlassung nicht lange überlebt. Die den müden Händen entglittenen Zügel nahm Bernhard von Bülow (Abb. 412) auf. Außer den chinesischen Wirren beschäftigte den neuen Kanzler die schwierige Lage, die durch den noch immer andauernden Burenkrieg geschaffen war.

Die Buren waren von dem überlegenen Feinde, der auf zweihundertsiebenunddreißigtausend Mann angewachsen war, während sie selbst zu keiner Zeit mehr als fünfundzwanzig- oder höchstens dreißigtausend Mann auf den Beinen hatten, nach dem Osten des Transvaals zu gedrängt. Prinsloo ergab sich mit dreitausend Mann bei Fouriersburg. Krüger selbst entwich, wie schon erwähnt, über die portugiesische Grenze und entkam nach Europa. Er wünschte nach Berlin zu reisen, aber das Auswärtige Amt lehnte den Besuch ab. In Paris hat man dagegen den alten Recken gefeiert, ohne sich um den Groll Englands zu bekümmern. Krüger lebte noch einige Jahre in Utrecht und starb 1904 in der Schweiz. Die zweite Phase des Burenkrieges hatte begonnen. Sie war für die Engländer verlustreicher als die erste. Der erfindungsreiche Dewet (Abb. 413), der stürmende Delarey (Abb. 414) und der weitblickende Botha (Abb. 415) führten die einzelnen


Abb. 410. Die Beschießung der Takuforts. Nach der Originalzeichnung von A. Kircher.



Abb. 411. Das vereinigte deutsch-englische Geschwader im Hafen vo



uaira in Venezuela. Nach der Originalzeichnung von Willy Stöwer.

Scharen der Buren noch zu manchem Erfolg. In der Kapkolonie wurden die Sympathien für die nördlichen Brüder wach. Einzelne Abteilungen von Rebellen (für solche erklärte die englische Regierung die kämpfenden Kapburen) streiften bis auf einen Tagesmarsch von Kapstadt. Durch Schmuggel an der Westküste, in der Nähe von Malmesbury, und an der Ostküste, über die Santa Lucia-Bai und durch die langgestreckte portugiesische Grenze wurde ein Verkehr mit dem Ausland aufrecht erhalten. Noch Anfang 1902 errangen die Burenführer mehrere Erfolge. Die Kräfte der „Orlogmannen", der Krieger, waren nicht erlahmt, aber es jammerte sie der Weiber und Kinder, die in den Konzentrationslagern ihr Leben vertrauerten, und der Verwüstung des Landes, wie sie in unserer Kunstbeilage zum Ausdruck kommt. So machten sie im Mai Frieden und gaben ihre Unabhängigkeit preis. Die englische Herrschaft, die nun das „verrottete" Burentum ablöste, war aber um keinen Deut besser, lediglich viel kostspieliger und in der Farbigenfrage weniger wirksam. Auch der Aufschwung des Goldbergbaus, den man zuversichtlich erhofft hatte, wollte sich nicht einstellen. Im Gegenteil, die Minenkurse gingen unaufhörlich zurück, auf die Hälfte und weniger von der Höhe, die sie vor dem Kriege eingenommen hatten.

Unterdessen hatte auch Amerika die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen. Am 6. September 1901 wurde Mac Kinley (Abb. 416) von einen Anarchisten tödlich verwundet. Die Anarchisten waren zuerst 1886 in die Öffentlichkeit getreten, bei Unruhen in Chikago. Die Amerikaner machten aber kurzen Prozeß mit ihnen und hängten die Rädelsführer auf. Auch ein Deutscher, Most, war beteiligt und entrann nur knapp dem Tode. Die Anarchisten wollen die Auflösung des Staates und predigen die Propaganda der Tat, das heißt die Anwendung jeder Gewalt. Bei den Bombenwerfern von Barzelona, bei Armeniern, Russen, Deutschen und Polen faßte der Anarchismus Fuß. Seine eifrigsten Jünger aber waren Italiener. Carnot (1894) und die Kaiserin Elisabeth von Österreich (1898) fielen durch Italiener. Dagegen erfolgte die Ermordung Alexanders von Serbien (1903), der gegen den Willen des Volkes und der Offiziere sich mit der unebenbürtigen Draga verheiratete, aus politischen Gründen. — An die Stelle von Mac Kinley trat der „Rauhreiter von Santiago", Roosevelt (Abb. 417). Aus einer halbholländischen Familie Neuyorks stammend hat Roosevelt schon als Knabe größere Reisen gemacht und namentlich auch Deutschland besucht. Später trieb es ihn zum Wilden Westen, wo er als Farmer und Jäger lebte. Ein dreibändiges Geschichtswerk „Die Eroberung des Westens" wurde damals begonnen. Hierauf erfolgte eine neue Wandlung. Roosevelt wurde Politiker. Zunächst Abgeordneter in Albany, dann Polizeipräsident dieser Stadt, hierauf Gouverneur des Staates Neuyork, noch später, in rascher Folge aufsteigend, Marinesekretär, Befehlshaber der „Rauhen Reiter" auf Kuba und November 1900 Vizepräsident der Vereinigten Staaten.



Abb. 412. Fürst Bernhard Bülow.

Das Jahr 1902 brachte Wirren in Marokko, wo der schwache Abd ul-Asis herrschte, einen Aufstand in Albanien und einen deutschen Erfolg in der Türkei. Es wird dienlich sein, hier einen Rückblick auf die deutschen Interessen im Osmanenstaate zu werfen.

Im Jahre 1761 wurde unser erster Handelsvertrag mit der Türkei geschlossen, und zwar von seiten Preußens. 1839 folgten die Hansastädte nach. Im Jahre 1890 vereinbarte das Deutsche Reich einen Vertrag, der aber aus unbekannten Gründen von der türkischen Regierung nicht in Kraft gesetzt wurde. Durch die beiden Besuche Wilhelms II. in den Jahren 1889 und 1898 erhielt die Förderung unserer Interessen einen mächtigen Anstoß. Der Hauptposten unseres Guthabens wird von Eisenbahnen gebildet. Im Jahre 1888, also noch unter Bismarck, wurde die von einer französisch-belgischen Gesellschaft erbaute Linie Haidar-Pascha—Ismid (einundneunzig Kilometer) von der Deutschen Bank und der Württembergischen Vereinsbank erworben; dazu die Konzession für den Bau einer neuen Linie, die bis Angora führen sollte (vierhundertsechsundachtzig Kilometer). Der Bau wurde verhältnismäßig bald, nämlich Ende 1892, schon beendet. Eine weitere Linie, die von Eski-Schehr nach Konia führt (vierhundertfünfunddreißig Kilometer), wurde im Auftrage der Anatolischen Gesellschaft durch die Frankfurter Weltfirma Holzmann im Jahre 1896 ausgeführt. Das bisher Geleistete bildet den Grundstock aller unserer Errungenschaften in der Türkei. Gekrönt wurde das Werk durch die Errichtung der Palästinabank im Jahre 1896. Hierauf trat eine große Pause ein. Erst im Jahre 1902, vier Jahre nach der Palästinareise Wilhelms II., ist wiederum ein schmaler Gewinn zu verzeichnen: die Erteilung der Bagdadbahnkonzession. Aber inzwischen hatten sich die Russen gemeldet; sie erhoben Anspruch auf alle in Nordostkleinasien zu bauenden Linien. Den Russen zuliebe wurde die Trasse der Bagdadbahn weiter nach Westen verlegt. Zwei volle Jahre dauerte es, bis die kleine Strecke von Konia bis Bulgurlu endlich ausgeführt war, und wiederum vier volle Jahre, bis die berühmte Konzession endgültig unter Dach kam — kurz vor dem Zeitpunkte, da durch das Eingreifen


Abb. 413. Christian Dewet.


Abb. 414. Delarey.

Englands der ganze Erfolg der Bagdadbahn in Frage gestellt ward. Man hat sich seit Jahren daran gewöhnt, bei der Bilanz unserer Weltpolitik in unserem Freundschaftsverhältnis zur Türkei den größten Aktivposten zu erblicken. Mit Recht! Wenn man jedoch die Sache bei Lichte besieht und wenn man namentlich des übergroßen Jubels gedenkt, mit dem die Arbeit der Anatolischen Gesellschaft stets begrüßt wurde, so muß man sagen, daß die anatolischen Leistungen denn doch nicht so himmelstürmend gewesen sind. Die große nordasiatische Bahn von achttausend Kilometer — man muß auch einige neu erbaute Strecken westlich vom Ural mitrechnen — wurde von den Russen in neun Jahren fertiggebaut. Und wir haben für elfhundert Kilometer, also noch nicht einmal ein Siebtel des sibirischen Werkes, zwanzig Jahre gebraucht. Mit anderen Worten: die Russen haben ungefähr das Sechzehnfache von dem fertiggebracht, was unsere bedeutendste Tat während reichlich eines halben Menschenalters war, und die Russen haben noch außerdem in Turkestan und nach Archangelsk Bahnen gebaut. Von Wichtigkeit ist die deutsche Pionierarbeit in Syrien. Durch die Weiterführung der Bagdadbahn an die Schwelle Syriens gewinnt dies Land neuerdings an Wert für uns. Ohnehin war unser Handel dort in den letzten Jahren beständig gewachsen. Schon 1905 schrieb der amerikanische Generalkonsul von Aleppo, der Stadt, die jetzt durch eine Zweiglinie der Bagdadbahn angegliedert werden soll: Sechzig vom Hundert der Geschäftsreisenden arbeiten für deutsche Häuser. Dann kommen, aber in sehr weitem Abstande, italienische, französische, österreichische Reisende und erst zuletzt, mit bloß vier vom Hundert, englische. Am erfolgreichsten wirkt in Syrien die Deutsche Palästina- und Orientbank. Dagegen sind sonst eigentlich sehr wenige Unternehmungen deutschen Kapitals vorhanden. Das ist umso erstaunlicher, als wir doch in den zweitausendvierhundert Templern eine starke Vorhut haben. Für die Zukunft käme besonders die Baumwollkultur in Nordsyrien in Betracht. Bereits wird der Anbau in der Gegend von Killis, zwischen Aleppo und Aintab, mit gutem Erfolg betrieben. Neuerdings sind übrigens auch die Amerikaner, besonders in Aleppo, als Mitbewerber aufgetreten. Da Syrien so leicht vom Meere aus zugänglich ist, so dürfen wir eben nie hoffen, ausschließliche Geltung dort zu erlangen. In Syrien laufen die Handelswege dreier Erdteile zusammen. Umso wichtiger ist es, dort wenigstens ein verhältnismäßiges Übergewicht zu behaupten. Zu anderen, nicht sonderlich erhebenden Erwägungen gelangt man, wenn man die Handelstatistik betrachtet. Sie zeigt, daß unser Handel mit der Türkei erst an sechster und der Schiffsverkehr gar an achter Stelle steht. Allerdings ist erfreulicherweise unser Handel im Steigen begriffen. Er beträgt im Durchschnitt der letzten Jahre etwa fünfundsiebzig Millionen Mark Einfuhr nach der Türkei und vierzig Millionen Ausfuhr von der Türkei. Von weiteren deutschen Interessen wäre vor allem das Kabel zu erwähnen, das von Konstantinopel nach Küstendil gelegt wurde, und die mit fünfzehn Millionen Franken ausgestattete Deutsche Orientbank; endlich die Ansiedlungen der württembergischen Templer in Haifa, Jaffa und Jerusalem, sowie das große deutsche Gut von Palekura bei Üsküb. Auch wäre der Vollständigkeit halber zu bemerken, daß die Bahn Saloniki—Monastir, die von 1890 bis 1894 gebaut wurde, von der Anatolischen Gesellschaft übernommen wurde.


Abb. 415. Louis Botha.

Endlich einmal war der politische Himmel frei und entwölkt. Keine Frage von Belang störte die Ruhe der Kabinette. Die Reibereien der Russen und Japaner in Korea hielt man für belanglos, ebenso die Unruhen, die nie abbrechen wollten, am Balkan und in Marokko. Da lenkte wieder Amerika die Aufmerksamkeit auf sich. Castro, der Diktator von Venezuela, nicht viel besser als ein Abenteurer und einem solchen gleich in seiner Rücksichtslosigkeit, forderte eine Aktion europäischer Großmächte heraus. Der Streit Venezuelas mit Deutschland und England ist nur ein Glied in der langen Kette südamerikanischer Bankrotte und Revolutionen. Nichts leichter zwar für eine Großmacht, als ihre Guthaben in einem lateinischen Raubstaat durch Blockade oder Bombardements einzukassieren, noch leichter, wenn, wie es in den Jahren 1902 und 1903 geschah, zwei Großmächte sich zu diesem Geschäft vereinigen (Abb. 411). Die Sachlage verwickelte sich jedoch bedenklich durch die uferlosen Ansprüche


Abb. 416. Präsident Mac Kinley.

der Vereinigten Staaten, die immer offener auf eine Beherrschung der beiden (oder der drei) Amerikas hinzielen. In dem Venezuelahandel leistete sich der Unionsgesandte Bowen an schroffem Auftreten so ziemlich alles, was sich ein Hausherr unbequemen und minder angesehenen Mietern gegenüber erlauben mag. Am bezeichnendsten aber war, daß Bowen von der venezolanischen Regierung amtlich zu ihrem Vertreter bestellt wurde. Obwohl bei dem schließlichen Ergebnis einigermaßen die Würde Europas gewahrt wurde, so ist doch im Grunde die Angelegenheit weder für England noch für Deutschland besonders glimpflich verlaufen: gewonnen haben nur die Vereinigten Staaten. Und kaum hatte Castro in die sehr bescheidenen Abschlagszahlungen gewilligt, da machte er sofort neue Schwierigkeiten. In solchen Künsten wohlerfahren, versuchte er eine Finte nach der anderen. Sogar seine Abdankung bot er an. Die Beliebtheit Deutschlands aber sank und machte einer teils gespielten, teils wirklichen Erbitterung Platz, deren Äußerungen sich gegen jedwede europäische Intervention kehrten. Der argentinische Gesandte unterbreitete dem nordamerikanischen Staatssekretär Hay den Vorschlag zu einer gemeinsamen Erklärung des Inhalts, daß fortan jeder Versuch, private Schulden von der Regierung amerikanischer Staaten einzutreiben, als gegen die Souveränität des amerikanischen Gedankens gerichtet zu betrachten sei. Der Vorschlag wurde abgelehnt; als jedoch im Anfang des Frühjahres Roosevelt die ganze Union zu Wahlzwecken bereiste, da stellte auch er die Nichtinterventionstendenz der Monroelehre in den Vordergrund. Übrigens wurde seiner Wahlreise, bei der er innerhalb einiger Wochen nicht weniger als fünfundsiebzig große Reden hielt, kein günstiger Erfolg prophezeit. Man könnte eher, sagte ein Mann aus dem Westen, einen Tornado (Wirbelsturm) in ein Wasserglas bringen, als den Präsidenten in die Kandidatenliste. Das eine war jedenfalls durch den Venezuelastreit endgültig sichergestellt: daß die Zeit für europäische Einmischung in Amerika vorbei war.

Seit dem Krieg um Kuba hat die Ausdehnung der Vereinigten Staaten kaum eine Unterbrechung erlitten. Noch vor dem Krieg, am 16. Juni 1897, wurde das Sternenbanner in Honolulu auf Hawai gehißt. Zwei Jahre darauf wurde der polynesische Besitz durch die Samoainsel Tutuila vergrößert. Auch besetzten die Yankee die wichtigste Marianeninsel Guam, die ihnen durch den Pariser Frieden zugefallen war, und ferner die Wakeinseln im Ansonarchipel (nördlich der Marschallinseln). Hawai wurde 1900 als Territorium der Union organisiert, ist also keine Kolonie mehr. Der Boxerkrieg ließ von neuem die Bedeutung der Philippinen erkennen. Nachträglich erzwang die Union noch die Abtretung der Suluinseln (die einst, 1859, Preußen angeboten worden waren); eigentlich gehört die Gruppe nicht zu den Philippinen, aber Spanien war ja wehrlos. Im März 1901 wurde Aguinaldo, der tatkräftige Verfechter der Sache der Tagalen, gefangen genommen oder ließ sich gefangen nehmen (man sprach von Bestechung). Wenige Wochen zuvor hatte Kuba eine Verfassung bekommen. Die Union erwarb eine Flottenstation an der mexikanischen Westküste. Durch Roosevelt (September 1901 bis März 1909) wurde vollends der Ausdehnungsdrang seiner Landsleute noch gesteigert. Doch erhielten 1902 auch die Philippinen eine Verfassung; freilich trat das erste Parlament der Inselgruppe erst fünf Jahre später zusammen.

Über allem anderen stand an Wichtigkeit die Frage des Panamakanals. Schon Goethe hatte erkannt, daß man einst den mittelamerikanischen Isthmus durchstechen werde, und hatte mit seltenem Scharfsinn weiter schon geahnt, daß die Union sich nicht der Notwendigkeit entziehen werden könne, Einfluß auf den erst noch zu bauenden Kanal zu gewinnen. Nun trat Lesseps auf. Überall, in Afrika, in Asien, in Amerika suchte Frankreich nach neuen Lorbeeren, suchte aufs eifrigste irgendwie geartete Erfolge herbeizuführen, um die Scharte von Sedan auszuwetzen. Lesseps, der bereits seinen Suezkanal als einen kleinen Graben verachtete, ging mit dem größten Zutrauen ans Werk. Er unterschätzte die Schwierigkeiten des Panamadurchstiches ganz gewaltig. Was aber seinen Ruhm noch mehr schädigte, war folgendes. Um die kleinen Sparer Frankreichs zur Beteiligung anzustacheln, wurden Politiker und Zeitungen bearbeitet. Ungefähr zweiunddreißig Millionen Franken wurden an Bestechungsgeldern verausgabt. Lesseps hat sich selbst an solchen Machenschaften nicht beteiligt, aber er ließ sie geschehen. Nach einer Reihe von Jahren ergab sich die Unmöglichkeit, mit den vorhandenen Geldern weiter zu wirtschaften. Die Landenge trotzte noch immer allen Angriffen der Menschen. Zu Tausenden starben die schwarzen und chinesischen Arbeiter am Fieber. Das Kapital war schon fast erschöpft. Vollends wurde nun die Bestechung so vieler angesehener Politiker ruchbar. Da brach das ganze Unternehmen zusammen. Wohl eine Milliarde Franken mußte als verloren gelten. Jetzt

nahmen sich die Nordamerikaner des Kanales an. Durch ein Abkommen mit Großbritannien erlangten sie 1901 die Zusicherung ungeschmälerten Einflusses über den mittelamerikanischen Kanal, gleichviel ob ein solcher durch Nikaragua, wie viele Yankee befürworteten, oder durch Panama gelegt werden sollte. England verstand sich zu dem Abkommen nur äußerst ungern. Aber es war durch den Burenkrieg behindert. Hierauf ging Roosevelt noch einen Schritt weiter. Er begünstigte eine Revolution in Kolumbia. Eine Umwälzung ist in jenen Ländern ein alljährliches Ereignis, konnte also nicht sonderlich auffallen. Die Folge der Revolution war die Abtrennung des Gebietes von Panama, das sich als unabhängigen Freistaat proklamierte. Hierauf vermochte Roosevelt den neugebackenen Freistaat am 18. November 1903 dazu, der Union einen Strich von sechzehn Kilometer Breite für den Bau eines Kanals abzutreten. Inzwischen war das französische Unternehmen nämlich von der Union angekauft worden. Der Bau wurde auf Bundeskosten weitergeführt. Man rechnet, daß er im Jahre 1915 beendet sein wird.

Gleichzeitig gingen Verhandlungen zwischen Engländern und Yankee über die Grenze zwischen Kanada und Alaska. Deutschland bereitete aber den Engländern eine sehr unangenehme Enthüllung. Da Großbritannien fortwährend mit seiner Freundschaft für die Vereinigten Staaten prunkte, so wurde auf die Veranlassung der deutschen Regierung 1902 ein Schritt veröffentlicht, den der britische Gesandte während des Krieges um Kuba getan hatte. Lord Pauncefote hatte nämlich damals eine europäische Dazwischenkunft in der kubanischen Sache beantragt, war aber auf den Widerstand Deutschlands gestoßen. Die Enthüllung dieses Vorganges bildet die Grundlage zu der nunmehr beginnenden Freundschaft zwischen Deutschland und Nordamerika, einer Freundschaft, die durch den ungemein erfolgreichen Besuch des Prinzen Heinrich noch weiter befestigt wurde. Dagegen konnte die Enthüllung von der wenig wohlwollenden Neutralität, die England im Falle Kuba beobachtet hatte, nicht hindern, daß die kanadische Grenzstreitigkeit doch 1903 gütlich beigelegt wurde. Freilich hat England in der Hauptsache nachgegeben.

Der Südmarsch der Yankee ging unaufhaltsam voran. Schon hatten sie Kanonenboote den Amazonas hinauf geschickt. Auch waren sie nahe daran, eine Oberhoheit in Bolivia auszuüben. Roosevelt sah sich schon als Schutzherrn des ganzen lateinischen Amerikas. In der Botschaft vom 6. Dezember 1904 erklärte er, die Vereinigten Staaten könnten gezwungen werden, gegen andere amerikanische Staaten, die ihren Geldverpflichtungen nicht nachkämen, eine internationale Polizeigewalt anzuwenden. Und warum? Zur Aufrechterhaltung der Monroelehre. Das Vorgehen der Union sollte nämlich eine europäische Einmischung hintanhalten.

Im Jahre 1898 galten dreiprozentige Peruaner an der Londoner Börse etwas über zwei, im Jahre 1906 notierten sie neunzehn. Diese kleine Tatsache erläutert aufs bündigste den ungeheuren Aufschwung, den ganz Südamerika in der letzten Zeit gewonnen hat. An dem Aufschwung ist zunächst das Wachstum der weißen Bevölkerung schuld. Es gibt jetzt beiläufig zwölf Millionen Weiße südlich von Panama. Das Wachstum geht seinerseits zu nicht geringem Teile auf die beträchtliche europäische Einwanderung zurück. Einzig und allein die Deutschen Südamerikas werden bald eine halbe Million erreichen. Daß ihre Kopfzahl weiter steige, lassen die jüngsten Anstrengungen hoffen. Paraguay zieht wieder unsere Volksgenossen an. Der Kolonie Hermann Meyers in Rio Grande do Sul verspricht die Bahn, die jetzt einen bequemen Zugang von Uruguay aus eröffnen soll, eine Blüte, die sich trotz aller Mühe bislang nicht einstellen wollte. In Argentinien hat der vielseitige Weltreisende Dr. Vallentin eine Konzession westlich vom patagonischen Gebiete Chubut, die Gegend am Pico, zum Zwecke deutscher Besiedlung erhalten. Parallel mit dem erstaunlichen Aufschwung Südamerikas, ihn teils vorbereitend, teils aus ihm hervorgehend, ist die großartige Erweiterung der Bahnlinien. Argentinien allein baut nicht weniger als drei neue Strecken. Die Gesamtlänge südamerikanischer Schienenstränge wird jetzt fünfundfünfzigtausend Kilometer ausmachen. Man vergleiche damit das große Afrika, das erst vierunddreißigtausend Kilometer sein eigen nennt. Die Kraft Südamerikas liegt vor allem im Ackerbau, sodann noch in der Viehzucht und in Mineralschätzen. Industrie und auch Fischerei sind wenig entwickelt. Von agrarischen Produkten ist am wichtigsten der brasilische Kaffee und das argentinische Getreide, das eine umso mächtigere Rolle auf dem Weltmarkte spielt, je mehr die Ausfuhr der Vereinigten Staaten zurückgeht. Infolge seines Getreideguthabens erhielt Argentinien, trotz seiner großen Staatsschuld, hundertsechzig Millionen Mark an Barimport von Europa in einem Jahre. Der wirtschaftliche Aufschwung



Abb. 417. Theodor Roosevelt.
Nach dem Gemälde von P. A. László.

Südamerikas beruht weiterhin auf der steigenden Sicherheit des Lebens im Lande. Noch ist die Verwaltung weit davon entfernt, ideal zu sein; noch gibt es Räuberbanden im Gran Chaco und kannibalische Indianer in Bolivia. Im allgemeinen aber hat seit der letzten großen Erschütterung des Erdteils, seit der brasilischen Revolution, eine merkliche Befestigung in allen Staaten eingesetzt. So haben denn die europäischen und nordamerikanischen Kapitalisten wieder Vertrauen zu Südamerika gefaßt. Sie leihen den verschiedenen Staaten Geld mit vollen Händen. Sie bauen Bahnen und Häfen, kaufen Plantagen und Minen. Natürlich genau wie in der Türkei und in China nach dem Grundsatz: Eine Hand wäscht die andere. So gewährte das Londoner Haus Rothschild eine Anleihe von hundertzehn Millionen Mark an die Stadt Rio de Janeiro, allein mit dem ausdrücklichen Beding, daß der dortige Hafenbau, der einen Kostenaufwand von hundertfünfzig Millionen erforderte, an die Londoner Firma Walker übertragen wurde. Ähnlich gingen sogar Staatsregierungen vor. Das Kabinett in Washington erklärte, eine private Anleihe fördern zu wollen, wenn gewisse Zollerleichterungen zugestanden würden. Dem stärkeren Zustrom fremder Kapitalien läuft das beständige Wachstum des äußeren Handels parallel. Der Gesamtaußenhandel Südamerikas beläuft sich gegenwärtig auf etwa drei Milliarden Mark.

Vier Elemente beherrschen die Politik Südamerikas: das Verhältnis der einzelnen Rassen und Schichten der einheimischen Bevölkerungen untereinander; die Wechselwirkung der einzelnen Staaten; die Beziehungen zu den Vereinigten Staaten; endlich das Verhältnis zu den europäischen Staaten, die ihrerseits miteinander um den maßgebenden Einfluß streiten. In der Bevölkerungspolitik ist am hervorstechendsten der Widerstreit der Alteingesessenen und der noch nicht assimilierten Einwanderer. Es gibt Staaten, wie namentlich Paraguay und auch wohl Argentinien, wie neuerdings wiederum Brasilien, die der Einwanderung freundlich gegenüberstehen; das hindert aber nicht, daß sich praktisch doch immer ein äußerst fühlbarer Gegensatz gegen die landfremden Eindringlinge bildet. Es gibt aber auch Staaten, unter denen sich namentlich Chile hervortut, die der Einwanderung gar keinen Vorschub leisten. In Chile hat der deutsche Kolonist keine Gewähr dafür, daß er nicht unter fremdrassigen Feinden angesiedelt wird, und die Regierung übernimmt nicht die mindeste Garantie für sein Wohlergehen, ja auch nur für seine Existenz. Daher ist auch der Einwandererzustrom in Chile recht gering. Umso beträchtlicher ist er bei dem östlichen Nachbar, in Argentinien, wo 1904 über hundertfünfundzwanzigtausend Einwanderer landeten. Allerdings gingen sechsundsechzigtausend, meist Italiener, wieder zurück. Im ganzen empfängt Südamerika jährlich über eine Drittelmillion Zuwanderer. Die meisten davon gehören romanischen Rassen an und die übrigen wurden bislang in der Regel romanisiert. Die Auswanderung nach Südamerika kann sich allerdings mit der nach Nordamerika nicht messen. Seit einem Jahrhundert sind von Europa allein nach den Vereinigten Staaten nicht viel weniger als dreißig Millionen Menschen übergesiedelt, nach der ganzen übrigen Welt wohl nicht mehr als acht Millionen. Von dem letzten Posten sind ungefähr viereinhalb Millionen auf das Konto Russisch-Asiens zu setzen. Eine derartige Völkerwanderung, die in der ganzen Weltgeschichte einzig dasteht, war nur möglich durch eine ungeheure Steigerung des Verkehrs. Die Eisenbahnen der Erde hatten 1907 eine Gesamtschienenlänge von rund neunhundertfünfzigtausend Kilometer. Die Welthandelsflotte besaß im gleichen Jahr einen Raumgehalt von siebenundzwanzig Millionen Registertonnen. In dieser Flotte war ein Kapital von fünfeinhalb Milliarden angelegt; der Wert der deutschen Handelsflotte allein betrug etwa achthundertfünfzig Millionen Mark. England besitzt die Hälfte aller Dampfer und fast ein Viertel aller Segler der Welt. Das Gesamtkapital, das in Eisenbahnen angelegt ist, wird wohl auf mindestens neunzig Milliarden Mark zu veranschlagen sein. Der Umsatz des Welthandels schwankte in den letzten Jahren zwischen fünfundsiebzig und hundert Milliarden Mark.


Abb. 418. Unruhen bei der Inventaraufnahme in Paris.



Eine zum Schweigen gebrachte russische Batterie vor Port Arthur.
Nach der Originalzeichnung von Georges Scott.

Den Kulturkampf, der in Deutschland gescheitert war, nahm Frankreich auf. Der Ministerpräsident Combes beantragte die völlige Trennung von Kirche und Staat. Das Papsttum war, obwohl aller weltlichen Macht entkleidet, doch noch eine Weltmacht geblieben. In Deutschland, in Österreich, in Belgien, in Spanien, in vielen Staaten Südamerikas waren die Klerikalen am Ruder; auch in Ungarn und Russisch-Polen spielten sie keine geringe Rolle und selbst Großbritannien und Nordamerika, wo der Erzbischof Ireland sehr eifrig wirkte, erlebten eine römische Frage, dergestalt, daß in den Vereinigten Staaten die American Protection Association mit mehreren Millionen Mitgliedern zum Schutz des Protestantismus gebildet wurde. Nach Papst Pius IX. hatte Leo XIII. die Kirche neuerdings zu großem Ansehen gebracht. Kluge Diplomatie und weise Finanzkunst waren seine Hauptmittel. Zahlreiche Religionsekten wurden organisiert, die nicht nur den Schatz der Kirchen und Klöster füllten, sondern auch die Glaubensglut frisch anfachten. Auf Leo folgte 1903 Pius X., der bis zu seiner Wahl Patriarch von Venedig gewesen war. Combes setzte seinen Plan tatsächlich durch. Die Autorität des Römischen Stuhles in Frankreich wurde gebrochen. Alle geistlichen Orden, deren Gesamtvermögen auf eine Milliarde Franken geschätzt wurde, mußten auswandern. Viele wandten sich nach Spanien, andere nach Belgien und Polen. Immerhin ging es dabei nicht ohne erhebliche Unruhen ab (Abb. 418).


Abb. 419. König Eduard VII. von England.

In dem größten Teile von Europa sind seit 1871 keine kriegerischen Ereignisse mehr zu verzeichnen gewesen. Alle Waffentaten blieben auf die Kolonien beschränkt. Nur die Balkanhalbinsel machte, wie schon mehrfach hervorgehoben, eine Ausnahme. So waren die meisten Staaten mit inneren Fragen beschäftigt. Die Tatkraft, die sich nicht mehr in der Schlacht bewähren konnte, wandte sich nationalen Streitigkeiten und Kulturkämpfen zu. Auch Deutschland genoß seit 1871 des Friedens. Nur in der Arnim- und der Boulangerepoche und ferner während der Marokkoverwicklung war ernstlicher von Krieg die Rede. Inzwischen wurden Heer und Flotte beständig ausgebaut. Dagegen mehrten sich die parlamentarischen Kämpfe, der Feldzug gegen die Sozialdemokraten wurde dauernd, ferner wurden gegen die Fremdvölker im Deutschen Reich, gegen Franzosen, Dänen und namentlich Polen, die Saiten schärfer eingespannt. Die Abneigung gegen die Polen, die sogar in Westfalen stark wurden und, auf ihre Drittelmillion pochend, dort eigene Reichstagskandidaten aufstellten, wurde durch den Kampf gesteigert, den im Nachbarlande Böhmen die immer begehrlicher werdenden Tschechen gegen unsere Volksgenossen führten.

Die Haupttaten der deutschen Geschichte der Gegenwart sind nicht auf kriegerischem Felde zu suchen, obwohl unsere Helden in den Kolonien und auf dem Boden Chinas genug Lorbeeren geerntet haben; sie liegen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, der Technik, des Handels und der Industrie, endlich der Banken, die nicht am letzten Ende zur Erschließung fremder Länder und zur Förderung heimischer Interessen beigetragen haben.

Die Geschichtswissenschaft machte durch Ausgrabungen und die kritische Methode die größten Fortschritte. Ein ganzes Drittel, die Zeit von 4000 bis 2000 v. Chr., wurde der Geschichte neu hinzugefügt. Der Weltverkehr der Gegenwart erzeugte andere Maßstäbe. Das Zeitalter Washingtons und Napoleons war in die Breite und Tiefe gegangen. Entdeckungsfahrten in allen Meeren und in allen Wissenschaften. Die Menschen, die damals lebten, hatten genug damit zu tun, das Entdeckte auszumessen und es sich selbst so recht erst zum Bewußtsein zu bringen. Die dauernde Berührung mit anderen Welten als der Antike hatte das Bewußtsein heller und schärfer gemacht. Es zeigte sich jedoch auch hier wiederum, daß zu wache Erkenntnis oft dem Handeln feindlich ist. Der Philosoph steht über den Parteien, und wer seine Liebe zergliedert, hat sie meist schon verloren. So kommt es, daß gerade die höchste Ausbildung einer Wissenschaft zugleich das Ende ihrer Fruchtbarkeit darstellen kann. Kein Zeitalter hat größere Entdeckungen in der alten Geschichte gemacht als das gegenwärtige. Ausgrabungen mit glänzendem Erfolg, gründliche Sichtung und Bewältigung des ungeheuren Stoffes, einschneidende Kritik haben uns den Werdegang des Altertums in einer Weise kennen gelehrt, wie sie allen früheren Geschlechtern verborgen war. Aber wo ist die Freude, der Enthusiasmus, die Liebe, die einst die Bibel bei Luther und Philipp Jakob Spener, die das Griechentum bei Goethe, Wilhelm von Humboldt und Hölderlin erregte? Wir besitzen unendlich viel mehr Kunstwerke sowohl aus dem alten Orient als aus hellenischem Boden und haben durch die Erleichterung des Verkehrs unendlich viel mehr Möglichkeiten, die herrlichen Gebilde auch wirklich zu sehen: was aber

ist unsere Begeisterung gegen die eines Lessing, der fast keine Originale sah, oder auch Winckelmanns, der sich mit so wenigen begnügen mußte! Der neue Typ eines Luftschiffes oder Automobils würde jetzt mehr Besucher um sich sammeln als eine neu ausgegrabene Götterstatue des Praxiteles.

Kritik! Sie ist die schärfste, glänzendste Waffe unserer Zeit, sie lehrt das Leben verstehen, aber sie streift auch den Blumenstaub ab und verscheucht die wohltätigen Nebel, die nach der Erfahrung des Landmanns für das Säen so günstig sind. Die Kritik ordnet und beurteilt vergangenes, aber sie schafft kein neues Leben. Ein Zeitalter des Rationalismus, des Materialismus und Atheismus zog herauf. In der Politik kam das Wirtschaftsinteresse, kam die Arbeiterpartei in die Höhe. Auch die bürgerliche Gesellschaft verlor allmählich ihre Ideale, gerade deshalb, weil sie zumeist verwirklicht waren, und ergab sich den Alltagsgenüssen.

Die alte Zeit mit ihrer zündenden Begeisterung ist unwiederbringlich dahin. Der Neuzeit geht es wie Fafner: sie besitzt. Wo keine Not ist, da ist kein Verlangen; wo kein Entbehren, da erblüht keine Sehnsucht. Nun ist aber in das bürgerliche und das Staatenleben der jüngsten Gegenwart die Not doch wieder eingekehrt und hat zu neuen Forderungen, zu neuen Idealen aufgestachelt. Pflichten machen sich geltend, von denen wir früher nichts wußten, Aussichten haben sich eröffnet, von denen niemand träumte: The white man's burden, von der Rudyard Kipling spricht; das Bedürfnis, sich im Konkurrenzkampf zu behaupten und weltferne Völker zu beherrschen; soziale Bedrängnis und Imperialismus.

Der Zug der Zeit begünstigte die Naturwissenschaften. Koch, Behring, Kitasato, Yersin, Aoyama bildeten die Lehre von den Bakterien und Bazillen aus. Das Ehepaar Curie in Paris entdeckte das Radium. Telephon und Phonograph machten große Fortschritte; die drahtlose Telegraphie ward von Marconi erfunden. Automobil und Luftballon werden Elemente des Weltverkehrs. Vom Stahlguß gelangt man zu den nahtlosen Röhren Mannesmanns. Deutsche Anilinfarben erobern die Welt. Künstlicher Indigo wird hergestellt. Die Chirurgie macht die kühnsten Operationen; die Asepsis wird bis zur Vollkommenheit ausgebildet.

Dem ungeahnten Kolonialaufschwung ging eine bis dahin unerhörte wirtschaftliche Entwicklung zur Seite. Alles ging ins Massenhafte, Kolossale. Hatte die Zeit kurz vor der Renaissance den Übergang aus der ursprünglichen Natural- in die einfache Geldwirtschaft gesehen, so vollzieht sich in der Gegenwart ein Übergang zum Großhandel, zur Großindustrie und zur Großfinanz. Die römische Kaiserzeit, die Handelshäuser der Hospitaliter und der Templer und die Epoche Laws haben bereits das Anhäufen großer Geldsummen gesehen, aber all das war wenig gegen heute. Bevölkerung und Industrie sind jetzt gewaltig gewachsen. Europa hatte 1800 ungefähr hundertachtzig, jetzt vierhundertfünfzehn Millionen Seelen. Der außerordentlichen Zunahme der Bevölkerung, der stehenden Heere, der Industrie, der Verkehrswege und des Handels entspricht die ungewöhnliche Zunahme der Banken, der Staatsanleihen, des flüssigen Kapitals, der Aktiengesellschaften und des Geldwesens überhaupt. Graf Goluchowski, der frühere österreichische Minister des Äußeren, sagte: „Die Kämpfe des zwanzigsten Jahrhunderts werden wirtschaftliche Kämpfe sein.“ In der Tat veränderte sich das ganze Aussehen der Weltgeschichte. Früher sprach man von Freiheit und Vaterland, von den Rechten des Volkes und des Fürsten; jetzt wurden Differentialzölle, offene Tür, Erb- und Stempelsteuer und Staatsanleihen die Schlagwörter. Die Städte wachsen überall riesenhaft, um das Zehn- und Zwanzigfache. Newyork erhielt, zum Teil durch Einverleibung von Nachbarstädten, dreieinhalb Millionen Seelen, London fast sechs. Vorbedingung des wirtschaftlichen Aufschwungs war die gesteigerte Ausbeute an Edelmetallen, von der wir nachstehend nochmals eine Übersicht geben. Man rechnet, daß durch das Silber von Mexiko und Peru, das die spanischen Konquistadoren erbeuteten, und durch das Gold, das aus Japan floß bis zur völligen Erschöpfung dieses Landes, das Abendland um zwanzig Milliarden Mark reicher wurde. Der Gesamtzuwachs, der seit der Zeit der Konquistadoren bis auf die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts erfolgte, kann auf beiläufig dieselbe Summe veranschlagt werden. Hierauf lieferte das kalifornische Gold fünfeinhalb und das australische viereinhalb Milliarden Mark. Die neueste Epoche ausgiebiger Edelmetallgewinnung zerfällt in zwei Perioden. Durch die Erschließung von Kolorado, Newada und neuer Minen in Mexiko wurde Silber in ungeheuren Mengen produziert. Im Jahre 1883 wurden nur dreihundert Millionen Mark Gold aus den Gruben der ganzen Erde geschürft. Mit der Verbesserung der Förderungsmittel


Abb. 420. Präsident Emile Loubet.

und der Lösung des Edelmetalles aus dem Erze durch elektrische und Zyanidanalysen hob sich sodann die Goldproduktion. In Coolgardie (Westaustralien), auf dem Witwatersrand, im Aschantiland, in Kolorado wurden Funde gemacht, in Ostsibirien erschlossen sich neue Goldquellen in dem Alluvium der Seja, eines nördlichen Nebenflusses des Amur. In den älteren Produktionsländern aber, in Kalifornien, am Altai, in China ist ebenfalls durch gesteigerten Betrieb die Ausbeute um dreißig bis fünfzig Prozent gestiegen; nur im Ural, der anscheinend erschöpft ist, ist sie gesunken. Durch all diese Umstände war die Weltausbeute an Gold im Jahre 1899 auf eintausendzweihundert Millionen Mark gestiegen und hat sich bis 1904 auf dieser Höhe behauptet. Der Transvaalkrieg riß zwar eine empfindliche Lücke, die aber durch die große Vermehrung in den Vereinigten Staaten, das allein jetzt eine Viertelmilliarde an Gold jährlich liefert, und durch den neuesten Aufschwung an der afrikanischen Westküste einigermaßen ausgefüllt wurde. 1907 sah eine Goldausbeute der Erde von eintausendsechshundertfünfzig, 1909 von rund eintausendachthundert Millionen Mark. Trotz des furchtbaren Preissturzes kommt auch Silber in von Jahr zu Jahr größeren Summen zur Förderung; in Silber nimmt ebenfalls die Nordamerikanische Union die erste Stelle ein. Am meisten aber von allen Metallen hat sich die Gewinnung von Kupfer vermehrt, das freilich für Telegraphenkabel und sonstige Zweige der Elektrotechnik wichtiger ist als für das Münzwesen. Die größte Kupfermine der Welt ist zu Anakonda in Montana. Sehr beachtenswert ist, daß weitaus die überwiegende Mehrheit der Gold-, Silber- und Kupfergruben der Welt sich in angelsächsischen Händen befindet, allerdings nicht ohne die Mitwirkung jüdischer Kapitalisten, wie besonders der Rothschild.



Abb. 421. An der Wasserstelle. Nach der Originalzeichnung von O. Gerlach.

Die gewaltigen Massen von Edelmetallen, die in den letzten Jahrzehnten ans Licht kamen, haben die Unterlage zu den enormen finanziellen Unternehmungen der Gegenwart geliefert, die an Großartigkeit alles früher in der Weltgeschichte Dagewesene hinter sich lassen. Carnegie gründet einen Eisentrust von viereinhalb Milliarden Mark; Morgan versucht es, die Hauptschiffahrtslinien der Erde zu einer einzigen Gesellschaft zu vereinigen, er „kontrolliert“ mit seinen Banken vierzehn Milliarden Mark. Zu einem so zweifelhaften Unternehmen wie dem Durchstich der Panamalandenge kommt eine Milliarde in den unteren Volksschichten Frankreichs zusammen. Selbst ein finanziell so schwacher Staat wie Rußland erhält ohne weiteres die Summen zur Erbauung einer auf lange Zeit hinaus nicht rentablen Bahn, die Tausende von Kilometern unergiebigen Landes durchzieht. Die Sibirische Bahn, die mit der Mandschurischen zusammen zwei Milliarden Mark kostete, hat bisher noch nie auch nur die Betriebskosten aufgebracht.

Ackerbau, Fabriken, Reederei, Kolonisation, alles ist Börsengeschäft geworden. Und die Börse, die Hochfinanz beeinflußt wieder die Politik. Man erlangt auch ohne Kriegschiffe durch wirtschaftliche und finanzielle Eroberung die maßgebende Stellung in fremden Ländern. Die Deutschen sollen achtzehn, die Engländer siebzig Milliarden in fremden Werten angelegt haben. Eisenbahn- und Staatsanleihen sind oft, wie in Peru und China, der erste Schritt zur Abhängigkeit eines Landes, sind aber zugleich das wichtigste Mittel, die Hilfsquellen eines Landes zu erschließen.

Im alten Athen trat der Landadel unter Aristides dem Handels- und Flottenbedürfnis der Bourgeoisie unter Themistokles entgegen; beim Ausgang des Mittelalters wandten sich die Ritter mit ihren Burgen und Dörfern gegen die Städte mit ihren Märkten und Schiffen. In neuester Zeit kämpfen die Agrarier gegen die Börse, der Großgrundbesitz gegen die Industrie. Die Agrarier verschließen sich den Verkehrsbedürfnissen einer modernen Großmacht und die Gegner wollen nicht einsehen, daß das Hochziel eines Volkes nicht die Anhäufung möglichst



Abb. 422. Verteidigung eines Geschützes gegen den Angriff der Herero



: Kämpfen am Waterberg. Nach der Originalzeichnung von O. Gerlach.


Abb. 423. Hauptmann Francke.


Abb. 424. Generalmajor Leutwein.

vieler Millionen, sondern das Schaffen eines gesunden, edlen Menschentypus ist. Die Großstädte befördern die feinere Bildung und den Volkswohlstand, aber sie verderben auch sittlich und leiblich die Rasse. So hat die neuzeitliche Entwicklung in Rußland, Deutschland, England, Amerika und Italien eine Agrarkrisis und zugleich die Krisis des städtischen Proletariats geschaffen. Übergänge bahnen sich jedoch bereits an, vornehmlich durch die Verbindung von Großgrundbesitz und Industrie, von Arbeiterstand und agrarischem Kleinbetrieb, von Häusermeer und Gartenstadt.

Wie die private und öffentliche Geldwirtschaft, so haben die Kulturbewegungen den Zug ins Massenhafte, Universelle. Eine Erfindung, die ein deutscher Arzt oder ein Yankeetechniker machte, ist in wenigen Wochen auf der ganzen Erde bekannt, ebenso eine neue Pariser Mode. Ein englischer Roman wird in fünf Weltteilen gelesen, eine deutsche Oper überall gespielt, japanische Kunstwerke allerorts verkauft, den Reden der Heilsarmee und des „Christian Endeavor“ wird überall gelauscht. Eine ebenmäßige westliche Kultur entsteht, die durch die Ausfuhr ihrer Erfindungen, Trachten, Sitten und Anschauungen auch den Osten in ihren Bannkreis zieht. Die jedermann zugängliche Gemeinkultur wird jedoch, wie ein Bergstrom im lehmigen Flachland, durch die Ausdehnung ins Breite, Formlose getrübt und verfärbt. Stillosigkeit, Synkretismus, Eklektizismus reißen ein, eine Mischung der künstlerischen, religiösen und gesellschaftlichen Zustände und Weltanschauungen. Das erzeugt dann Einförmigkeit und soziales Nivellieren. Im Staate hat es die Folge, daß dem Streben nach äußerer Expansion, nach Rassenherrschaft, nach Wechsel des Regierungspersonals oder -systems ein Sichbeschränken auf inneres, bürgerliches Gedeihen, ein Trachten nach Wechsel der Gesellschaftsordnung entgegentritt. Wie auf die Adelsherrschaft die Bourgeoisie gefolgt war, so will sich der Arbeiter an die Stelle der Bürgerschaft drängen. Zugleich versucht er, dem volklichen Prinzip entgegen, sich mit den Arbeiterschaften anderer Rassen und Länder ins Einvernehmen zu setzen.

Eine ähnliche Erscheinung von Mittelpunktsucht und -flucht, wie sie sich in dem Abweisen und Betonen äußerer Politik, in dem Gegensatz von sozialer Konzentration und militärischer Expansion offenbart, zeigt sich in dem Spezialisieren und Generalisieren der Wissenschaft. Einerseits werden die verschiedenen Fächer im Inneren ausgebaut und immer schärfer und enger gesondert und in unendliche Unterfächer zerspalten, anderseits regt sich ein Trieb ins Weite, eine Sucht, neue Gebiete zu erobern und zu einem Imperium zusammenzuschließen. Den spezialistischen Tatsachensammlern mit ihrer Vertiefung in den gegebenen Einzelfall steht die vergleichende Forschung mit weltweiten Theorien gegenüber. Wie ferner der Sozialismus ein unpersönliches Regiment statt einer individualistischen, persönlichen Regierung errichten will, so bekämpfen sich in der Wissenschaft, insonderheit der modernen Geschichtsforschung, die Vertreter der Allgemeingesetze, der Notwendigkeit, und die des individuellen Wirkens, der Freiheit.

Die gleiche Erfahrung wiederholt sich in der großen Politik. Die Union warf sich auf Spanien und beraubte es seines überseeischen Kolonialreiches in Westindien und Ostasien. Der Vorgang hat zugleich eine Annäherung an Europa und eine Entfremdung erzeugt. Eine Annäherung, insofern als die Yankee dadurch in die Reihe der Großmächte eintraten und in militärischen und diplomatischen Dingen sich europäischen Sitten und Grundsätzen anzupassen begannen; eine Entfremdung, insofern die


Abb. 425. Generalmajor von Deimling.

leichten Siege bei Manila und Santiago das Selbstbewußtsein der Yankee erheblich steigerten und in ihnen den neuweltlichen, panamerikanischen, europafeindlichen Gedanken beträchtlich verschärften. Die Annäherung, das stärkere Hinüberziehen in europäische Vorstellungen aus den utopistisch-weltumstürzenden Plänen der Fünfzigerjahre heraus, scheint jedoch überwiegend. Das zeigte sich auch in dem plötzlichen Wachsen des germanischen Gedankens, der noch immer fortlodernden Begeisterung für ein Bündnis oder wenigstens Freundschaft und innigere Kulturgemeinschaft mit Großbritannien oder mit Deutschland.

Das Allangelsachsentum ist das bislang wichtigste Erzeugnis des neuzeitlichen Nationalismus. Es war oben von der Zentrifugal- und -petalkraft die Rede, die sich im Ausdehnen und Zusammenziehen

der Staatswesen offenbare. In Großbritannien ist die erste Schlacht auf diesem Gebiete geschlagen worden. Die Manchesterleute und Gladstone wollten von dem ganzen Kolonialbetrieb durchaus nichts wissen und hätten am liebsten alle Kolonien sich selber überlassen. Das war der Bürger gegen den Eroberer. Dagegen erhoben sich die Leute der Expansion und des Imperialismus, die seit dem Beginn der Achtzigerjahre Oberwasser erhielten. Nun kamen wieder Männer wie Froude, die wollten zwar ein Greater Britain, aber ein nationales, nur solche Kolonien, die von Briten nicht nur regiert, sondern auch besiedelt waren; der Erwerb Ägyptens und Afghanistans, den Disraeli, Seeley und Dilke forderten, war ihnen ein Greuel. In jüngster Zeit wurden indes die maßgebend, die wie Chamberlain nicht nur Imperial Federation und Besiedlungsneuländer, sondern auch tropische Länder mit farbiger Bevölkerung, kurz so viel wie möglich haben wollten.

Dieselben Kräfte sind in Rußland, Amerika und Deutschland am Werk. Rußland möchte zugleich ganz Asien haben und die südeuropäischen Slawen zu sich hinüberziehen, eine Vereinigung von über- und gegenvolklicher Regierung und rassenhaftem Volkstum, von Weltherrschaft und Panslawismus. In Amerika kämpfen Allangelsachsentum und iro-teutonischer Amerikanismus um den Vorrang; das erstere gewöhnlich mit der Lust an tropischen Kolonien im Bunde, der letztere durchgehends wider jede Ausdehnung. In Deutschland gewahren wir gleichfalls die Flotten- und Ausdehnungsfreunde Schulter an Schulter mit den Alldeutschen, während die sozialistischen und kleinbürgerlichen Parteien gegen „uferlose" Pläne sind. Die Froudesche Richtung ist bei uns noch wenig entwickelt, doch wird sie etwa durch die Österreicher vertreten, die ein volkliches Großdeutschland anstreben, ohne sich um Kolonialpolitik sonderlich zu kümmern.

So bildete sich gegen das internationale Weltbürgertum der Nationalstaat und über diesem der Volksverband und der Weltstaat.


Abb. 426. Generalleutnant von Trotha.

Neben dem Allangelsachsen-, Allslawen- und Alldeutschtum erhebt sich unsicher und schwankend im Zionismus ein Alljudentum. Hierin ist Religion und Rasse vereinigt. Bloß die Religion ist berücksichtigt im Allbuddhisten- und Allmohammedanertum; ersteres feiert Japan als Schutzmacht, der Panislamismus sieht im Sultan oder auch — in jüngster Zeit — im Khedive sein Haupt.

Der äußeren Zusammenziehung und Ausdehnung der Staatswesen entspricht ein gleicher Gegensatz in der Wirksamkeit des Staates nach innen, ein Gegensatz zwischen nivellierender Allgemeinheit und individualistischer Besonderheit. Die erstere Anschauung gipfelt im Sozialismus, der will, daß der einzelne nichts, der Staat alles sei, letztere im Anarchismus, der will, daß der Staat nichts und der einzelne alles sei. Marx und die Gesetzgebung für das Gemeinwohl gegen Nietzsche und seine Züchtung des Herrenmenschen. Der unversöhnliche Gegensatz verliert sich im Volkstum. Hier ist ein großes Gemeinsames und zugleich ein sorgfältig gepflegtes Besonderes. Partikularismus, Provinzialismus, Ortsfarbe in Tracht, Kunst, Mundart, Gesinnung, aber Durchdringen der kleinsten Sonderbildung mit dem Gesamtvolksgeist, Spiegeln der Sonne im Meer, in den Bächen, im Tautropfen. Das volkliche Betonen auch geringster Eigenart ward vermutlich durch die vergleichende Wissenschaft geweckt, durch Linguistik und Ethnographie, ist aber offenbar zugleich eine Rückwirkung gegen Universalkultur. Wir haben eine unterschiedlos fast alle Rassen und Länder umfassende Weltpost, ein Weltseerecht, eine Genfer Konvention — Dinge, an denen auch morgenländische Staaten teilhaben —, wir hatten 1893 zu Chikago einen Weltkongreß der Religionen, beinahe jährlich eine Zusammenkunft von Vertretern jedes Faches der Wissenschaften, einen Friedenskongreß, soziale Kongresse, wir haben Weltindustrie- und -kunstausstellungen, an denen sich ebenfalls die asiatischen Staaten mit Eifer beteiligen, und haben so eine Weltkultur sich entwickeln sehen. Wie aber schon so mancher Arbeiter erkannt hat, daß er sich nun und nimmer mit einem fremden Arbeiter und Mitbewerber vertragen kann, daß das Kapital zwar international, die Arbeit aber stets national ist: so haben auch die Künstler sich zu der Anschauung durchgerungen, daß ihnen mit einer verschwommenen Weltkunst, die Dichter, daß ihnen mit einer Weltliteratur nicht gedient sei, und den Völkern ist die Überzeugung aufgegangen, daß sie nur aus eigenem Boden, aus der Heimatumgebung die beste und höchste Kraft schöpfen können.



Abb. 427. Landung japanischer Truppen an der Küste von Korea. Nach der Originalzeichnung von A. Kircher.

Das Erwachen des volklichen Bewußtseins ward der Ursprung Neudeutschlands und Neuitaliens, es erzeugte die Balkanstaaten, das moderne Japan, den Widerstand der Tagalen gegen die Spanier und Yankee, den Streit zwischen Engländern und Buren. Wenn aber das Wachstum des volkstümlichen Gedankens viele alte Fragen, an deren Lösung Jahrhunderte und Jahrtausende verzweifelt hatten, befriedigend geordnet hat, so sind auf der anderen Seite eben dadurch viele neue Probleme entstanden, deren Verlauf wir noch nicht absehen können. Nicht zufrieden mit ihrem jungen Königreich, wünschen die Italiener auch Nizza und Dalmatien und Triest; die Russen entdecken ihre Verwandtschaft mit den Südslawen und wollen sie unter ihren Schutz bringen; die Neger der Vereinigten Staaten sehnen sich nach Afrika zurück. Die jüngsten Weltstaatverwicklungen haben die Fülle der Probleme um neue vermehrt: den Rassengegensatz auf Formosa und Kuba, in der Türkei und Brasilien. Die brennendste aller dieser Fragen ist gegenwärtig das Zerfallen Österreichs in verschiedene Volkheiten, ein Vorgang, durch den auch Deutschland berührt wird. Wir haben überallhin verstreut Volksgenossen im Ausland: in den Ostseeprovinzen, in Amerika, in der Schweiz, in Natal, in Syrien, vor allem aber in Österreich. Die Bedürfnisse des Volksverbandes erheischen einen Zusammenschluß der Deutschen südlich und nördlich der Eger und Donau, aber die staatlichen Hindernisse sind zu groß.

Ebenso verbreitet wie wir auf dem Angesicht der Erde sind bloß noch die Engländer. Für sie ist der Volksverband bereits eine vollzogene Tatsache, aber ihre Aufgabe war auch ungleich leichter als unsere. Es handelte sich bei ihnen einfach darum, britische Kolonien, die von Briten gegründet und größtenteils auch besiedelt waren, die Jahrzehnte schon zu Großbritannien gehört hatten, noch etwas enger und inniger mit dem Mutterlande zu verknüpfen. Störende Elemente waren allerdings in vielen Kolonien die unterworfenen Fremdrassen: in Kanada die Franzosen, am Kap die Buren, auf Mauritius und den Seychellen, in Guayana und Westindien die Kreolen. Der Verlauf war nun so, daß zuerst ein örtlicher Verband benachbarter Kolonien ausgeführt oder geplant, dann die Möglichkeit einer allgemeinen Reichsföderation ins Auge gefaßt wurde. 1867 ward die Dominion of Canada, von der sich nur Neufundland ausschloß, geeinigt; 1873 brachte Lord Carnarvon den Gedanken eines südafrikanischen Bundes auf; 1901 wurde nach zwei Jahrzehnten schwankenden Mühens das Commonwealth of Australia, dem

jedoch Neuseeland fehlte, zur Tat; 1909 die Südafrikanische Union, deren erster Generalgouverneur Herbert Gladstone, der Sohn des mehrfach genannten liberalen Premierministers, wurde. Welch starke Wurzeln aber der Reichsgedanke selbst bei den entferntesten Kolonien gefaßt hat, zeigt nichts klarer als die bereitwillige Hilfe, die im Burenkriege Kanada, Australien, Zeylon, Jamaika, Singapore und Hongkong dem Mutterlande in Südafrika leisteten.

Den engeren Zusammenschluß des ganzen Reiches plante vor allen der Kolonialminister Joseph Chamberlain. Er dachte an einen allbritischen Zollverein. Der Gedanke ist auf fünf Kolonialkongressen erörtert und jedesmal ein wenig seiner Verwirklichung nähergeführt worden: 1887 zu London, 1893 zu Toronto, 1897, 1902 und 1907 zu London. Chamberlain hatte zugleich dem Deutschen Reich ein zweites Mal, 1901, ein Bündnis angeboten; wieder vergeblich. Um endlich aus der „glänzenden Vereinsamung" (splendid isolation) herauszukommen, schloß England Ende Januar 1902 ein Bündnis mit Japan und näherte sich seit dem Spätsommer 1903 den Franzosen. König Eduard (Abb. 419) besprach sich mit Loubet (Abb. 420) und wurde von den Parisern — ein Jahr nach dem Burenkrieg — bejubelt. Schon längst war die marokkanische Frage am Horizont heraufgedämmert. Sie schwoll jetzt immer bedrohlicher an. Man stellte folgende Punkte auf. Frankreich sollte auf seine Fischerei- und andere Rechte in Neufundland, das letzte Andenken an seine kanadische Herrlichkeit, verzichten und damit einen von Kanada und Britisch-Neufundland immer aufs neue ausgesprochenen Wunsch erfüllen. Es sollte ferner zu Gunsten Australiens seine Ansprüche auf die Neuen Hebriden fallen lassen. Der englischen Regierung wäre in beiden Punkten ein großer Gefallen geschehen, denn sie hätte damit zwei Beschwerdepunkte der mächtigsten Kolonien, die ihr schon lange bittere Verlegenheiten bereiten, aus der Welt geschafft und ein neues Anrecht auf den Dank seiner Kolonien erworben. Ferner sollte Frankreich seine letzten Rechte in Ägypten aufgeben und damit die Abschaffung der dortigen internationalen Gerichtshöfe und Schuldenverwaltung ermöglichen. Das mußte Englands immer noch nicht ganz sichere Stellung im Nillande stärken und es in den Stand setzen, die letzten Bande mit der Türkei zu zerschneiden. Endlich sollte sich Frankreich damit einverstanden erklären, daß die Küste Marokkos, das heißt vor allem Tanger, neutralisiert oder, besser gesagt, England ausgeliefert wird und daß das Land dem fremden Handel offen bleibt. Dafür sollte Frankreich im übrigen Marokko freie Hand erhalten. Italiens und



Abb. 428. Straßenkampf in Lin-schin-pu während der Schlacht am Scha-ho. Nach der Originalzeichnung von R. C. Woodville.

Spaniens; Zustimmung wurde gesichert. Der Punkt mit Neufundland wurde fallen gelassen. Alles andere aber wurde genehmigt und der Vertrag Mitte März 1904 veröffentlicht. Von Deutschland wurde er nicht anerkannt.



Abb. 429. General Kuropatkin besichtigt die Vorpostenstellungen. Nach der Originalzeichnung von O. Gerlach.

Der Zusammenschluß der englischen Staaten war, wie gesagt, verhältnismäßig leicht. Da umgekehrt das Zusammengehen aller deutschen und niederdeutschen Staaten noch in der Ferne liegt und zudem von vielen, selbst wenn verwirklicht, für nicht ausreichend erachtet wird, um im Weltenkampf ums Dasein zu bestehen, so ist man auf den Gedanken Napoleons und der Heiligen Allianz zurückgekommen, einen festländischen Verband zu schaffen. Im Jahre 1904 wurde der Mitteleuropäische Wirtschaftsverein gegründet, der seine Spitze gegen Amerika, aber auch gegen England richtet. Mehr als theoretische Bedeutung hat er jedoch nicht gewonnen.

Das Deutsche Reich hatte seit 1871 keinen Krieg mehr gehabt. Einige Feldzüge hatten ja allerdings über See stattgefunden, wie der Zug von Scheles gegen die Wadschagga am Kilimandscharo, wie der Kampf Leutweins gegen die Witboi, wie namentlich der Boxerfeldzug. Einen regelrechten Krieg brachte das Jahr 1904, den Krieg in Südwestafrika, der drei Jahre dauerte, die Sendung von fünfzehntausend Mann und einen Aufwand von dreihundert Millionen Mark erforderte. Der Aufstand begann mit einer Niedermetzelung von mehr als zweihundert Weißen. Die Herero wollten alle Deutschen ins Meer treiben. Es waren Schreckenstage, die von Greueln aller Art gezeichnet waren.



Abb. 430. Marschall Nodzu.

Doch fehlte es nicht an Lichtblicken. Hauptmann Franke (siehe Abb. 423 und die Kunstbeilage) und andere Helden leisteten Unerhörtes. Auch Leutwein (Abb. 424) beteiligte sich noch eine Zeitlang an den Gefechten; dann wurde er abberufen und durch Generalleutnant von Trotha (Abb. 426), der schon früher einmal die Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika befehligt hatte, ersetzt. Bedeutende Verstärkungen wurden gesandt, weder an Pferden noch an Proviant wurde gespart. Leider waren jene verspäteten Maßregeln nicht wirksam genug, da es zu sehr an Verkehrsmitteln fehlte. Man mußte es schwer bereuen, den Bau von Bahnen so lange hintangehalten zu haben. Schlimmer als der Feind war die unerbittliche Natur, die Hitze und Trockenheit und das schlechte Trinkwasser des Landes. Mehr Leute gingen denn auch am Typhus zu Grunde als an den Kugeln des Feindes. Der Hauptschlag geschah am Waterberg im August 1904. Durch konzentrische Bewegungen wurden die Herero wie das Wild zusammengetrieben; nur wenige entrannen nach dem großen Durstlande der Kalahari. Schon glaubte man die Gefahr vorüber, als im Oktober die Hottentotten aufstanden. Ihre Erhebung war gefährlicher



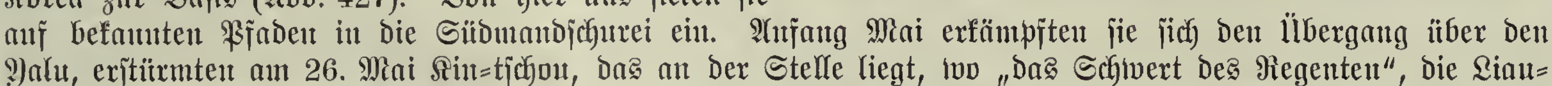
Abb. 431. General Nogi.

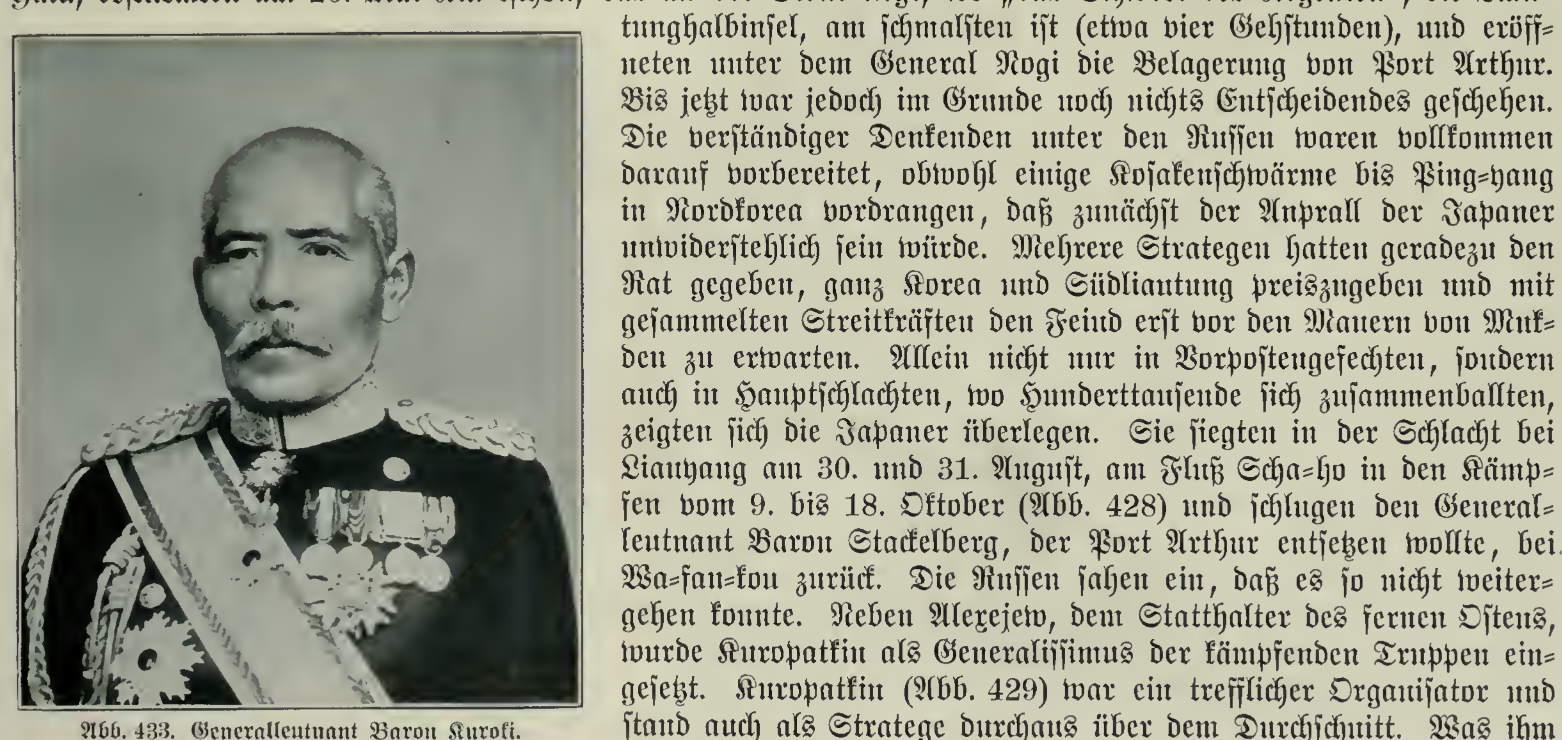


Die Ausschiffung Kaiser Wilhelms II. vor Tanger.
Nach dem Gemälde von Willy Stöwer.

und dauerte länger als die der Bantustämme im Norden. In den nun folgenden Kämpfen tat sich besonders der Oberst, spätere Generalmajor von Deimling (Abb. 425) hervor, ferner Major Siebert, der bei den Karasbergen einen blutigen Sieg erfocht. Erst mit dem Tode Morengas im Frühling 1907 war der lange und verlustreiche Krieg beendet. Während aber früher jedermann über die Kosten der Kolonialpolitik wetterte, hat gerade dieser kostspielige Krieg die Liebe für die Kolonien entflammt. Die Abbildungen 421 und 422 geben einige Szenen aus diesen Kämpfen wieder.


Abb. 432. Marschall Oyama, der japanische Höchstkommandierende in der Mandschurei. Nach der Zeichnung eines japanischen Malers.

Im Februar 1904 kam es auch an einem anderen Ende der Erde zu einem ernsten Zusammenstoß. Die Spannung zwischen dem Mikado und dem Zaren war unerträglich geworden. Der Krieg war unvermeidlich. Die Umtriebe einiger russischer Spekulanten, die eine Holzkonzession am Yalufluß erlangt hatten, gaben nur den äußeren Anlaß dazu. Die Japaner aber waren viel besser gerüstet, denn die Russen glaubten immer, es werde doch nicht zum Äußersten kommen, und waren zudem davon überzeugt, sie würden mit leichter Mühe die „Halbaffen“ zersprengen. Auch in Deutschland war man in dem Glauben, daß es zum Krieg nicht kommen werde, und erwartete nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten, daß der Zar unbedingt siegen würde. Am 5. Februar 1904 brachen die Japaner die diplomatischen Beziehungen zu Rußland ab. Am 9. Februar kamen japanische Torpedoboote vor Port Arthur an und setzten mehrere feindliche Panzerschiffe außer Gefecht. In der Seeschlacht vom 13. April wurde die russische Port Arthur-Flotte besiegt. Der Aufmarsch der japanischen Landheere nahm Korea zur Basis (Abb. 427). Von hier aus fielen sie

auf bekannten Pfaden in die Südmandschurei ein. Anfang Mai erkämpften sie sich den Übergang über den Yalu, erstürmten am 26. Mai Kin-tschou, das an der Stelle liegt, wo „das Schwert des Regenten“, die Liautunghalbinsel, am schmalsten ist (etwa vier Gehstunden), und eröffneten unter dem General Nogi die Belagerung von Port Arthur. Bis jetzt war jedoch im Grunde noch nichts Entscheidendes geschehen. Die verständiger Denkenden unter den Russen waren vollkommen darauf vorbereitet, obwohl einige Kosakenschwärme bis Ping-yang in Nordkorea vordrangen, daß zunächst der Anprall der Japaner unwiderstehlich sein würde. Mehrere Strategen hatten geradezu den Rat gegeben, ganz Korea und Südliautung preiszugeben und mit gesammelten Streitkräften den Feind erst vor den Mauern von Mukden zu erwarten. Allein nicht nur in Vorpostengefechten, sondern auch in Hauptschlachten, wo Hunderttausende sich zusammenballten, zeigten sich die Japaner überlegen. Sie siegten in der Schlacht bei Liauyang am 30. und 31. August, am Fluß Scha-ho in den Kämpfen vom 9. bis 18. Oktober (Abb. 428) und schlugen den Generalleutnant Baron Stackelberg, der Port Arthur entsetzen wollte, bei Wa-fan-kou zurück. Die Russen sahen ein, daß es so nicht weitergehen konnte. Neben Alexejew, dem Statthalter des fernen Ostens, wurde Kuropatkin als Generalissimus der kämpfenden Truppen eingesetzt. Kuropatkin (Abb. 429) war ein trefflicher Organisator und stand auch als Stratege durchaus über dem Durchschnitt. Was ihm


Abb. 433. Generalleutnant Baron Kuroki.

fehlte, war rücksichtslose Entschlossenheit. Allein selbst der beste General hätte bei den ungeregelten Zuständen der russischen Landesverteidigung nichts Hervorragendes leisten können. Die Kanonen trugen nicht so weit wie die japanischen, Proviant und Munition gaben zu vielen berechtigten Klagen Anlaß und im Offizierkorps herrschte eine Zuchtlosigkeit, wie sie im Lager des Prinzen Soubise bei Roßbach gewesen sein muß. Ausgezeichnet hat sich in dem ganzen Feldzug eigentlich nur ein Mann deutscher Herkunft, der General Rennenkampf, jetzt Gouverneur von Odessa. Auf der Seite des Gegners gewannen am meisten Ruhm die Marschälle Oyama (Abb. 432) und der 1908 verstorbene Nodzu (Abb. 430), der Generalstabschef Kodama, der General Oku, der schon genannte Nogi (Abb. 431) und Generalleutnant Baron Kuroki (Abb. 433). Der Sieger von Hai-tscheng im Feldzug von 1894|1895, Katsura, war als Premierminister zu Hause geblieben — er sagte einst dem Verfasser, ihm selbst wäre es lieber gewesen, zu Roß als am grünen Tisch zu sitzen — und Marschall Yamagata war zu alt geworden. Kuropatkin verbrachte mehrere Monate mit der Reorganisation des Heeres. Auch errangen endlich die Russen einige Erfolge, die freilich von gedachter Reorganisation unabhängig waren. Das Wladiwostok-Geschwader umsegelte die Nordspitze von Japan und kaperte einige Schiffe in der Höhe von Wladiwostok, Aoyama (Nordspitze von Hondo) und Tokio; der Reitergeneral Linewitsch durcheilte mit seinen reisigen Scharen die Ostmongolei und machte einen unerwarteten Angriff auf Niu-tschwang. Die Entscheidung kam durch den Fall Port Arthurs (siehe die Kunstbeilage). Durch einen späteren, aufsehenerregenden Prozeß wurde klargelegt, daß die Hauptschuld an der zu frühen Kapitulation den General Fock trifft; aber auch Stößel, der sich lange in den Mantel eines Biedermannes hüllte, hat vielfach seine Befugnisse überschritten und hat nicht so viel Tapferkeit bewährt, wie man von einem Offizier in dieser Stellung erwarten kann. Eine gewisse Mitschuld trug die schlechte Vorsorge der Heeresverwaltung. Am letzten Tage des Jahres betrieb General Stößel, gegen den Rat der Mehrheit der Offiziere, die Kapitulation der Festung, die am 2. Januar 1905 vollzogen wurde. Inzwischen war eine große Flotte unter dem Admiral Roschdestwenskij aus der Ostsee ausgelaufen. Gleich im Kanal hatte die Flotte ein ärgerliches Abenteuer. Sie wurde, wie die Russen annahmen, von englischen



Abb. 434. Tibetaner beschießen das englische Lager bei Gyangtse mit Wallbüchsen. Nach der Originalzeichnung von H. W. Koekkoek.

Torpedobooten aufgehalten, die einen Handstreich in der Art Nelsons beabsichtigten, indem sie sich bei Hull unter englische Fischerboote mischten. Die Russen schossen. Es ist erstaunlich, daß die Engländer diesen Schlag verhältnismäßig ruhig einsteckten; sie scheinen eine Koalition des ganzen Festlandes befürchtet zu haben. Die russische Flotte teilte sich dann. Ein Geschwader fuhr durch den Suezkanal, ein anderes um das Kap der Guten Hoffnung. Die Geschwader trafen im Indischen Ozean wieder zusammen und übten eine Zeitlang in den Gewässern von Madagaskar. Von hier segelte man in direkter Fahrt nach Kambodscha, wo die Franzosen ihren Freunden bereitwillig Vorschub leisteten. Am meisten übrigens zeigte sich die Freundschaft der Franzosen auf finanziellem Gebiete: sie liehen dem Zaren die für den Krieg nötigen Milliarden.



Abb. 435. Der Palast des Dalai Lama in Lhassa.

England nutzte die Verlegenheit seines Erbfeindes aus, um in Südasien vorzudringen. Lord Curzon, der Vizekönig von Indien, war ohnedies stets für eine „starke Politik" gewesen. Er wurde darin von Lord Kitchener, dem Sieger von Khartum, unterstützt, was nicht hinderte, daß die beiden später in persönliche Händel gerieten. Curzon machte eine Fahrt nach dem Persischen Golf, wo die Engländer kurz zuvor die Hafenstadt Koweit besetzt hatten, und suchte den Eindruck zu erwecken, daß der Golf ein britischer Binnensee oder, wie der Kunstausdruck lautet, ein Mare clausum sei. Er setzte ferner, einigermaßen gegen den Willen der Zentralregierung in London, einen Feldzug nach Tibet durch. Mit dessen Ausführung wurde Oberst Younghusband betraut. Dieser hatte nur bei Gyangtse Schwierigkeiten (Abb. 434). Die Tibeter hatten die Verteidigung ihres Landes gänzlich vernachlässigt. Die Expedition hatte mehr gegen die Gletscher, die dünne Luft und die Schneestürme der Hochpässe anzukämpfen, als gegen die Bewohner. Im August 1904 besetzte Younghusband die Hauptstadt von Tibet, Lhassa. Der Dalai Lama, dessen Palast auf Abbildung 435 zu sehen ist, war kurz vorher aus seiner Residenz entflohen. Er begab sich nach Urga. Die Mongolei war damals in den Wirbel des ostasiatischen Krieges mit einbezogen worden. Japanische Agenten wiegelten Mongolen und Burjäten auf, dagegen war Herr de Groot für russische Interessen tätig. Auch die Chinesen mischten sich ein und veranlaßten den Mongolenfürsten Adatzin, zehntausend Mann in neuzeitlicher Art zu bewaffnen. Der Dalai Lama schwankte lange Zeit zwischen den Russen und der von den Engländern beratenen chinesischen Regierung; zuletzt, um allen Einflüssen zu entgehen, begab er sich in das unabhängige Gebiet der Tanguten, wo ihn ein deutscher Reisender, Dr. Tafel, der erste und einzige Deutsche, der je dieser Ehre gewürdigt ward, gesprochen hat.

Einen anderen Zug auf dem internationalen Schachbrett führte Kaiser Wilhelm aus. Er fuhr nach Marokko, wo das Vordringen der Franzosen auffällig geworden war. Durch seinen Besuch in Tanger — auf unserer Kunstbeilage sehen wir die Ausschiffung — wollte der Kaiser aller Welt dartun, daß auch Deutschland noch Interessen in Marokko wahrnehme und daß er für die Unantastbarkeit des Scherifenstaates eintrete. Einige Wochen darauf ging der deutsche Gesandte Graf Tattenbach mit glänzendem Gefolge nach Fez.

Durch die Übergabe von Port Arthur wurde die ganze Armee Nogis, die kaum weniger als siebzigtausend Mann betrug, frei. Sie marschierte denn auch sofort nach Norden ab, um die Truppen Oyamas, die ohnehin schon über dreihunderttausend Mann betrugen, zu verstärken. Trotzdem lagen sich noch wochenlang die beiderseitigen Streitkräfte untätig gegenüber. Am 26. Februar 1905 aber begann die größte Schlacht, nicht nur der Gegenwart, sondern der gesamten Weltgeschichte: die Schlacht von Mukden. Sie dauerte bis zum 10. März. Das Schlachtfeld erstreckte sich auf einhundertzehn Kilometer in west-östlicher und auf reichlich einhundertfünfzig Kilometer in süd-nördlicher Richtung. Die Zahl der Streiter mag auf siebenhunderttausend Mann geschätzt werden. Die Russen zogen sich zurück, entrannen aber, entgegen der Erwartung, der völligen Vernichtung. Die Truppen Nogis hatten sich nämlich bereits im Norden der feindlichen Stellung mit denen Kurokis vereinigt, allein Kuropatkin, „der Meister des Rückzuges" (dessen Gefangennahme schon von europäischen Zeitungen gemeldet wurde), brachte das Gros seiner Armee mitten durch diese bedrohliche Aufstellung ziemlich unversehrt hindurch (Abb. 436). Auch ist selbst durch diese ungeheure Schlacht im Grunde nur wenig ausgerichtet worden. Die Russen waren einen Breitegrad oder anderthalb zurückgedrängt worden. Man muß jedoch bedenken, daß sie eigentlich immer noch

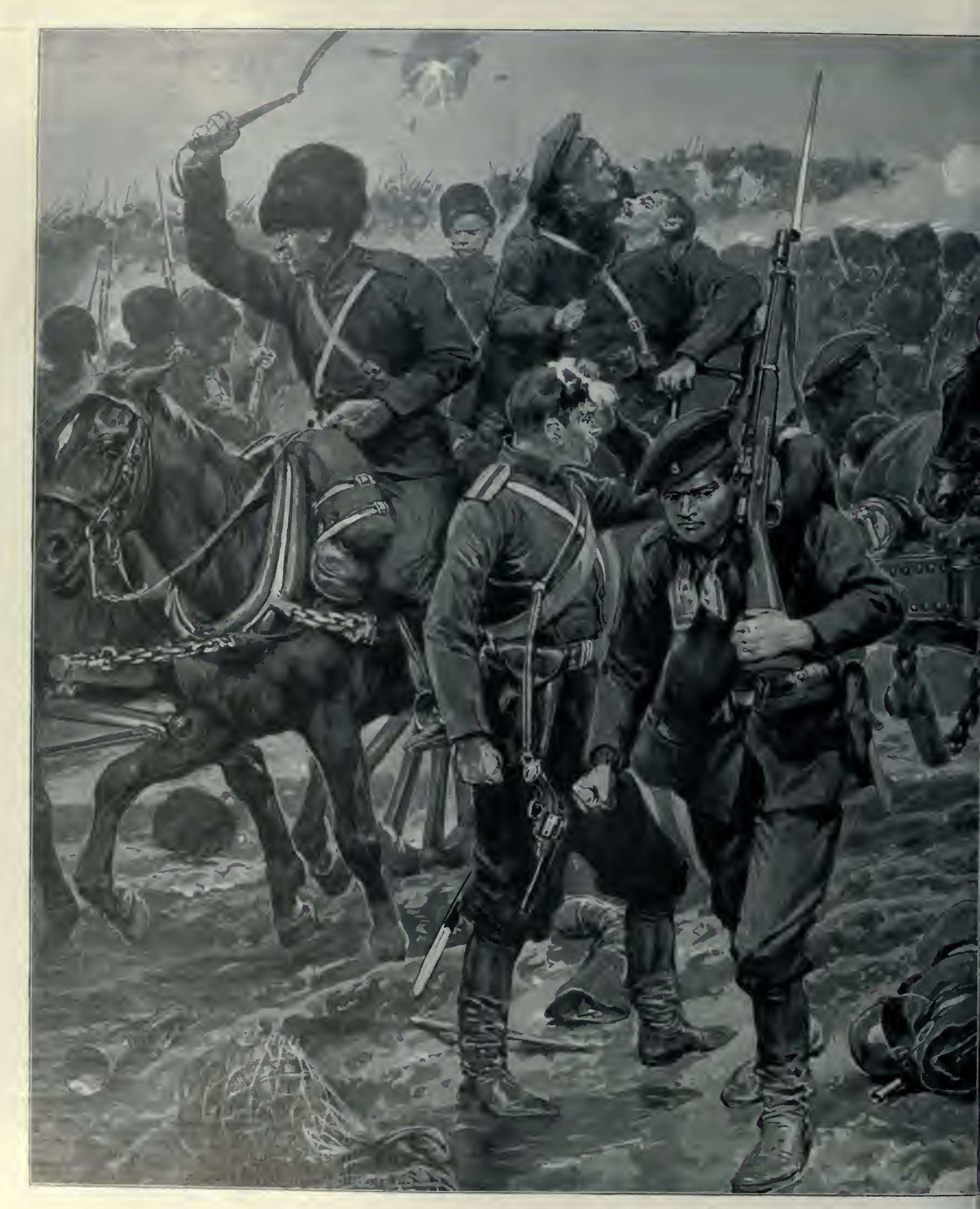


Abb. 436. Rückzug der Russen nach der Schlacht bei



[...]en. Nach der Originalzeichnung von R. C. Woodville.

auf fremdem Boden sich befanden. Der Elefantenleib des „heiligen Rußlands“ war noch gar nicht berührt. Alles hing an dem Schicksal der Flotte. Roschdestwenskij wählte — man weiß nicht, soll man es kühn oder naiv nennen — den alleroffensten, allergewöhnlichsten Weg nach Norden, nämlich an der Ostküste von Formosa her nach Tsushima zu, einer ansehnlichen Insel, die zwischen Südkorea und Japan die Brücke bildet. Dort wurde der Admiral am 27. Mai 1905 aufs Haupt geschlagen (Abb. 437) und geriet, selbst verwundet, in Gefangenschaft. Damit war der Krieg so ziemlich beendet. Im September wurden die Friedensverhandlungen zu Portsmouth (in Nordamerika) eröffnet. Bezeichnend ist, daß gerade Roosevelt sich ins Mittel legte. Er wünschte vermutlich nicht, daß die Japaner zu stark würden. Von einem gleichen Gedanken mögen die Verbündeten des Mikados, die Engländer, beseelt gewesen sein. Wenigstens weigerten sich beide angelsächsischen Mächte, noch fernerhin den Japanern Geld zu leihen. Am Ende ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit angelangt, sahen sich die Japaner nicht nur gezwungen, Frieden zu schließen, sondern auch auf eine Entschädigung, die sie so sehnlich erhofft hatten, zu verzichten. Es kam zu Volksaufständen in Tokio und Osaka, doch wurden sie ohne sonderliche Mühe unterdrückt. Dabei kam den Japanern noch zugute, daß in Rußland selbst seit Anfang 1905 eine revolutionäre Strömung sich geltend machte. Vielleicht war das russische Heer niemals in besserem Zustande als gerade im Sommer 1905, weshalb denn auch Graf Witte (Abb. 438), der als Bevollmächtigter Rußlands nach Portsmouth kam, so zuversichtlich auftreten konnte. Aber die Rücksicht auf die wachsende Gärung im Volke scheint denn doch auch die Ratgeber des Zaren beeinflußt zu haben. Sofort nach dem Friedenschluß kam die Unzufriedenheit zum offenen Ausbruch (Abb. 439). Ende Oktober



Abb. 437. Auffahrt der japanischen Flotte zu Beginn der Schlacht bei Tsushima.

sah sich der Zar veranlaßt, eine Verfassung zu erteilen. Trotzdem kam es sofort danach zu blutigen Pöbeldemonstrationen und Ende Dezember gar zu einem bewaffneten Aufstande, der namentlich in Moskau äußerst bedrohliche Formen annahm und beinah zum Siege der Demokratie geführt hätte. Die Disziplin des Militärs bewährte sich jedoch. Der Aufstand wurde im Blut erstickt. Aber die konstitutionelle Bewegung durfte sich doch zunächst entfalten. Die Duma wurde einberufen und vom Zaren feierlich eröffnet (siehe die Kunstbeilage). Sie war ultrarevolutionär. Daher dauerte ihr Leben nur vom März bis zum Juli 1906. Ihrer Auflösung folgte die Meuterei von Sweaborg. Einer zweiten Duma, die schon bedeutend milder war, ward dasselbe Schicksal der Auflösung zu teil. Die dritte

Duma, die im Herbst 1907 zusammentrat, war so regierungsfreundlich, daß die Selbstherrschaft wieder aufgerichtet schien. — Wie einst Napoleon III., so hatte sich Roosevelt als Schiedsrichter der Völker aufgespielt. Er war eigentlich der Triumphator bei dem Frieden von Portsmouth. In jeder Weise suchte er die internationale Stellung der Union zu heben, sowohl in Ostasien, wo die Yankeekapitalisten nach der wirtschaftlichen Vormacht trachteten, als auch im romanischen Amerika. Roosevelt entsandte im Sommer 1906 den Minister Elihu Root nach Rio de Janeiro, wo der dritte panamerikanische Kongreß abgehalten wurde.

Gut Ding will Weile haben. Im Jahre 1783 prophezeite der Graf von Aranda, daß die Union einst in Westindien zur Macht gelangen und Kuba an sich reißen werde. Bolivar wollte schon 1822 einen panamerikanischen Bund stiften. Weder in Washington 1890 noch in Mexiko 1902 kam der Bund zuwege. Auch beim dritten panamerikanischen Kongreß in Rio de Janeiro ist es noch nicht gelungen, der Verständigung zwischen den vielen verschiedenen amerikanischen Republiken eine greifbare politische Gestalt zu geben. Trotzdem haben die Yankee wiederum einen guten Schritt vorwärts getan. Sie haben wertvolle wirtschaftliche Vergünstigungen erreicht. Man muß es ihnen lassen: zäh sind sie und unverdrossen. Und gleich der Ameise, die den Eroberer Tamerlan im Ausharren bestärkte, die neunundzwanzigmal ein Korn an einer senkrechten Wand hinauftrug, immer wieder herunterstürzte und erst das dreißigste Mal Erfolg hatte — so versuchen auch die Yankee wieder und wieder, bis endlich ihnen das Glück lächelt. Wir haben vielleicht in Europa uns zuviel auf den Rassengegensatz drüben zugute getan und gewähnt, nie würde das Romanentum sich mit den Angelsachsen befreunden. Gewiß, der Gegensatz besteht noch. Allein die Yankee, das ist kein Zweifel, sind im Vordringen. Und schließlich hat es auch die Schweiz verstanden, ein halbes Jahrtausend lang verschiedene Rassen in ziemlicher Einigkeit zu regieren. Wirtschaftlich sind freilich England und (mit mindestens zweieinhalb Milliarden dort festgelegten Kapitals) Deutschland in Südamerika den Yankee noch weit voraus. Im übrigen haben sich Roosevelt und seine Minister äußerst geschickt benommen. Weit entfernt, die Europäer vor den Kopf zu stoßen, haben sie vielmehr den ungebührlichen Anspruch der leichtsinnigen Schuldner im Süden, daß Europa bei Eintreibung von Außenständen keine Gewalt anwenden dürfe, und die darauf hinzielende Draco-Doktrin mit Bestimmtheit zurückgewiesen.


Abb. 438. Graf Witte.

Ein anderer Plan Roosevelts war die panamerikanische Bahn. Die Lorbeeren eines Cecil Rhodes und des Ministers Chilkow lassen die Yankee nicht ruhen. Sie wollen auch ihre Riesenbahn haben. Da nun der Kontinent schon von dreizehn Schienensträngen durchquert ist, so bleibt für ihren Ehrgeiz nur noch eine Nordsüdbahn übrig, ein Verkehrsweg, der die großen Seen direkt mit den Kordilleren verbindet. Der Gedanke einer solchen Bahn verdichtete sich zuerst auf dem allamerikanischen Kongresse von Mexiko 1902. Danach hatte Pepper, der United States and panamerican railroad commissioner, einen ausführlichen Bericht herausgegeben, der dem ganzen Unternehmen eine günstige Prognose stellte. Durch dreierlei hatten sich die Aussichten gebessert: die Grenzen der einzelnen Staaten seien durch neuerliche Verträge besser bestimmt worden; der chilenische Kongreß habe endgültig den Bau einer transandinischen Bahn beschlossen, auch andere südamerikanische Staaten seien daran, Lücken auszufüllen, so Bolivia die Strecke von Tupiza nach Uyuni, Argentinien die Linie durch die Quebrada von Huanchala nach Bolivien, ebenso wolle Peru den Strang nach Cuzco vollenden. Dabei vergaß noch Pepper — wohl mit Absicht — daran zu erinnern, daß die Vereinigten Staaten selbst sich auf dem Isthmus niedergelassen haben, mitten auf dem Knotenpunkt des zu errichtenden Überlandsystems. Die Bahn soll an der Westküste Mittelamerikas und am Südufer des Titikakasees hinführen, wird also landschaftlich von hinreißender Schönheit sein. Als südlicher Endpunkt gilt Buenos Aires. Fertig sind von der Linie sechstausendsiebenhundertzwei englische Meilen. Da die ganze Strecke zehntausendvierhunderteinundsiebzig Meilen lang werden soll, ist bloß noch ein Drittel auszuführen. Freilich ein höchst schwieriges, durch schroffe Alpenzüge zerstückeltes Drittel. Schwieriger jedoch als Abgründe und Gestein werden sich die Hindernisse erweisen, die die Politik dem Plan entgegenwirft.

Von dem Besuche Kaiser Wilhelms in Tanger war schon die Rede. Er geschah am 31. März 1905. Die Franzosen fühlten sich beleidigt. Im Sommer war die Lage aufs äußerste zugespitzt. Es hieß: Biegen oder brechen! Frankreich gab jedoch nach und sein Minister des Äußeren, Delcassé, mußte weichen. Man beschloß, alle Unstimmigkeiten auf einer Konferenz beizulegen. Als Ort dafür ward Algeciras ausersehen. Die Vertreter der Mächte versammelten sich in dem südspanischen Städtchen Anfang 1906 (Abb. 440). Deutschland hatte fast alle anderen



Abb. 439. Zusammenstoß zwischen Militär und Arbeitern bei den Unruhen in St. Petersburg.

Mächte gegen sich, nur Österreich war auf seiner Seite. Darum trugen eigentlich die Franzosen doch die Beute davon. Sie und die Spanier sollten die Polizei für die Häfen Marokkos stellen. Theoretisch wurde zwar die Unverletzbarkeit des Scherifenreiches festgestellt, allein sehr bald wurde offenbar, wie wenig von derlei Abmachungen zu halten war. Frankreich besetzte im März 1907 Udschda und bombardierte im August Casablanca. Ein fesselndes Bild von den Kämpfen vor Casablanca gibt unsere Abbildung 441. Hierauf drangen die Franzosen in Nordostmarokko weiter vor und beanspruchten außerdem die Kontrolle über sämtliche Häfen. Die vier Ereignisse: der Ugandavertrag, der Bau der Kap-Kairo-Bahn, die Eroberung des ägyptischen Sudans, die französische Besetzung marokkanischer Gebietsteile, bilden die letzten Etappen nicht nur der Erschließung Afrikas, sondern auch europäischen Vordringens überhaupt. Der Burenkrieg bedeutete ja nur den Übergang der Herrschaft von einem weißen Volk auf ein anderes, und Tibet wurde wieder geräumt. Dagegen ist in den Ländern, die bereits den Weißen gehörten, eine überraschende Zunahme der Besiedlung und eine Ausfüllung der noch vorhandenen Lücken bemerkbar.

Eine letzte Ausdehnung der Kultur erfolgte. Die unwiderruflich allerletzte, da nunmehr die Enden der Erde erreicht sind. Die Kultur begann am Euphrat und Nil. Weitere Kulturwelten erstanden in Athen, am Hoangho und am Tiber. Die Weltkultur erfüllte den Gürtel vom fünfundzwanzigsten bis zum zweiundvierzigsten Grad nördlicher Breite. Hierauf erwuchsen die Imperien und dehnten sich, bis sie den fünfundfünfzigsten Grad nördlicher Breite und im Indischen Ozean den Äquator berührten und stellenweise überschritten. In Amerika entstanden Reiche seit 900 n. Chr.; sie lagen näher dem Äquator als die altweltlichen Reiche, von beiläufig dem fünfundzwanzigsten Grad südlicher bis zum fünfundzwanzigsten Grad nördlicher Breite. Die ozeanische Zeit führte die europäische Bildung um den Erdball, doch einstweilen innerhalb des alten Gürtels nord-südlicher Breite. Nur in Sibirien schwang sich sehr bald die Eroberung bis über den fünfundsechzigsten Grad nördlicher Breite. In Kanada ging man dagegen vorläufig nicht von den Seen weg. Auf der südlichen Halbkugel bezeichnen Java, Delagoa, Buenos Aires (acht, siebenundzwanzig, fünfunddreißig Grad südlicher Breite) die Grenzen vorläufiger Besiedlung. Danach kommt das Kapland an die Reihe. Gegen 1790 beginnt wiederum ein neues Vorrücken. Australien, das westliche und nördliche Kanada werden erschlossen, dann Neuseeland, dann Länder vom Missouri bis zur pazifischen Küste, zuletzt werden die Lücken im Inneren der Erdteile ausgefüllt. Seit rund 1880 kann man den letzten Schritt der Kultur rechnen. Der nördlichste und der südlichste Saum der Erde wird erforscht und, soweit angängig, dauernd besetzt. Da sonst nicht mehr viel zu entdecken ist, werden Polarfahrten beliebt. Auf der nördlichen Halbkugel sind nach und nach folgende Polhöhen erreicht worden:

1616 von Baffin in der Baffinbai	77° 30′	1882 von Lockwood über Grönland	83° 24′
1773 von Phipps über Spitzbergen	80° 48′	1895 von Nansen nördl. Franz-Joseph-Land	86° 04′
1827 von Parry über Spitzbergen	82° 45′	1900 von Cagni über Franz-Joseph-Land	86° 34′
1876 von Markham über den Smithsund	83° 20′	1906 von Peary über den Smithsund	87° 06′

1909 April Peary am Nordpol.

Neuerdings werden Reisen nach Spitzbergen zu beliebten und regelmäßigen Touristenfahrten. Sportsleute halten sich wochenlang auf der Insel zur Jagd auf. Einen richtigen Einwandererstrom hat Alaska auf sich gelenkt, seit seine Goldschätze, sein Fisch- und Wildreichtum, seine Naturschönheiten bekannter wurden. In Kanada verschiebt sich die Besiedlung immer mehr nach den unermeßlichen Gefilden des Nordens. Eine zweite Transkontinentalbahn, bedeutend nördlicher als die Canadian Pacific, ist im Bau.

Auch in schon besetzten Ländern zeigt sich der Zug der Zeit. Anfang der 1880er Jahre zählte Jesso, die nördlichste große Insel Japans, nur hundertneunzigtausend Bewohner, jetzt aber so ziemlich eine Million. Entsprechend, wenn auch nicht ganz so stark, ist die russische Bevölkerung der Amurländer und des Gouvernements Irkutsk gewachsen. Die Mündungen der großen Flüsse, des Ob und Jenissei, der Lena und selbst des Ajan am Ochotskischen Meer beleben sich. Archangelsk und die Murmanküste ziehen größere Scharen von Kolonisten an, allerdings ist die Bewegung künstlich von der Regierung angestachelt. In Skandinavien haben die jüngst gebauten Eisenbahnen sowie die reichen Eisenlager von Gjellivara Wunder getan; sie haben Städte innerhalb des Polarkreises aufschießen lassen. Auf der beständigen Suche nach Neuland wird auch Labrador endlich erforscht und es ergibt sich, daß die geräumige Halbinsel, die man als gänzlich wüst und hoffnungslos zu betrachten geneigt war, an Hilfsquellen reich ist und eine große Zukunft haben kann. Als Kuriosum sei hier erwähnt, daß ein kanadischer Bischof, um anderen zuvorzukommen, sogar den Nordpol für ein Stück seiner Diözese erklärt hat.

Im Süden geht ebenfalls der Zug der Besiedlung polwärts. Seit zwei bis drei Jahrzehnten wohnen Tausende von Leuten aus Wales im argentinischen Gebiet Chubut. Patagonien wird als prächtiges Weideland bekannt. Die Deutschen Vallentin und General Arent erhalten 1904 eine Konzession, größer als manches Fürstentum daheim, von der argentinischen Regierung. Engländer und Yankee errichten im chilenischen Patagonien einträgliche Schafzüchtereien. Eine Stadt erblüht an der unwirtlichen Magellanstraße, Punta Arenas, das im Jahre 1903 schon über



Abb. 440. Eine Sitzung der Marokkokonferenz in Algeciras.

achttausend Einwohner zählte. Neuseeland, das 1814 die ersten Siedler empfing, herbergt jetzt über neunhunderttausend Weiße. Auch hier rückt die Bevölkerung beständig nach dem Pole zu vor, bis dahin, wo ihr der Hochstetterdom und die ungeheuren Nachbargletscher eine unübersteigliche Schranke setzen. Gleichermaßen sind die australischen Staaten unablässig bemüht, die früher als wüst und unbewohnbar geltenden Einöden des Inneren zu erschließen, das Ererbte zu erwerben, um es zu besitzen. Selbst italienische Einwanderer, sonst dem schroffen Nationalismus der Australier verhaßt, sind für diesen Zweck, besonders in der Kolonie Westaustralien, willkommen. Die Landnahme in Rhodesia und Südwestafrika, die erst durch blutige Kriege ermöglicht wurde, schließt die lange Kette.

Der Gang der Kultur um und über die Erde ist damit vollendet. Die äußere Entwicklung der Menschheit ist abgeschlossen. Die weiteren Phasen der Weltgeschichte müssen der inneren Entwicklung gewidmet sein.

Der Dezember 1906 brachte ein Ereignis, das nachgerade selten geworden war: eine Reichstagsauflösung. Bismarck hatte sich mehr als einmal des Mittels bedient, um seine Entwürfe durchzusetzen. Diesmal benutzte



Abb. 441. Ein Gefecht zwischen algerischen Spahi und Marokkanern vor Casablanca. Nach der Originalzeichnung von C. M. Sheldon.

Fürst Bülow die koloniale Krisis, die durch den Zusammenstoß des kurz vorher ernannten Staatssekretärs Dernburg (Abb. 442) mit einem Zentrumsführer entstanden war, um die Kolonialbegeisterung gegen das Zentrum auszuspielen. Es kam zwar ganz anders, als man erwartet hatte, aber durch die Gunst der Umstände gelang doch ein Erfolg. Das Zentrum ging nämlich ungemindert aus den Wahlen hervor; dafür erlitten die Sozialdemokraten einen jähen Zusammenbruch. Aus den nationalen Parteien, von den Konservativen an bis zu den Linksliberalen, wurde ein „Block“ gebildet, der sich als regierungsfähig erwies. Dernburg machte eine Reise nach Ostafrika und eine Weile darauf nach Südwestafrika, um sich selbst über den Zustand der Kolonien durch Augenschein zu überzeugen; die wirtschaftliche Verwertung des überseeischen Deutschlands beschäftigte alle Gemüter.

Überhaupt schien es, als ob nach den gewaltigen Erschütterungen der letzten zwei Jahrzehnte die Welt wiederum vor einer Epoche der Arbeit, vor einer Epoche unromantischer Wirtschaftsprobleme stünde. Viel mehr Anteil als Schlachten oder mögliche Kriege hat in den letzten Jahren die große Börsenkrisis erregt. Sie verquickt sich mit handelspolitischen, mit industriellen Momenten. In der Tat, in seiner Art ein gewaltiges Schauspiel! Noch nie hat irgend ein Vorgang der Weltpolitik so weite Kreise gezogen, hat sich so universell erwiesen wie dieser letzte Krach. Der Burenkrieg ging alle Mächte Europas an, aber interessierte die Amerikas schon schwach und die Asiens gar nicht. Das Ringen zwischen Zar und Mikado ließ zum mindesten Afrika und Südamerika recht kalt. Hier aber standen wir vor einem Ereignis, das gleichmäßig den ganzen Erdball in Mitleidenschaft



Die Eröffnung der russischen Reichsduma.

gezogen hat und noch zieht. Der Krach begann in Tokio und in Amerika. Er pflanzte sich nach London, Berlin und zuletzt nach Paris fort. Nun brach eine Panik in Genua aus, ferner in Wien, wo Ausgleichschwierigkeiten mitwirkten. Südafrikanische Goldminen, die wegen der Abschiebung der chinesischen Arbeiter ohnehin schon flau waren, wurden in den Wirbel gezogen. Der Weggang Lord Cromers und die allgemeine Unruhe der Mohammedaner stürzten den ägyptischen Markt, der elf Jahre lang geblüht hatte. Nun spekulieren die Leute von Kairo und Alexandrien wie auch die von Konstantinopel und Tanger sehr stark an europäischen Plätzen in allen möglichen exotischen Papieren, Kafirs, Peruanern, Riotinto. Die Geldklemme von Alexandrien rief daher neue Verkäufe solcher Werte hervor. Den Reigen beschlossen Peru, wo gar kein äußerer Anlaß vorlag, und Brasilien, das sich in die törichte „Kaffeevalorisation" verwickelt hatte. Rußland stand ohnehin schon längst im Zeichen der Krisis; nun kam noch die Duma-Auflösung. So war die Notlage allgemein. Es fehlte nur noch Argentinien, wo dann ebenfalls ein Rückschlag auf die unermeßliche Geländespekulation eintrat.

In der jüngsten Zeit ist man mehr als je geneigt, auch wirtschaftliche Vorgänge als politische aufzufassen. Unzweifelhaft hat daher der Weltkrach als ein weltpolitisches Ereignis zu gelten. Wie eng Wirtschaft und Staatskunst verquickt sind, zeigt sich auch in einer der Hauptursachen des letzten Kraches, in dem Gegensatz zwischen Roosevelt und den Trusten. Dies Ringen der Zentralgewalt mit den ökonomischen Einzelmächten, mit den Fürsten und Beherrschern der Arbeit, ist ein Problem, das sich keineswegs nur auf die Vereinigten Staaten beschränkt. Deutschland hatte seinen Hiberniaprozeß. Auch die italienische, nicht minder die japanische Regierung mußten sich von einflußreichen Schiffahrtslinien Bedingungen diktieren lassen. Selbst in Moskau ist einmal der „Prikas" (das heißt Befehl) eines Großfürsten durch einen reichen Industriellen mattgesetzt worden. In Amerika aber ist das Ringen am schärfsten, wie ja in neuen Ländern die Probleme der alten sich meist viel mehr zuspitzen und schneller einer Katastrophe zueilen. Man denke an den raschen Wechsel von Blüte und Verfall bei Sybaris, an den allzu vollständigen Sieg der Arbeiterpartei in Neuseeland, an das Frauenstimmrecht in Amerika. Nach allgemeinem Urteil werden sich die Truste überlegen erweisen.



Abb. 442. Bernhard Dernburg.

Auf kriegerische Zeiten folgen in der Regel Epochen vorwaltender Diplomatie, Epochen der Verhandlungen, der Verträge. Es scheint, daß sich auch neuerdings dieser Vorgang noch einmal wiederholen soll. Zu den Handelsverträgen gesellen sich Bündnisverträge, von denen die letzten Jahre eine ganz erstaunliche Fülle gebracht haben. England hat zunächst mit Japan ein Schutz- und Trutzbündnis abgeschlossen. Dies, das überraschendste Phänomen der Neuzeit, ist die Grundlage der gesamten heutigen Weltpolitik. England hat ferner einen Mittelmeerbund errichtet. Dazu gehört vor allem Frankreich, sodann Spanien und Italien, weiter Portugal, das insofern an erster Stelle zu nennen wäre, weil es schon seit dem Methuenvertrag 1703 mit der einzigen Unterbrechung von 1889 bis 1891 der Vasall Großbritanniens gewesen ist; wegen seiner Machtlosigkeit kann es aber erst an späterer Stelle aufgeführt werden. Wenden wir nun den Blick nach Norden, so finden wir Dänemark und Norwegen, beides Länder, die durch verwandtschaftliche Bande an König Eduards Hof gefesselt sind. Ebenso war englischer Einfluß im Osten, in Rußland tätig, um eine Verständigung zu erzielen. Bei dem Zusammentreffen, das König Eduard und der Zar im Frühling 1908 zu Reval hatten, erwuchs die Verständigung zu enger Freundschaft. Selbst in Österreich waren geräuschlos, wenngleich ohne Erfolg, englische Diplomaten am Werke. Nicht minder wurde in der Türkei und Persien britischer Rat angesehener, als er seit Jahrzehnten gewesen war. Die letzte Karte im Spiel schien sich nun ebenfalls in einen Trumpf zu verwandeln, nämlich die Beziehungen zu Nordamerika. Bislang war das Verhältnis recht kühl gewesen. Die offensichtliche Freundschaft Roosevelts zu Deutschland hat weiter dazu beigetragen, die englisch-amerikanischen Beziehungen zu trüben. Aber auch hierin war seit der Venezuela-Angelegenheit ein Umschwung eingetreten. Und zwar zumeist durch das persönliche Auftreten von James Bryce. Er und Sir Wilfrid Laurier und Elihu Root verstanden sich auf das beste und verkörperten in ihren Personen allein das Zusammengehen von England, Kanada und der Union. Dies führte auf die große Kolonialkonferenz, die im Frühling 1907 zu London abgehalten wurde. Sie hat zwar keine größeren Ergebnisse, aber doch eine gewisse moralische

Bedeutung gehabt, hat der Welt die Größe Weltbritanniens wieder vorgeführt. Wozu nun aber alle die Bündnisse? Die einen sagen, um Deutschland zu isolieren. Die anderen: Umgekehrt! aus Furcht vor Deutschland.

Amerika stand während des ganzen Jahres 1907 im Mittelpunkt. Sowohl finanziell als in den Verschiebungen der hohen Politik. Der geschilderte Sturm, der im März über unsere Börsen wegfegte, hatte in den starken Verlusten, die das furchtbare Erdbeben von San Franzisko — unsere Abbildungen 444 und 445 zeigen das Werk der Zerstörung und den Wiederaufbau — verursachte, und in dem Krach von Wall Street seinen Hauptanlaß. Dieser Krach wiederum war überwiegend durch politische Momente verursacht. Zum größten Teile durch die von Roosevelt aufgeworfene Frage, von deren Lösung ohne Zweifel die ganze Zukunft der Union abhängen wird: Staatsgewalt oder Truste, Demokratie oder Plutokratie? Zum geringeren Teile kam die Krisis durch die bedrohliche Haltung Japans. In Kalifornien wollte man die Gelben nicht in die Elementarschule aufnehmen, kriegerische Japaner von reizbarem Ehrgefühl ebensowenig wie dickfellige Chinesen mit ihrer geduldigen Langmut. Die Untertanen des Mikados wollten sich das nicht gefallen lassen. Einen Augenblick lang glaubte man an Krieg. Die Wolke zog jedoch vorüber. Das Problem aber wird bleiben. Nämlich das Problem, wie die Weißen den Aufstieg des gelben Mannes ertragen werden. Das ist eine harte Nuß, an der noch kommende Generationen zu knacken haben werden. Unmittelbare Folgen hat der Vorfall für die innere Politik der Vereinigten Staaten gehabt. Kalifornien und der ganze Nordwesten der Union wählten bisher republikanisch, waren also für Roosevelt. Nun hält der Nordwesten an seiner Abneigung gegen die Japaner fest und hat sich nur zähneknirschend, infolge bestimmter Weisung von Washington, in das Unvermeidliche gefügt. Nicht nur im Inselreiche des fernen Ostens, auch in China wurde die Union unbeliebt. Die Chinesen veranstalteten einen Boykott amerikanischer Waren, durch den der ostasiatische Handel der Union um viele Millionen zurückging. Dafür wurde das Verhältnis der Vereinigten Staaten zu Deutschland immer besser, das sich ja als Führer der Völker Europas im Kampfe gegen die Gelben fühlte. Der Professorenaustausch, das äußere Symptom dieser Verständigung, hat einen schönen Erfolg gezeitigt. Kaiser und Präsident verstanden sich gut, die Deutschenhetze in den Vereinigten Staaten ließ nach, zumal Iren und Deutsche sich gegen die Angloamerikaner zusammenschlossen. Nirgends mehr eine Reibungsfläche. Nur konnte kein Handelsvertrag zwischen den beiden Weltstaaten zum Abschluß gelangen! Hundert Versuche sind bereits gescheitert. Die Yankee fühlen ihre starke Position und wollen kein I-Pünktchen nachgeben. Deutschland hat bisher stets den kürzeren gezogen. Einstweilen wurde das Provisorium stets für ein Jahr verlängert — eine Schraube ohne Ende, die nicht von der Stelle rückt. Nur in Südamerika kreuzten sich noch immer die Waffen Deutschlands und der Union. Eine Art Pénétration pacifique wird von den Yankee im lateinischen Amerika erstrebt und teilweise schon ins Werk gesetzt. Mit Brasilien schlossen sie einen günstigen Handelsvertrag. Überhaupt schwamm Brasilien seit dem großen panamerikanischen Kongreß, der in Rio de Janeiro im Sommer 1906 stattfand, in Liebe und Begeisterung für die angelsächsische Republik. Es ging mit ihr durch dick und dünn und horchte denn auch auf die Ratschläge, die wieder dringlicher erteilt wurden, die Deutschen im Lande, ungefähr vierhundertzwanzigtausend an der Zahl, nicht zu stark werden zu lassen. Roosevelts Politik ging dahin, vorläufig in erster Linie den Handel zu fördern. In der Tat ist namentlich in Argentinien der Handel der Yankee zu Ungunsten des deutschen stark gewachsen. Gegen andere Schwierigkeiten hatte die Regierung der Vereinigten Staaten in Mittelamerika anzukämpfen, nämlich gegen die Rauf- und Verschwörungsucht der Einheimischen, durch die die dortigen Interessen aller Weißen bedroht werden. Im März und April 1907 hat wieder einmal ein Krieg in Nikaragua und Honduras „getobt". Nichts ist leichter, als bei den Mulatten, Mestizen, Quarteronen und Oktaronen eine Revolution zu erzeugen. Überall in den zahlreichen Nachbarstaaten bis auf die Inseln des Karaibischen Meeres essen vertriebene Mitbürger das Brot der Verbannung und lauern nur auf den Augenblick, wo sie



Abb. 443. Ministerpräsident Stolypin.

mit einer Schar Gleichgesinnter in die Heimat zurückkehren und eines der Häupter der Unzufriedenen, das entweder General oder Advokat ist, zum Diktator ernennen können. Irgend eine Nachbarrepublik mischt sich in den Bürgerkrieg ein und zu der inneren kommt eine auswärtige Verwicklung. Diesmal verlief die Sache verhältnismäßig recht blutig. Gewöhnlich beläuft sich der Verlust bei den „Schlachten" nur auf ein paar Dutzend, diesmal aber ging er in die Hunderte. Der Streit wurde regelrecht ausgefochten, es scheint jedoch, daß auch hier die Vereinigten Staaten einen Druck zu Gunsten des Friedens ausgeübt haben. Auch sonst war Roosevelt für den Frieden tätig. Zwar bestimmte er den Nobelpreis, der ihm zufiel, nicht für internationale, sondern für innere Zwecke, nämlich für ein Unionsschiedsgericht zwischen Arbeitgebern und -nehmern. Dagegen zeigte er viel Interesse für die Verhandlungen des zweiten Friedenskongresses im Haag. Auch der Zar, der geistige Urheber der Haager Friedensbewegung, ließ wieder von sich hören. Am rührigsten aber war England im Haag. Dabei baute es eine Flotte, die nicht mehr bloß zwei, sondern bereits drei fremden Kriegsmarinen gewachsen sein sollte; da wäre es denn zu Englands Vorteil, wenn die anderen Mächte die Konkurrenz nicht zu scharf machten. Der Zar aber hatte gut für den Frieden reden, denn es fehlten ihm alle Mittel, fehlte insonderheit eine Flotte, um einem Angriff zu begegnen. Wie nach außen, so waren auch im Inneren die Aussichten Rußlands noch sehr trübe. Die Hoffnungen, die man auf die Beruhigung des Landes gesetzt hatte, hatten sich keineswegs erfüllt. Selbst der Zusammentritt der zweiten Duma, der im März 1907 erfolgte, gab bloß das Zeichen zu verstärkter Tätigkeit der Revolutionäre. Zwar hat Stolypin (Abb. 443), dem Festigkeit und Geschick nicht abzusprechen sind, es eine Zeitlang verstanden, das Einvernehmen der Regierung mit der Duma zu bewahren, wobei die Überlegenheit der Regierung deutlich hervortrat. Im späteren Verlauf machten sich jedoch genug Gegensätze, die nicht immer überbrückt wurden, zwischen dem Ministerium und der Volksvertretung geltend. Auch nach außen zu war nicht immer schönes Wetter. In der Auslegung des Portsmouther Vertrages machten die Japaner die größten Schwierigkeiten. China aber befestigte seine Grenzen in der Mongolei und gab zu erkennen, daß es ein weiteres Überschreiten der Grenzen, wie es die Russen seit langem beliebten, nicht mehr dulden würde. Finnland gebärdete sich ganz unabhängig und man sprach von einer militärischen Besetzung seiner Küsten durch die Russen. Im Kaukasus hörten die Unruhen nicht auf. Endlich zog Persien die Aufmerksamkeit auf sich; noch unter Muzaffer ed-din (nach dessen Tod am 8. Januar 1907 Mohammed Ali den Thron bestieg) hat es sich zum parlamentarischen System bekehrt und wurde alsbald von Unruhen erschüttert. Die Möglichkeit einer russisch-englischen Intervention wurde erörtert. Im August 1907 traf England mit dem Zaren ein Abkommen, kraft dessen ganz Asien in zwei Einflußhälften zerlegt wurde: eine südliche, britische, und eine nördliche, russische. Die Grenzlinie lief mitten durch Persien. Überhaupt war König Eduard mit seinen Ententen sehr erfolgreich. Er hatte jetzt einen ganzen Kreis von Bündnissen und Verständigungen zusammengezaubert, einen Kreis, den er durch häufige Reisen nach Frankreich, nach Österreich, ins Mittelmeer zu festigen wußte. Spanien wurde durch Königin Viktoria noch enger mit England verbunden, Norwegen durch Königin Maud, Frankreich sogar durch einen Militärvertrag, der durch eine Unvorsichtigkeit Clémenceaus bekannt wurde. Umso auffallender war die rege Tätigkeit des konstitutionellen Monarchen, als die Liberalen, die grundsätzlich gegen angriffslustige Weltpolitik sind, seit 1906 in England am Ruder waren. Ihr Führer war Asquith.



Abb. 444. Der Wiederaufbau von San Franzisko. Nach der Originalzeichnung von Jules Pagès.

Deutschland merkte zu wenig auf diese Wetterzeichen, weil es zu sehr mit Vorgängen im Inneren beschäftigt war. Wir haben gesehen, daß ein neuer Reichstag gewählt worden war, wobei die Sozialisten eine zerschmetternde Niederlage erlitten hatten, während der Zentrumsturm, gegen den eigentlich die ganze Bewegung entfacht war,



San Franzis

unerschüttert aus dem Kampfe hervorging. Immerhin war die neue Konstellation ein großer Gewinn. Eine konservativ-liberale Paarung sollte jetzt ins Werk gesetzt werden. Zwar fehlte es weder bei den Liberalen noch bei den Konservativen an Stimmen, die von einer solchen Paarung nichts wissen wollten. Jedenfalls wurde indes das eine erreicht, daß der neuen Koalition die Besetzung des Reichstagspräsidiums restlos zufiel. Auch war durch die ganze Bewegung das Band zwischen Nord und Süd wieder enger geknüpft worden, wie sich denn namentlich in dem binnenländischen Bayern großes Interesse für Kolonien und Flotte zeigte. Inzwischen war der Aufstand in Südwestafrika so ziemlich erloschen und wurde amtlich als beendet erklärt, und nun begann die Erschließung der Kolonie, namentlich durch Bahnbauten. Auch unternahm Dernburg 1908 mit großem Gefolge von Praktikern, besonders Großindustriellen, eine längere Reise nach den Kolonien. In Südwestafrika wurden Diamanten gefunden; der Wert der monatlichen Ausbeute stieg bald auf zwei Millionen Mark. In Marokko errang Deutschland einige Vorteile, eine Hafenkonzession in Larasch, die Bestellung deutscher Militärinstrukteure und die Mannesmannschen Konzessionen, doch ließ sich Frankreich in seinem Vorschreiten nicht behindern. In Anatolien erlangten die Deutschen mit Hilfe des Großwesirs, des Albanesen Ferid-Pascha, eine Konzession zur Bewässerung von Konia.

Marokko stand vor dem Anbruch einer neuen Ära, aber nicht einer Ära des Friedens. Erzürnt durch die Tötung des Dr. Mauchamp, der in Marrakesch vordringlich und herausfordernd mohammedanische Bräuche verletzt hatte, besetzten die Franzosen, wie erwähnt, im März 1907 Udschda. Das Vorgehen der Franzosen fand militärisch kein Hindernis. Ohnehin war die Sache von langer Hand vorbereitet. Die Besetzung sollte so lange dauern, bis die Forderungen Frankreichs erfüllt seien. Der Sultan hat sich nicht gerade beeilt, doch ließ er im April einstweilen einen Erlaß in der Moschee verlesen, in dem er das Gebaren der Marrakescher Bevölkerung verurteilte und sein Volk zur Ruhe aufforderte. Bald darauf mußte Abd ul-Asis (Abb. 446) aus Fez flüchten. Er begab sich nach Casablanca unter den Schutz der Franzosen. Sein Bruder Mulay Hafid (Abb. 447), bisher



[4]45.
[...]h dem Erdbeben.

Statthalter in Marrakesch, wurde zum Herrscher ausgerufen und zog im Dezember 1907 in Fez ein. Die Franzosen erkannten ihn nicht an und unterstützten mehrere Prätendenten gegen ihn. Abd ul-Asis zog gegen seinen Bruder, wurde aber am 19. August 1908 bei Kasbah Eltla in Südwestmarokko aufs Haupt geschlagen.

Da die Spannung zwischen Nordamerika und Japan noch immer andauerte, ließ Roosevelt eine starke Flotte durch die Magellanstraße nach San Franzisko und Hawai fahren und dann einen Besuch in Ostasien abstatten. Die Ausreise erfolgte am 16. Dezember 1907 (Abb. 448). Die Japaner machten gute Miene zum bösen Spiel, da sie auf einen Krieg namentlich finanziell nicht gerüstet waren, und empfingen die Flotte mit Freundschaftsversicherungen. Hiernach ging die Flotte nach Australien unter Segel.

Der 1901 gegründete australische Staatenbund begrüßte die Amerikaner mit heiß aufquellender Freude. Sah er doch in ihnen Helfer gegen die gefürchtete gelbe Gefahr. Ohnehin ist Australien in jeder Hinsicht drauf und dran, sich zu amerikanisieren. Da vollends Großbritannien mit Japan ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen hatte, so wandte sich der fünfte Erdteil von den Briten ab und den Yankee zu, die ja ebenfalls den Japanern bitterfeind waren. Ihre gefährdete Stellung hatten jedoch die Australier sich selbst, ihrem Fremdenhaß und ihrer Kurzsichtigkeit zu verdanken. Australien, fast so groß wie Europa, aber mit nur vier Millionen Menschen bevölkert, hat nichts dringender nötig als starken Bevölkerungszuwachs; jedoch ist weder die natürliche Zunahme besonders groß noch die durch Einwanderung. Denn gegen diese sträuben sich die auf dem australischen Kontinent bisher direkt oder indirekt herrschenden Arbeiter. Sie wissen sehr wohl, daß solange, wie es in Australien durchweg der Fall ist, zwei Meister einem Arbeiter nachlaufen, die Arbeiter diejenigen sind, welche Löhne und Arbeitsbedingungen diktieren, daß dies aber aufhört, wenn nach europäischem Muster zwei Arbeiter einem Meister nachrennen. Diese Politik der Arbeiterpartei ist zu verstehen; sie ist aber höchst egoistisch und gegen das Wohl des Landes. Denn der Reichtum eines Landes besteht doch nicht allein in seiner Größe und in der Menge seiner


Copyright 1906 by Underwood & Underwood, London und New York.
Abb. 446. Mulay Abd ul-Asis, Sultan von Marokko.

ungehobenen Bodenschätze, sondern in der Zahl der arbeitenden Arme. Die Arbeiterpartei ist nicht unpatriotisch, im Gegenteil: eine ihrer Grundforderungen ist Schaffung oder Stärkung eines australischen Nationalempfindens. Aber die australischen Arbeiter wollen nicht nur eine eigene Flotte, sie wollen sogar in der Verteidigung von England unabhängig sein; darum befürworten sie auch obligatorische militärische Ausbildung. Die Liberalen sind aber zum guten Teil geradezu loyal. Mancher möchte, wenn er das demokratische Australien als reicher Mann verläßt und sein Geld in London verzehrt, daß seine Frau sich Lady nennen darf. Viele Liberalen sind ferner gute Rechner und sagen sich, daß eine eigene Flotte Australien weit teurer zu stehen kommt, als wenn die englische Flotte das Land schützt. Hätten die australischen Arbeiter nicht die weiße Einwanderung erschwert, so stände das Land viel fester gegen die Gelben da und bedürfte weder der Engländer noch der Amerikaner.

Die Vereinigten Staaten aber schufen sich sechs neue Einflußkreise: den ostasiatischen mit den Philippinen, den australischen, den polynesischen mit Guam und Tutuila, den südamerikanischen, den mittelamerikanischen und den westindischen. In den letzten Kreis wurde, außer Kuba und Portoriko, auch Haiti und handelspolitisch das britische und dänische Westindien einbezogen. So machten die Yankee gerade im britischen Kolonialgebiete moralische und kommerzielle Eroberungen: in Australien, Jamaika, Barbados und einigermaßen auch in Kanada. Es ist kaum länger als ein Jahrzehnt her, da hielten die Yankee es noch für sicher, daß Kanada in absehbarer Zeit an die Union fallen werde. Aber England befestigte seine Stützpunkte in Neufundland und Kolumbia, baute Viktoria zu einem mächtigen Kriegshafen aus und machte die Hauptstadt der Bermudainseln, Hamilton, zu einem „Gibraltar des Westens“. Dazu stieg in Kanada die Einwanderung ungemein. Jetzt wird die Überzeugung schon allgemeiner, daß Kanada bereits zu stark geworden sei, schon eine zu fest ausgeprägte Eigenart gewonnen habe, um jemals unter das Sternenbanner gezwungen zu werden. Die Loyalität gegenüber dem Mutterlande, die sich schon während des Burenkrieges zeigte, offenbarte sich wiederum bei Gelegenheit der Flottenfrage. Man sprach davon, England einen Panzerkreuzer oder gar ein Schlachtschiff zu schenken. Auch dürfen die Yankee auf die Viertelmillion Auswanderer, die aus Montana, Dakota und Newada nach Saskatchewan und Alberta zogen, nicht allzuviel bauen. Weit entfernt, ein „Transvaal“ vorzubereiten, sind diese Yankee-Uitlanders vielmehr daran, kanadisiert zu werden. In der Tat hat ja ihre neue Heimat mancherlei Vorteile: noch liberalere Gesetze, kein Bossdom und vor allem billigeres Land mit wirksamerer Regierungsunterstützung als in den Vereinigten Staaten. Auf der anderen Seite ist nicht zu leugnen, daß aus wirtschaftlichen Gründen das Vorhandensein einer politischen Grenze in Nordamerika vielfach peinlich empfunden wird. Häufig wird ein Tarifvertrag zwischen beiden Nachbarstaaten erörtert. Und da ergeben sich manche Unzuträglichkeiten des Zolles. Sogar widersprechende, die sich aber nicht gegenseitig aufheben. Aus Neuschottland und Kolumbia wird Kohle nach den Vereinigten Staaten ausgeführt; dagegen braucht der Osten von Kanada, das dreiundfünfzig vom Hundert des Wertes an Zoll auf Kohle erhebt, umgekehrt eine Heizmaterialeinfuhr aus Pennsylvanien. Auch Maschinen, namentlich solche landwirtschaftlicher Art, hätten die Kanadier gern zollfrei aus der Union zu sich gebracht.


Abb. 447. Sultan Mulay Hafid.

Indes ist die einheimische Industrie im Aufblühen. Die Fabriken mehren sich. Besonders aber erlebt die Montanindustrie einen erklecklichen Aufschwung. Über eine Drittelmilliarde Mark edler Metalle wird alljährlich geschürft. An erster Stelle steht Silber. Indes auch die Ausbeute an Gold und Kupfer ist nicht zu verachten. Bei alledem ist jedoch nicht zu leugnen, daß, schon durch das Gewicht der Schwere, die Union und ihr Geist trotzdem auch in Kanada an Boden gewinnt. Besonders angenehm ist den Kanadiern, genau wie den Australiern, die scharfe Kampfstellung der Vereinigten Staaten gegen die gelbe Gefahr.

Neuerdings gewann die Einwanderung große Bedeutung in Amerika. Im Jahr 1904/1905 überschritt sie in der Union zum erstenmal die Million. An erster Stelle unter den Ursprungsländern stand Österreich-Ungarn mit 275 693 Auswanderern, dann erst kam Italien, das in den vorhergehenden sechs Jahren an erster Stelle gestanden hatte, darauf Rußland, an vierter Stelle Großbritannien und Irland und an fünfter die drei skandinavischen Länder. Die steigende Einwanderung wird immer mehr zu einem wichtigen Problem für die Union. Die Italiener, die Russen und die österreichischen Slawen und Juden, die jetzt das Gros bilden, sind unselbständiger als die Angelsachsen und die Deutschen und deshalb weniger zur Pionierarbeit und Erschließung neuer Gegenden geeignet. Sie bleiben daher meist in den großen Städten oder den Industriebezirken hängen und drücken durch ihre Unbildung und Armut auf das geistige und materielle Niveau der Bevölkerung. Eine bedeutende Verschärfung der Einwandererbedingungen wird namentlich von den amerikanischen Arbeitern gefordert, während die an der Billigkeit der Arbeitslöhne interessierten Großindustriellen der Einwanderung freundlicher gegenüberstehen. Infolge des großen Kraches griff allerdings eine Rückwanderung Platz; 1907/1908 segelten über eine halbe Million Menschen wieder nach Europa zurück. Dieser Rückschlag war indes nur vorübergehend.



Abb. 448. Die Ausreise der nordamerikanischen Pazifikflotte. Nach der Originalzeichnung von G. Martin.

Parlamentarismus im Orient.

Die deutsch-englische Spannung ließ zwar auch in den letzten Jahren keineswegs nach. Allein andere Dinge traten noch mehr in den Vordergrund, vor allem die Einführung von neuzeitlichen Reformen in Persien und der Türkei, in Siam, Abessinien und China. Die Wandlung war in der Regel mit dem Aufkommen von Parlamenten verquickt, ihr letzter Grund ist jedoch das erwachende Nationalgefühl der östlichen Völker. Am belangreichsten waren die Umwälzungen in China und der Türkei.

Seit der russischen Revolution war der Westen nicht zur Ruhe gekommen. Die Massen wurden selbstbewußter. Generalstreike waren an der Tagesordnung. Am 1. Februar 1908 wurden der König und der Kronprinz von Portugal durch Parteigänger der Demokratie ermordet. Der Ministerpräsident Franco, der seit Jahren absolutistisch gewaltet hatte, entfloh. Herrscher wurde der achtzehnjährige Manuel (Abb. 450). Der revolutionäre Funke sprang nun vom Okzident auf den Orient über. Im Frühsommer 1908 wurde die Despotie Abd ul-Hamids erschüttert.

Im Orient waren seit mehreren Jahren stärkere Bewegungen für eine freiheitlichere Verfassung im Gange. So in China, Persien, Abessinien, bei den Indern und Ägyptern und in slawischen Ländern, wie Rußland und

Montenegro. Denn auch das kleine Montenegro hatte seinen Sturm im Glase Wasser und hat seit 1905 ein Parlament. Wo immer eine Rasse allein, wie in China, weitaus überwiegt, da kann das Verlangen nach Selbstverwaltung oder wenigstens nach Teilnahme an der Regierung erfolgreich sein; wo Nationalitätengewirr und -hader herrscht, da mußte dies Verlangen scheitern oder konnte sich nur in so überaus bescheidenen Grenzen verwirklichen wie im Osmanischen Reich. Noch anders liegt die Sache am Ganges und am Nil. Das Übergewicht einer bestimmten Rasse ist dort zwar gesichert; aber die Herrscher — in beiden Fällen die Engländer — sind von fremder Rasse und sind außerdem so mächtig militärisch wie finanziell — die Geldkraft ist besonders wichtig, da weitaus die meisten Revolutionen, bei der englischen und französischen anfangend, der Geldnot des Herrschers entspringen —, daß ihr Joch schwer abzuschütteln ist. Auch liegt der Schwerpunkt ihrer Macht außerhalb des beherrschten Landes, ist also nicht leicht zu erschüttern. Die Engländer sind mit den einheimischen Interessen wenig verflochten, müssen also nicht mit ihnen stehen und fallen. Sie sind weder auf die Soldaten noch auf die Töchter des Landes angewiesen und nicht einmal allzusehr auf die Einkünfte des Landes.

Die Länder, die von der Hohen Pforte regiert werden, sind eine Musterkarte verschiedenster Rassen und Völker. Schon das Eherecht ist ganz verschieden und infolgedessen auch das Strafrecht. Polygamie ist bei den Griechen strafbar, bei den Mohammedanern ein Zeichen von Reichtum, ist mithin ein Grund für Ansehen. Sodann: ein Christ brauchte, nein, er durfte nicht einmal Soldat werden. Bloß die Muselmänner hatten hierzu das Recht. Nur solange das Vorrecht besteht, erhält sich auch die politische Vorherrschaft der Mohammedaner.

Die Statistik ist das Skelett der Politik. In der Türkei leidet sie an großer Unsicherheit. Man kann jedoch in groben Zügen die Verhältnisse folgendermaßen kennzeichnen: Osmanen achteinhalb Millionen, Syrer und Araber sieben, Griechen drei bis vier, Armenier anderthalb, Albanesen nicht ganz zwei, Kurden fünfviertel, Bulgaren eine, Serben eine halbe, Juden eine halbe, Berber und Neger eine, andere Völker zwei Millionen.

Wie Ignatius von Loyola den Orden der Jesuiten stiftete, um die freiere Richtung des Christentums zu bekämpfen, so hat auch der tripolitanische Sektenstifter, der Senussia, einen Kampforden begründet, um gegen die laxe Auffassung im Islam Front zu machen. Also eine Art Gegenreformation. Die Senussi hüllen sich in tiefstes Geheimnis. Gelegentlich jedoch kommen selbst Europäer in Berührung mit ihnen, so vor einigen Jahren der deutsche Ägyptologe Georg Steindorff und kürzlich der englische Major Visher, Resident des britischen Gebietes am Tsadsee. Ehedem war der Sitz des Ordens zu Gharabub, jetzt scheint er in Kufira zu sein. Die Verbindungen der Senussi sind außerordentlich weitverzweigt. Sie reichen von der Guineaküste bis nach Java. Geradeso aber, wie es neben den Jesuiten noch andere Orden gibt, denen die Macht der römischen Kirche am Herzen liegt, so gibt es auch neben den Senussi noch andere Derwischorden, die für den panislamischen Gedanken arbeiten. Einige dieser Orden, wie die Kadirijeh, stammen sogar noch aus der Zeit der Kreuzzüge. Das Bezeichnende nun für diese mohammedanischen Brüderschaften ist, daß fast keine von ihnen in Arabien entstanden ist, sondern daß fast alle außerhalb, und zwar vorzugsweise an der Peripherie der islamischen Welt, in Turkestan, in Marokko, in Albanien gegründet wurden oder doch wenigstens ihre größte Ausbreitung erfuhren. Besonders rege wirkt für den Panislamismus Ägypten, das ja schon in den Zeiten der jüdischen Septuaginta und dann wieder seit der Epoche des Athanasius die eifrige Amme der Orthodoxie gewesen ist.



Abb. 449.
Graf Alois Lexa von Ährenthal.

Zu den zwei Einflüssen, dem westlich-revolutionären und dem panislamischen, die von entgegengesetzten Standpunkten aus auf eine Wiedergeburt der Türkei hinarbeiteten, kam als Drittes der Zorn über die Einmischung des Auslandes in Mazedonien. Der Zar und König Eduard trafen im März und April 1908 Abmachungen, deren Ziel war, Mazedonien selbständig zu machen. Das erfüllte die türkischen Patrioten mit Groll und Besorgnis. Man plante eine Erhebung. Der Großwesir Ferid-Pascha wußte (wie er selbst dem Verfasser mitgeteilt hat) schon seit zwei Monaten darum. Der albanische Major Niazi-Bei begann am 3. Juli mit zweihundert Mann die Umwälzung. Das ganze Armeekorps von Saloniki unter Hussein Hilmi schloß sich an. Der Sultan aber gab nach. Vorläufig beließ man Abd ul-Hamid an der Spitze. Er mußte jedoch die Verfassung von 1876 wiederherstellen und beschwören. Weiter war ein Erfolg nach außen errungen. Da nämlich das osmanische Volk selbst seine Geschicke in die Hand nehmen wollte, so war der russisch-englische Beschluß, Reformen einzuführen, überflüssig und hinfällig. Ein zweiter Erfolg war der Ausbau der Hedschasbahn, die nun bis Medina fertiggestellt ist. Auf Anregung Izzet-Paschas hatte Sultan Abd ul-Hamid am 1. Mai 1900 ein Irade erlassen, auf das hin durch freiwillige Beiträge jährlich ungefähr siebeneinhalb Millionen Mark zusammenkamen, so daß der Bahnbau mit geringen Staatszuschüssen durch die billige Arbeitskraft des Militärs so weit vollendet



Spanische Artillerie bei der Beschießung des Gurugberges.
Nach der Originalzeichnung von H. W. Koekkoek.

werden konnte. Die englische Politik war dagegen, denn das Stambuler Sultanat befestigte durch das Unternehmen sichtlich seine Stellung in Arabien. Der Emir und der Wali von Mekka, die bisher aus der Ausbeutung der mohammedanischen Pilger große Vorteile gezogen hatten, mußten freilich durch Geld und andere Geschenke beschwichtigt werden, denn auf ihr Anstiften hatten Beduinen den von dem Deutschen Meißner-Pascha geleiteten Bahnbau zu stören begonnen. Überhaupt wurden die Beduinen in ganz Arabien aufständig. Bereits dachte man daran, das Kalifat vom Türkensultan auf einen Mann von Araberblut, den Imam Ibn Jahja oder den ägyptischen Khediven, zu übertragen.

Auf die Erfolge der Jungtürken und die Vollendung des größten Stückes der Hedschasbahn kam plötzlich ein großer Mißerfolg. Am 5. Oktober 1908 erklärte Österreich, dessen auswärtige Politik von Graf Ährenthal (Abb. 449) geleitet wurde, die Besetzung von Bosnien, die bisher nur vorläufig gewesen war, für endgültig und erhob der Koburger Ferdinand aus eigener Machtvollkommenheit Bulgarien zum selbständigen Zartum. Nicht minder zeigte Kreta Lust, sich mit Griechenland zu vereinigen. So schien denn die Abbröckelung der Türkei, die schon seit einem halben Jahrhundert vor sich gegangen war, noch weitere Fortschritte zu machen. Die Jungtürken aber wehrten sich mit großer Zähigkeit. Sie fühlten sich überdies durch England gedeckt, das mit einer plötzlichen Schwenkung aus einem Feind ein Freund der Türkei geworden war.



Nach einer Photographie von Camacho in Lissabon.
Abb. 450. König Manuel II. von Portugal.

Am 14. November 1908 starb der Kaiser von China, Kwanghsü. Einen Tag oder, nach anderen Quellen, drei Tage nach ihm starb seine Muhme, die Kaiserin-Regentin Tse-hsi. Zum Kaiser wurde der junge Pu-yi ausgerufen (Abb. 452), die Regentschaft dem Prinzen Tschun (Abb. 451) übertragen. Es lag nahe, die rasch aufeinanderfolgenden Todesfälle in ursächlichen Zusammenhang miteinander zu bringen. In jedem Falle bedeuten sie das Ende einer alten Zeit und den Beginn einer neuen Ära. Das Chinesentum, schon durch die Niederlage von 1894/1895 und durch Volkstribunen und Reformer, wie Kang-yu-wei, um die Wende des Jahrhunderts aufgerüttelt, wurde seiner selbst bewußt. Es wollte nun auch den ihm gebührenden Platz im Kreise der Weltvölker wieder einnehmen. Es wandte sich zunächst gegen die Dynastie. Seit einem Vierteljahrtausend herrschen Fremde über das Reich der Mitte. Zwar sind die Mandschu in vielen wichtigen Dingen gegenwärtig chinesiert, jedoch die Fremdart der tungusischen Dynastie wird noch immer peinlich empfunden. Man ließ sich das Joch gefallen, solange es dem Lande gut ging, solange Handel und Wandel blühte und das Reich mächtig und gebietend ragte auf der Männererde. Sofort aber regten sich wieder Abneigung und Haß, als es abwärts ging, als das Glück der Mandschu sich neigte. Der gewaltige Anprall der Taiping ward zwar noch einmal abgewiesen, weil die Engländer den Mandschu halfen. Auch bei den Boxerwirren, deren innerste Triebkräfte noch keineswegs klargelegt sind, waren die Westmächte noch theoretisch auf seiten des regierenden Hauses gegen die Rebellen. Zu diesen Elementen der Gärung kommt aber noch ein Drittes: die Auseinandersetzung mit Japan. Genau so wie auf den Stoß des Westens, so erfolgt auf den Japans der chinesische Gegenstoß. Man hat unrecht, von einer Japanisierung des Blumenkönigreiches zu sprechen. Die Untertanen des Himmelssohnes sind keineswegs gesonnen, sich von den Untertanen des Mikados imponieren zu lassen. Sie ließen sich deren Hilfe in der Mandschurei gefallen und deren Unterweisung über sich ergehen. Aber sie wissen recht gut, daß die Unterweisung, daß die moderne Zivilisation nicht bei den Japanern selbst gewachsen ist. Und sie wissen, daß ihre eigene Kultur, die des Konfuzius, bodenständig, alt und bewährt ist. Nur als einen vorübergehenden Notbehelf nehmen sie Technik und Naturwissenschaften, Militärinstruktion und Staatenkunde von den Japanern entgegen. Zum Teil nur aus dem Grunde, weil japanische Lehrer billiger sind. Allein im übrigen besteht der unüberbrückbare Gegensatz zwischen den beiden Völkern in Rasse, Sprache, Tracht, Gesellschaftsgliederung, Lebensauffassung und Lebensführung unvermindert weiter. Man merkt das an größeren Dingen: die chinesische Regierung ist eifrig bestrebt, die Mandschurei wieder unter die eigene Verwaltung zu bringen — und an Kleinigkeiten: die gedachte Regierung legt Wert darauf, die japanischen Münzen wieder durch die früher landesüblichen zu ersetzen. So mancher junge Mann, der in Tokio studiert hatte, ist, nach der Heimat

zurückgekehrt, dem Henkerschwert verfallen. So der studentische Rädelsführer des Aufruhrs in der Provinz Honan, Lin-tao-ye. Er wurde in der Hauptstadt Honans, in Tschang-scha, enthauptet. Seine Anhänger erklärten ausdrücklich, daß sie Leben und Eigentum der Europäer schonen würden, daß sich ihre Feindschaft nur gegen das Mandarinentum und die Mandschu richte. Bemerkenswerterweise bringen nun gerade die jungen Leute, die in Japan studiert haben, Abneigung gegen Japan zurück und treiben antijapanische Propaganda. Geradeso wie einst die Nitobe und Inouye Tetsujiro, wie Prinz Konoye, die am eifrigsten Deutschland und Amerika studiert hatten, glühende Chauvinisten und Hasser des Westens wurden. Am eigenen Leibe erfahren die Söhne der Morgensonne, was sie einst anderen angetan. Die Chinesen werden Japan so lange brauchen, als es ihnen Nutzen bringt, und werden dann die Waffen, so sie entlehnt, unbedenklich gegen Japan selbst anwenden. Dadurch vermindert sich die Gefährlichkeit ostasiatischen Erwachens für Europa. Im übrigen ist das Erwachen durchaus ernst zu nehmen. Kein Zweifel, eine Ära des Fortschritts, der Reformen, regsten Aufschwungs hat für China begonnen. Zwar fehlt es nicht an Hemmschuhen. Die Vertreter des Alten sind noch am Platze. Weder Li-hung-tschang noch Juan-schi-kai haben ihre Autorität erschüttern können. Trotzdem sind die Reformen ganz sichtlich in Fluß gekommen. Zu dem ausgedehnten, gut funktionierenden Telegraphensystem kam seit dem Boxerkriege die chinesische Reichspost. Die Landesverteidigung ist auf einen ganz anderen Fuß gestellt worden. Sie, die früher kantonal war, ist zentralisiert worden. Früher bestand nur ein vernachlässigtes Arsenal in Fu-tschou und je ein halbwegs so zu bezeichnendes Institut in Taku und Kanton. Jetzt sollen die Arsenale vermehrt, Marineschulen errichtet und soll die Flotte neu gebaut werden. Eine Marinekommission, die im Januar 1910 die deutschen Werften besuchte, studierte die Einrichtungen in Europa. Bis 1916 sollen zehn „Wagehälse" (Dreadnoughts) und zwanzig Kreuzer gebaut werden. Es heißt, daß die Armee schon jetzt auf dem Friedensfuße 1200000 Mann betrage. Eine Verfassung wurde dem Reiche in Aussicht gestellt. Nach dem Vorbilde der Okubo und Ito reiste 1907 eine chinesische Kommission in aller Welt umher, um die Konstitutionen anderer Länder kennen zu lernen. Chinesische Studenten gehen zu Tausenden ins Ausland, chinesische Offiziere kommen nach Deutschland. Das so sehr verworrene Münzwesen ist durch Sir Robert Hart einer einheitlichen Gestaltung nähergeführt worden. Der Handel hebt sich von Jahr zu Jahr. Wenn dies immerhin nicht so rasch geschieht, wie gehofft wurde, so sind die fortwährenden Unruhen und Hungersnöte daran schuld, von denen der Riesenleib des Himmlischen Reiches immer wieder durchbebt wird. Den Unruhen wird kaum gesteuert werden können: sie sind die Vorläufer und Begleiter der nationalistischen Erhebung. Die Hungersnöte dagegen können durch die bessere Entwicklung des Verkehrs wirksam bekämpft werden. In der Tat schreitet der Bau von Eisenbahnen rüstig vorwärts. Inzwischen aber erlangen die Konservativen in Peking mehr Einfluß und Macht, als sie seit dem Boxeraufstand je gehabt haben. Darüber kann trotz der stets als rückschrittlich verschrieeen gewesenen Kaiserin-Witwe Tse-hsi und trotz des als fortschrittlich gepriesenen Regenten Tschun kein Zweifel bestehen. Der Grund ist nicht schwer zu erkennen. Die Kaiserin-Witwe fühlte sich stets als die einzig verantwortliche Persönlichkeit im Reiche; was immer sie befehlen mochte, sie glaubte niemand anders Rechenschaft schuldig zu sein als sich selbst. Ganz anders der jetzige Prinz-Regent; er betrachtet sich nicht als den unumschränkten Herrscher, sondern als den Statthalter, der später einem anderen Rechenschaft abzulegen hat, wenn dieser andere auch sein leiblicher Sohn ist, der rechtlich zwar aus der Familie der Tschun ausgeschieden und von seinen Vorgängern auf dem Thron adoptiert worden ist.


Abb. 451. Prinz Tschun, Regent von China.

Das allein schon bringt es mit sich, daß Prinz Tschun vorsichtiger ist und den Rat anderer sucht. Und das umsomehr, als ihm, wenn auch nicht der gute Wille, so doch die umfassende Erfahrung und die rücksichtslose Selbständigkeit abgehen, die seiner kaiserlichen Muhme in so hohem Maße eigen waren. Unter Tschun hat das Ränkespiel am Hof einen Umfang angenommen, wie es ihn seit vielen Jahren nicht gehabt hat, und der Erfolg der Machenschaften des Hofes ist, daß die Mandschu heute stärker dastehen als seit vielen Jahren und daß von dem Ausgleich mit den Chinesen, der dem Volk ebenfalls in mehr als einem Erlasse in sichere Aussicht gestellt worden ist, keine Rede sein kann. Die höchsten und verantwortungsvollsten Posten im Heer und in der Flotte, die man langsam ebenfalls auf die Höhe moderner Kriegskunst bringen will, befinden sich in den Händen jugendlicher Mandschuprinzen. In acht von den elf Ministerien der Reichsverwaltung gibt der Einfluß der Mandschu den Ausschlag. Im Staatsrate saßen außer dem greisen Tschang-tschi-tung (1909 gestorben) und dem vollständig tauben Lu-tschuan-lin

nur Mandschu. Die Chinesen aber, die dieser Zentralregierung angehörten, erfreuten sich, mit der alleinigen Ausnahme Tschang-tschi-tungs, im Volke keines besonderen Ansehens. Eine völlige Unterbrechung des Reformwerkes ist selbst dann nicht zu befürchten, wenn die ausschlaggebende Macht auch weiter bei den Mandschu vereinigt bleibt. Im übrigen ist die Bevorzugung der Mandschu wohl keineswegs allein auf die Umtriebe einer gewissen Hofclique und ihres Anhangs zurückzuführen, sondern zum Teil auch darauf, daß sich unter den Mandschu mehr über den Durchschnitt hervorragende Männer finden, die sich dem Staatsdienst widmen, als unter den Chinesen.



Abb. 452. Der Regierungsantritt des neuen Kaisers wird in einer chinesischen Provinzialstadt verkündet. Nach der Originalzeichnung von F. de Haenen.

Es ist nur natürlich, daß, nachdem die Welt so klein geworden war und — besonders seit dem Frieden von Shimonoseki — die weißen Nationen sich als eine ideelle Einheit zu fühlen begannen, sich dieses Gefühl auch religiös verdichtete und eine neue Bewegung in dem alle Weißen vereinenden Glauben erzeugte. Die erste derartige Erscheinung ist in der Heilsarmee zu finden. Die Offiziere und Soldaten des Generals Booth machen keinen sonderlichen Unterschied zwischen den einzelnen kirchlichen Sekten. Die Filialen, die von der Armee in verschiedenen Großstädten gegründeten Stationen und Herbergen sorgen für jeden Bedürftigen. Ihre rührigen Predigeragitatoren rufen jeden Bußfertigen zur Teilnahme auf. Die Dogmen treten gänzlich in den Hintergrund; das Gemüt, die fromme Stimmung, die Heilssehnsucht ist allein maßgebend. Ähnlicher Art ist das Christian Endeavor, das sich rühmen konnte, seinerzeit fünf Millionen Anhänger in Amerika gewonnen zu haben. Bezeichnend ist, daß die Christian Endeavor-Leute sich auch politisch zu betätigen suchten. Sie richteten zur Zeit der armenischen Christenverfolgungen einen scharfen Protest an die Türkei. Bezeichnend ist ferner, daß auch bei uns eine Neigung zur Wiederaussöhnung zwischen Katholizismus und Protestantismus sich auftut. Jetzt ist eine Vereinigung aller protestantischen Sekten in Amerika in die Wege geleitet worden.

Von dem Allbuddhistentum ist schwer etwas zu erfahren. Immerhin ist so viel bekannt, daß die Japaner es mit allen Kräften zu fördern suchen. Schon 1895 konnte man in Korea beobachten, daß die Priester des Buddha, die Bonzen, die sich seit Jahrhunderten dort nicht zeigen durften, in Söul und Sang-dschu, in Ping-yang und

Tai-ku kühn wieder ihr Haupt erhoben. Ebenso wurde auf Formosa der Buddhismus staatlich gefördert. Zur Zeit der Boxerwirren, kurz nach den Verhandlungen des russischen Burjäten Dordjiew mit dem Dalai Lama, traf ein hochgebildeter japanischer Forscher in Lhassa ein und es scheint, daß er dort kirchenpolitische Abmachungen getroffen hat. Zugleich wurden die Wechselwirkungen mit Indien und Zeylon reger. Im neunten Jahrhundert hatte ein japanischer Pilgerverkehr nach Indien begonnen. Nach einigen Jahrhunderten ist jedoch dieser Verkehr eingeschlafen, namentlich seitdem Japan sich völlig von der Außenwelt abschloß. Erst nach Shimonoseki hat man die früheren Beziehungen wieder aufgenommen, und zwar mit solchem Erfolge, daß jetzt nicht nur Pilger von jener östlichen Peripherie der buddhistischen Welt nach den heiligen Stätten, wo Buddha gelebt und gewirkt hat, wallfahrteten, sondern daß auch indische Bonzen, zunächst solche von Zeylon, ihrerseits seit einigen Jahren Japan aufsuchten.

Am wichtigsten war in dieser Hinsicht ein Religionskongreß, der in Kioto im Jahre 1903 abgehalten wurde. Nach den internationalen Glaubenszusammenkünften, die der Sassanide Anoschirwan, darauf der Mogul Akbar der Große und zuletzt, 1893, die Stadt Chikago veranstaltete, war dieser Kongreß der belangreichste und jedenfalls der folgenschwerste von allen. Seit den großen ökumenischen Konzilen unter Asoka und Kanischka, seit fast zwei Jahrtausenden, waren die Buddhisten der verschiedenen Länder nicht mehr zusammengekommen. Es scheint nun, daß sich das Verhältnis zu dem Dalai Lama doch nicht so recht innig gestaltete. Daran trug ein konfessioneller und ein politischer Grund die Schuld. Eigentlich ist der Dalai Lama überhaupt kein Anhänger Buddhas, sondern er ist das Oberhaupt einer unabhängigen Glaubenswelt, des Lamaismus. Sodann aber war man in Peking auf die Gefahr aufmerksam geworden, die von der Einmischung eines fremden Staates in kirchliche Fragen des Chinesischen Reichs drohte. China hatte 1722 mit dem Dalai Lama ein Konkordat geschlossen, eine gegenseitige Rückversicherung des Inhalts, daß der Himmelssohn dem geistlichen Oberhaupt Tibets und seinen Anhängern freie Ausübung ihrer kirchlichen Tätigkeit gewährleistete und der Dalai Lama dafür mit Hand und Herz die Mandschuregierung zu fördern versprach. In dem jetzt anhebenden Wettrennen, an dem sich außer China und Japan noch England und Rußland beteiligten, hat China den Sieg davongetragen. Zuerst, 1904, trachtete England danach, den Dalai Lama in seine Hand zu bekommen. Dieser aber entfloh und wurde ein unsteter Wanderer auf dem Angesichte der Erde. Eine Zeitlang hielt sich der Dalai Lama in Urga auf. Damals war Urga, die Hauptstadt der Ostmongolei, von zwei Sotnien russisch-burjätischer Kosaken besetzt. Der Verfasser hat sie selbst dort im Jahre 1901 gesehen. Man muß wissen, daß die Burjäten sehr fromme Buddhisten oder, richtiger gesprochen, Lamaisten sind. Daher war es nicht schwer, eine Annäherung an das flüchtige Kirchenoberhaupt zu erzielen. Die russische Regierung bemühte sich denn auch sehr eifrig um seine Gunst. Ein halbes Jahr lang schwankte die Wagschale. Da aber gelang es dem unablässigen Drängen des britischen Gesandten, die Pekinger Regierung zu tatkräftigem Vorgehen anzustacheln. Die Folge emsig gepflogener Verhandlungen war, daß der Dalai Lama Urga verließ und zunächst dem fernen Lande der Tanguten zustrebte, dann aber sich im August 1908 mit großem Gefolge nach Peking begab. Dort schloß er im Oktober ein neues Konkordat ab, das jedoch für ihn wesentlich ungünstiger war als das zwischen seinem Vorgänger und dem Mandschukaiser Khien-lung vereinbarte. Außerdem aber haben die Chinesen die militärische und politische Verwaltung Tibets wieder an sich gebracht, und zwar vollkommener als je zuvor oder wenigstens seit dem erfolgreichen Kriegszuge von 1792, da sogar Nepal den chinesischen Waffen unterlag.

Inzwischen ist der Dalai Lama im September 1909 nach Lhassa zurückgekehrt. Tibet ist offenbar für die Engländer wieder verloren, ist freiwillig geräumt worden, so wie sie 1868 das schwer errungene Abessinien und 1880 das mit großen Kosten besetzte und mit Mühe von Lord Roberts behauptete Afghanistan wieder aufgaben. Möglicherweise ist es genug für sie, freundschaftliche Beziehungen mit Lhassa zu unterhalten, zumal acht Millionen Untertanen im britischen Hinterindien dorthin ihre Blicke zu richten gewohnt sind. Der Erlaß der Kaiserin-Regentin von China, ihr letzter, vom 3. November 1908, lautet folgendermaßen: „Nachdem der Dalai Lama im verflossenen Monat zur Audienz in Peking erschienen ist, hat er Uns heute zu Unserem Geburtstage mit seinen Jüngern seine Wünsche ausgesprochen und Uns einen Beweis seiner loyalen Gefühle gegeben. Um der Freude, die Wir darüber empfinden, einen sichtbaren Ausdruck zu verleihen, haben Wir beschlossen, ihm einen weiteren Ehrentitel zu verleihen; der ihm schon früher verliehene Titel eines Reinen, Allmächtigen Buddhas in den westlichen Himmeln soll hinfort lauten: Wahrhaftiger, unwidersetzlicher, erziehender, reiner, allmächtiger Buddha in den westlichen Himmeln. Die durch diese Änderung notwendigen zeremoniellen Vorschriften hat das Kultusministerium zusammen mit dem Kolonialministerium alsbald auszuarbeiten und Uns vorzulegen. Wir machen ferner dem Dalai Lama jährlich zehntausend Tael (dreißigtausend Mark) zum Geschenk, die in Vierteljahrsraten aus den Mitteln der Provinzialregierung von Sze-tschwan zu zahlen sind. Nachdem der Dalai Lama seinen neuen Titel angenommen hat, weisen Wir ihn an, wieder nach Tibet zurückzukehren. Auf seiner

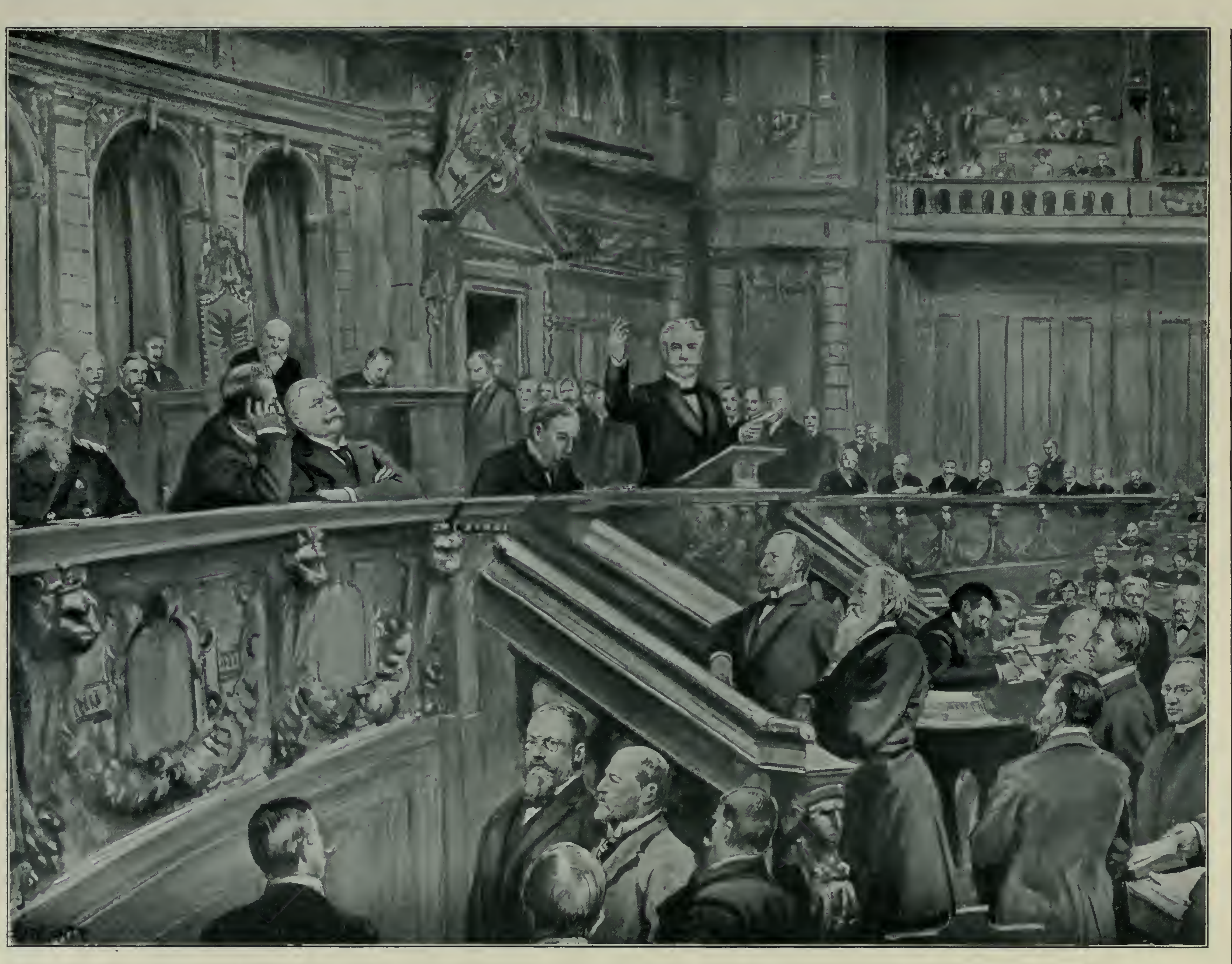


Abb. 453. Der Abgeordnete Bassermann begründet die Interpellation der Nationalliberalen am 10. November 1908. Nach der Originalzeichnung von Artur Garratt.

Reise werden ihm die Beamten alle Ehren und jeden Schutz gewähren. Ist er wieder in Tibet angekommen, so erwarten Wir, daß er in Zukunft die chinesischen Gesetze achtet und den Ruf Unserer Güte überall verbreitet, die Tibetaner zu guten Menschen erzieht und sie zum Gehorsam gegen die Gesetze anhält, daß er sich in allen wichtigen Fragen an Unseren Residenten in Tibet wendet, der seinerzeit Uns Bericht erstatten wird. Dann ist zu hoffen, daß ewiger Friede an den Grenzen herrschen wird und daß jeder Unterschied in den Bekenntnissen verschwindet. Wir werden nie aufhören, die gelbe (lamaistische) Religion zu schützen und die Grenzen von Tibet zu bewachen." Mit dem Dalai Lama wollte man einen Fachmann für Post und Telegraphie nach Tibet schicken, um die einschlägigen Verhältnisse zu studieren, damit auf diese Weise allmählich der Post- und Telegraphenverkehr zwischen China und Tibet in die Wege geleitet werden kann. Auch beauftragte die chinesische Regierung das Verkehrsministerium, Vorbereitungen für den Bau einer Bahn von Pachou nach Tibet zu treffen. Allein schon Ende 1909 knüpfte der Dalai Lama abermals eine Verbindung mit dem Zaren an.

Im November 1908 war Deutschland in großer Aufregung. Ein englisches Blatt hatte eine Reihe von Äußerungen des Deutschen Kaisers veröffentlicht, die das Verhältnis Deutschlands zu England zum Gegenstand hatten. Die Veröffentlichung war möglich gewesen durch eine Kette von Fehlern und Mißverständnissen, für die Fürst Bülow die Verantwortung übernahm, indem er sein Entlassungsgesuch einreichte, das aber nicht angenommen wurde. Ohnehin war in allen Schichten des Volkes die Unzufriedenheit über die spärlichen Erfolge der auswärtigen Politik im Steigen. In der Tat hatte man weder neue schöpferische Gedanken in die Wirklichkeit umgesetzt, noch auch die häufigen



Abb. 454. Bele… Trümmer von … Hafen lieg…
Nach der O… Wi…



...ng der brennenden ...na durch die im ...e Kriegschiffe.

...zeichnung von ...Stöwer.

Verlegenheiten fremder Staaten zu eigenem Vorteil ausgenützt. Die gefühlsmäßige Politik, die zur ausgesprochenen Feindschaft gegen Japan und zur ebenso stark betonten Freundschaft mit der islamischen Welt geführt hatte, war ohne greifbare Ergebnisse geblieben. Der Islam, der auf deutsche Versprechungen vertraut hatte, fühlte sich im Stiche gelassen. Das Zurückweichen in und nach Algeciras wurde von fast allen Parteien bitter empfunden; selbst die Sozialdemokraten fanden öfters patriotische Worte, mit denen sie eine selbstbewußtere Politik gegen das Ausland forderten. Die dumpfe Gärung im Volke, die auch durch sonstige unliebsame Vorkommnisse genährt worden war, kam nun mit elementarer Kraft zum Ausbruch. Der Reichstag machte sich zum Fürsprech der Unzufriedenen (Abb. 453). Auf der anderen Seite wurde allerdings, und mit Recht, geltend gemacht, daß das deutsche Volk an dem politischen Mißerfolg der letzten zwanzig Jahre denn doch nicht so ganz unschuldig sei, da es sich niemals zu einem ernsthaften Einspruch gegen die auswärtige Politik aufgerafft hatte. Die Erregung ging jedoch rasch vorüber und in den Mittelpunkt trat zunächst die Reichsfinanzreform, bei der die von der Regierung geforderte Erbschaftsteuer von einer konservativen und Zentrumsmehrheit abgelehnt wurde. Damit war zugleich das Schicksal des Blocks entschieden und die Liberalen gingen wieder ihre eigenen Wege. — Im Dezember 1908 trat das türkische Parlament zusammen. Präsident desselben wurde Achmed Riza, dessen Mutter, eine gebürtige Wienerin, dem österreichischen Adel entstammt.

Um die Wende des Jahres geschah das furchtbare Erdbeben von Messina (Abb. 454).

Die Besetzung Bosniens und der Herzegowina wäre ruhig von den Mächten und auch von der Türkei

anerkannt worden, wenn nicht England in das Spiel eingegriffen hätte. Es steifte der Türkei den Rücken. Ein Boykott gegen österreichische Schiffe und Waren ward eingeleitet. Die Folge war, daß Graf Ährenthal sich dazu entschließen mußte, fünfundfünfzig Millionen Kronen nachträglicher Entschädigung für die Okkupationsländer zu zahlen. Zugleich wurden die Serben, denen England Millionen zu Rüstungen gab, kriegslustig.

Es gibt Serben und Serben. Bei zwei Besuchen in Montenegro hat der Verfasser gefunden, daß die Serben der Schwarzen Berge ihr Land sehr gut in Ordnung halten. Die Söhne der Schwarzen Berge sind Krieger und Herrenmenschen, sind Politiker, die genau wissen, was sie wollen, Soldaten von guter Zucht und unerschrockene Vaterlandsfreunde, die sich seit Menschengedenken, seit zum erstenmal Montenegro überhaupt von den Strahlen der Geschichte beleuchtet wurde, unabhängig behauptet haben. Weniger günstig wird man von den Serben im Königreich Serbien urteilen. Seit der Ermordung Alexanders und Dragas ist das Königreich aus den Wirren nicht herausgekommen. König Peter genießt geringes Ansehen und namentlich macht der ehemalige Kronprinz Georg viel zu schaffen. Aber es gibt noch eine dritte Art von Serben. Das sind diejenigen, die unter fremder Flagge leben, unter ungarischer, österreichischer, türkischer. Das sind im allgemeinen ganz brave, fleißige Menschen, die zufrieden sind, wenn sie einen guten Erwerb und im übrigen ihre Ruhe haben. Die unter fremder Flagge lebenden Serben sind unzweifelhaft im Vordringen begriffen. Der Linie des geringsten Widerstandes folgend, haben sie sich zunächst gegen ihre früheren Beherrscher, gegen die Nachfahren der stolzen Venezianer, gewandt. In sämtlichen Städten an der Ostküste der Adria, von Cattaro bis hinauf nach Triest, mit alleiniger Ausnahme von Zara, sind die Stadtverwaltungen in slawische Hände übergegangen. Zu dem Vordringen hat eine Erscheinung viel beigetragen, die man auch sonst in der Gegenwart viel beobachten kann. In der Dsungarei haben sich bei dem letzten großen Aufstande (1895 bis 1897) Mohammedaner und Buddhisten gegen die chinesische Bedrückung zusammengeschlossen. In Indien scheint es, als ob Brahmanentum und Islam ein Bündnis schließen wollten. Ähnlich ist auch in Dalmatien und Bosnien der Nationalismus drauf und dran, die Kluft der Religionen zu überbrücken. Das Rassenbewußtsein wird stärker als das Gefühl, das bisher die Jahrhunderte



Abb. 455. Softa reizen türkische Soldaten zur Meuterei auf.

hindurch das ganze Leben beherrscht hatte, das Gefühl der religiösen Gegensätze. Diese Entwicklung ist allerdings nicht von selbst erfolgt. Sie ist zum Teil von außen hineingetragen, zum Teil durch Agitatoren hervorgerufen worden, die das dumpf und anspruchslos dahindämmernde Volk zur Unzufriedenheit und zum Kampfe anstachelten.

Es handelte sich bei der Balkankrisis vom März 1909 um eine weltgeschichtliche Entscheidung. Man kann vier Zeitalter deutscher Ausdehnung unterscheiden. Zunächst die Landnahme. Angenommen, daß von jeher germanische Stämme in Nord- und Ostdeutschland gehaust haben, so sind jedenfalls der Süden und der Westen der heutigen deutschen Erde erst in hell-historischer Zeit von Germanen erobert und besiedelt worden, ungefähr seit dem Aufbruch der Cimbern und Teutonen und dem Vorstoß Ariovists. In einer zweiten Epoche, der Karls des Großen und der Ottonen, wurde der Osten, den man geräumt und slawischen Horden überlassen hatte, allmählich wieder zurückgewonnen und zugleich wurde die Ausdehnung nach Süden zu weiter fortgesetzt. Fränkische und schwäbische Ritter zogen nach Rom und Apulien; Ansiedler aus dem Moselgebiet und der Deutsche Orden ließen sich in Siebenbürgen nieder; südlich der mittleren Donau aber erklärte sich der serbische Zar Stephan Nemanja zum Vasallen des nach dem Heiligen Lande ziehenden Barbarossa. Durch den jähen Tod des Staufers blieb diese Anerkennung deutscher Macht ohne fruchtbare Folgen. Eine dritte Epoche war mit der Ausbreitung des Hauses Habsburg in Ungarn und Italien, sowie der Hohenzollern in Preußen und Polen erfüllt. So mancher dieser Expansionsversuche scheiterte. Weder in Italien noch auf dem Balkan konnte deutsches Volkstum dauernd Fuß fassen. Ganz Serbien, das Prinz Eugen schon erobert hatte, mußte wieder aufgegeben werden. Auch die überseeische Ausbreitung des Deutschtums kann man nur als einen halben Erfolg ansprechen, insofern unsere Volksgenossen jetzt in großer Gefahr sind, amerikanisiert und australisiert zu werden. Eine letzte Epoche kolonialer Expansion hat das jüngste Menschenalter gebracht. Bosnien und die Herzegowina wurden besetzt und deutsche Pflanzstätten wurden in Afrika, Polynesien und Shantung gegründet. Möglicherweise hat dabei Österreich das bessere Teil erwählt. Zum mindesten erfreut es sich eines unschätzbaren Vorteils, insofern seine Erwerbungen, Bosnien und Herzegowina, sich örtlich unmittelbar an das Stammland anschließen. Wenn die Habsburger nun noch einen Schritt weiter gehen wollten, so würden sie lediglich die Politik von Barbarossa und Prinz Eugen wieder aufnehmen. Für die südliche Ausbreitung des Deutschtums handelt es sich um Fortschritt oder Stillstand, für die Völker serbischen Stammes gar um staatliches Sein oder Nichtsein.

Abb. 456. General Schewket-Pascha.

Wir stehen also vor einem weltgeschichtlichen Scheidewege. Es ist einmal nicht zu leugnen, daß rings in der übrigen Welt für das Deutschtum nicht mehr viel Platz ist. In den sämtlichen überseeischen Kolonien des neuen Reiches leben mehrere Jahrzehnte nach der Gründung der Kolonien im ganzen noch nicht einmal zwanzigtausend Deutsche. Dabei beträgt der jährliche Geburtenüberschuß im Reiche demnächst eine Million. Der Abfluß unserer Bevölkerung nach den eigenen Kolonialgebieten entspricht mithin ungefähr dem dreizehnhundertsten Teil des vorhandenen Überschusses. Wie aber helfen? Es gibt keine andere Aussicht als die auf den Südosten. Denn auch von den Millionen unserer Volksgenossen in Brasilien und Kanada sowie in der Union ist kulturell wohl manches, staatlich aber kaum etwas zu hoffen. Eine wirkliche Ausdehnung seines Besitzstandes und seiner Macht kann das Deutschtum nur im Südosten erhoffen. Daß auch dort die Ausdehnung nicht ohne bittere Kämpfe erfolgen könne, wer möchte das in Abrede stellen? Aber wir gleichen bereits einem Dampfkessel, der überhitzt ist, und der, wenn ihm nicht durch ein Ventil Erleichterung geschaffen wird, krachend birst. Oder wir gleichen zwei Mühlsteinen, die kein Korn mehr zu mahlen haben und die sich daher selbst zermahlen und sich gegenseitig tiefe Wunden beibringen. Auch für Österreich könnte lediglich eine Ablenkung nach außen den ersehnten Frieden im Inneren, könnte den lange umsonst gesuchten Ausweg aus einer Sackgasse schaffen, in die sich der Nationalitätenhader verrannt hat. Die Geschicke

der beiden Nachbarreiche muß man aber vereint betrachten, da nicht nur durch die feindliche Koalition der anderen Mächte, sondern auch durch den gemeinsamen Gegensatz gegen die Slawen diese Einigkeit ganz von selber bedingt wird. Allerdings ist auch auf der anderen Seite das gemeinschaftliche Zusammengehen aller Slawen wohl zu verstehen, da sie sich ohne Ausnahme durch germanisatorische Entwürfe bedroht fühlen. Die Polen und Tschechen hetzen allenthalben gegen das, was sie fälschlich (aus rassenhaften und politischen Gründen fälschlich) den „Pangermanismus" nennen; auch Bulgarien ist jüngst von der Seite Österreichs wiederum auf die Seite Rußlands gelockt worden. So stehen sämtliche Slawenvölker, denen sich noch die Slowenen anschließen, äußerlich wenigstens zusammen und die Serben bilden lediglich ein Glied in der großen panslawistischen Kette. Da nun die Serben zufällig an der strategischen Stelle sitzen, wo der Durchbruch des Deutschtums nach dem Süden erfolgen müßte, so hätten sie den Hauptstoß des deutschen Angriffes auszuhalten. Trotzdem waren die Serben keineswegs derart vom Größenwahn besessen, daß sie sich in der Einbildung wiegten, als ob sie allein den waffenstarrenden Nachbar bestehen könnten. Ganz folgerichtig suchten sie daher nach geeigneten Bundesgenossen. Sie glaubten denn auch deren gleich vier gefunden zu haben. Nämlich Rußland, der Rassenverwandtschaft halber; Frankreich, weil es bisher fast alle Staatsanleihen des kleinen Königreiches auf sich genommen hatte; Italien, weil dessen König mit einer montenegrinischen Prinzessin vermählt ist; endlich England, — und alle vier ließen zuletzt den Schwachen im Stich. So kam es, daß Österreich-Deutschland unangefochten blieb und Serbien nebst seinen großen Bundesgenossen am 1. April die Bedingungen des Wiener Ultimatums annahm. England gab jedoch sein Spiel noch nicht verloren. Es suchte in der Türkei neue Unruhen zu erzeugen. Am 13. April 1909 kam die Reaktion (Abb. 455). Abd ul-Hamid stellte die absolute Sultansgewalt wieder her. Durch ein Gemetzel in Adana in Kleinasien büßten Tausende armenischer Christen ihr Leben ein. Aber schon nach vierzehn Tagen zogen die siegreichen Jungtürken unter Schewket-Pascha (Abb. 456) in Konstantinopel ein und setzten den Sultan ab. Er wurde nach Saloniki verbannt. An seiner Statt wurde Mehemed V. (Abb. 457) ausgerufen. Nun faßten auch die persischen Verfassungsfreunde wieder Mut. Sardar e-Assad, der Bachtijare, der mit England in Verbindung stand, eroberte Teheran im Juli 1909. Die nicht als Vollperser betrachteten Bachtijaren haben, verbündet mit kaukasischen Revolutionären, somit erhebliche Erfolge errungen. Schon der ungehinderte Zug Assads von Mohammera am Schatt el-Arab bis zur Hauptstadt, ein Zug durch so ziemlich das ganze Reich des Schahs hindurch, bedeutete eine achtungswerte Leistung. Inzwischen stützte sich der Schah, wie immer, auf die nach russischem Muster ausgebildeten Kosaken. Er hatte zwei Vorteile auf seiner Seite: straffes Zielbewußtsein und gute Artillerie. Daß beides nicht ausreichte, zeigte die Stärke der Nationalisten. Hätte es bei diesem Duell sein Bewenden gehabt, wäre die Lage schon dramatisch genug gewesen.



Abb. 457. Sultan Mehemed V.

Nun waren aber andere Mächte auch noch da. Rußland war im entschiedensten Vordringen in ganz Nordpersien begriffen. Den Versuch Paskjewitsch' wollte es wiederholen und überholen und diesmal von der Nordprovinz Khorasan aus ganz Iran aufrollen. Schah Mohammed Ali dankte zu Gunsten seines Sohnes Achmed Mirza ab und ging nach Odessa in die Verbannung. In Abbildung 458 geben wir eine Darstellung von den persischen Unruhen. Anfang 1910 wollte jedoch Mohammed Ali seinen Thron zurückgewinnen.

In Marokko hatte unterdessen der Sultan Mulay Hafid seine Stellung durch die Besiegung des ebenfalls auf den Thron Anspruch machenden Bu Hamara befestigt. Seinen gefangenen Gegner ließ er in einen Käfig sperren (Abb. 459) und bald nachher hinrichten. In Nordmarokko begannen die Spanier im Juli einen Krieg gegen die Rifkabylen, hatten aber zunächst wenig Glück. Infolgedessen kam es zu einem Volksaufruhr in Barzelona. Allerdings waren die Verluste in dem Feldzuge, den das Volk als unnütz ansah, recht schwer. An einem Tage, am 27. Juli 1909, beliefen sie sich auf eintausendsechsundvierzig Mann. Zuletzt brachten die Spanier sechzigtausend Mann in Melilla und Umgegend auf die Beine, um die kühnen Bewohner des Rifs zu bekämpfen. Der Krieg dauerte bis ins Jahr 1910. Unsere Kunstbeilage zeigt spanische Artillerie bei der Beschießung des Gurugnberges.



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Kaiser Wilhelm II.

Nach dem Gemälde von Alfred Schwarz.

Iran war nur eine Figur im großen Brettspiel Englands. Stillstand ist Rückgang. Jedes Weltreich muß wachsen, oder es verliert an Ansehen. Während wir einige Flecken Landes in Afrika, Shantung und Neuguinea errafften, die uns bisher rund eine Milliarde gekostet haben und erst seit kurzem etwas einbringen, hat sich Englands Besitz im letzten Menschenalter verdoppelt. Und Rußland hat seit vierzig Jahren einen täglichen Landzuwachs von siebenunddachtzig Geviertkilometern zu verzeichnen gehabt. Weltbritannien beherrscht jetzt vier Zwanzigstel der festen Erde, das ist ein Zwanzigstel der gesamten Erde, dazu den ganzen Ozean, der vierzehn Zwanzigstel der Globusoberfläche ausmacht, zusammen also fünfzehn Zwanzigstel der Oberfläche unseres Planeten. Selbst wenn man davon die ostasiatischen Gewässer, die Ostsee und das Schwarze Meer sowie vielleicht die arktischen Gewässer ausnähme, so gelangten wir doch zu dem erstaunlichen Ergebnis, daß die englische Macht zehn Zwanzigstel oder die Hälfte der Gesamterdoberfläche „kontrolliert". Nun sind da aber in dem weitmaschigen, wenn auch festgefügten Gewebe des britischen Weltreiches noch einige bedeutsame Lücken: in Mittelafrika, wo die Kap-Kairo-Bahn noch immer angestrengt nach einem „Pachtgebiet" sucht, um das fehlende Mittelstück zu ergänzen; zwischen den Malaienstaaten auf Malakka und Birma; endlich zwischen Belutschistan und Indien. Nachdem Anfang 1909 der Kongostaat aus dem persönlichen Besitz seines Schöpfers, König Leopolds, an Belgien übergegangen und Leopold II. am 17. Dezember 1909 gestorben war, versuchte England abermals und diesmal mit Erfolg, der Kap-Kairo-Bahn den Durchgang durch das Kongogebiet zu sichern. Gerade in den letzten Jahren arbeitete man ferner von Kelat und Ketta sowohl wie von Suez und Akaba aus daran, die Lücke im westlichen Südasien zu schließen. Eine militärische Expedition ging vor wenigen Jahren von Gwadar in Belutschistan nach der halb zu Persien, halb zu Belutschistan gehörenden Provinz Mekran, um die dortigen Stämme zu besuchen. Im Anschluß daran ist auf den englischen Karten eine Grenzregelung vorgenommen worden, durch die sich der britische Einflußkreis um reichlich hundertzwanzig Kilometer in der Richtung des Kusch-Naudar (eines viertausend Meter hoch aufragenden Vulkankegels) nach Westen verschoben hat. Die Küsten Südirans und des ganzen Persischen Golfs



Abb. 458. Ein Gefecht persischer Regierungstruppen mit Aufständischen vor den Toren von Täbris. Nach der Originalzeichnung von F. de Haenen.

sind ohnehin schon seit lange vom britischen Handel und von britischen Kriegschiffen abhängig gewesen. In der Türkei wirkte man hauptsächlich mit Konzessionen. Sir William Willcox, der bedeutendste Wasserbautechniker der jüngsten Zeit, hat seinen Plan, das seit dem Niedergang der Sassaniden stark vernachlässigte und verkümmerte Mesopotamien künstlich zu bewässern, ähnlich wie es schon unter den Babyloniern und Sassaniden gewesen ist, wieder aufgenommen und die Erlaubnis, ihn durchzuführen, in Konstantinopel mit Eifer betrieben. Sodann ist die britische Schiffahrtsgesellschaft, die schon seit 1876 auf dem Schatt el-Arab und dem Tigris arbeitet, um eine Erweiterung ihrer Konzession in Konstantinopel eingekommen. Am wichtigsten aber ist ein englisches Eisenbahnprojekt.



Abb. 459. Bu Hamara im Käfig. Nach der Originalzeichnung von R. C. Woodville.

Es handelt sich darum, Suez durch den Norden des Hochlands von Nedschd mit Basra am Schatt el-Arab zu verbinden und von da weiter eine Linie durch Südpersien nach Ketta zu legen, wodurch dann der Anschluß an das indische Bahnnetz erreicht wäre. Die Transkontinentalbahn Suez-Bhamo (in Birma), eine allbritische südasiatische Linie, böte ein Gegenstück zu der nordasiatischen Überlandbahn, der Sibirischen. Wenn das gedachte Projekt ausgeführt ist, wird ganz Arabien auf allen Seiten von britischem Einfluß eingeschnürt. Ob ein anderer Plan, der Aleppo über Palmyra mit Basra verbinden will, ebenfalls mit britischem Kapital ausgeführt werden soll, ist noch nicht ganz sicher. Aus dieser Übersicht erhellt dreierlei: ganz Südwestasien soll von der britischen Macht überschattet werden; man sucht dies zunächst weniger durch Anwendung von Gewalt als durch wirtschaftliche Beherrschung zu erreichen. Die Geschicke Persiens werden ebensogut wie die der Türkei von britischer Hand geleitet und sind daher nur in engster Verbindung mit den türkischen Vorgängen zu verstehen. Beide Länder, die Türkei und


Nach einer Photographie von Underwood & Underwood, London.
Abb. 460. William H. Taft.

Persien, sind ungefähr in demselben Stadium der inneren Entwicklung. Auf eine Revolution ist beiderseits eine Reaktion und dann neuerdings eine Wiederherstellung der liberalen Regierung gefolgt. Augenblicklich hat sich das Pendel abermals gedreht; untrügliche Merkmale zeigen eine zweite Restauration an. In Persien ist der neue Schah, Achmed, ohnehin nur gegen seinen Willen auf den Thron gestiegen; er hängt mit Zärtlichkeit an seinem abgesetzten Vater und verabscheut seine Umgebung. Die Geistlichkeit, die ursprünglich freiheitlich gesinnt war, sich jedoch in ihren Hoffnungen, die ausschlaggebende Macht bei der neuen Lage der Dinge zu gewinnen, getäuscht sah, ist wieder schahfreundlicher geworden. Nicht minder neigen sich die Bauern den alten Zuständen zu. Dort nun, von wo die Umwälzung ausging, im äußersten Nordwesten des Reiches, hat auch die jüngste Reaktion wieder eingesetzt. Ardabil war in die Hände der Schahpartei gefallen. Der halbwilde Gebirgsstamm der Schasewanen und der Rahib-Khan hat dabei das Beste getan. Der ehemalige Flibustierführer Sepahdar, nach seiner Heimat in Masenderan auch Tunekabuni genannt, jetzt Kriegsminister, hat aber die drohende Gefahr sofort scharf erkannt und einen dreifach geteilten konzentrischen Angriff auf ganz Aserbeidschan befohlen. Ein deutscher Militärinstrukteur mit Maschinengewehren begleitete das Expeditionskorps. Wiedergewonnen wurde aber Ardabil von den Russen, die sich doch immer als Freunde des Schahs aufspielen. Anfang 1910 waren überall in Nordpersien, in Aserbeidschan wie in Khorasan, die Russen im Vorschreiten und die Parlamentstruppen im Weichen begriffen. In der Türkei zeigte sich die Widerstandskraft der Reaktion ebenfalls in blutigen Aufständen. Eigentlich war das ganze Osmanische Reich ein einziges Aufstandsgebiet. In Arabien wurden fortwährend große Schlachten gegen die Eingeborenen geliefert. In Mesopotamien und Syrien waren die Beduinenstämme noch aufsässiger denn gewöhnlich. Am Tigris beschossen sie sogar die englischen Schiffe. In Kurdistan mußten zwölf türkische Regimenter gegen den einheimischen Fürsten Ibrahim-Pascha aufgeboten werden. Allein die Aktion hatte wenig Erfolg. Ibrahim fiel zwar durch Gift, aber die Kurden dachten nicht an Unterwerfung. Am bedenklichsten sah es in Armenien aus; dort wurden die Unruhen aus zwei Nachbarreichen her genährt und ward beständig die russische und persische Grenze verletzt. Scharen armenischer und auch georgischer Revolutionäre zogen über Choi nach Wan sowie nach dem persischen Salmas im Urmiagebiete, um ihren Glaubensgenossen, den dortigen Armeniern, gegen die Hamidiehmiliz beizustehen. Der Traum eines geeinten armenischen Reiches tat sich wieder auf. Zu den Unruhen in Arabien, Mesopotamien und Hocharmenien kamen weitere in Anatolien, wo das alttürkische Element sich noch keineswegs mit der jungtürkischen Regierung ausgesöhnt hat, kamen Bandenkämpfe in Mazedonien und Bürgerkriege in Albanien. Zweimal zog Djawid-Pascha mit reisigem Heer von Monastir und Ipek aus, um Albanien niederzuzwingen; zweimal wurde er aufs Haupt geschlagen. Auch die Sendung des Generals von der Goltz, der am 23. Januar 1910 nach Deutschland zurückkehrte, vermochte nur zeitweilig das Selbstvertrauen der Türken wieder zu beleben. Zudem rüsteten Griechen und Bulgaren. Da König Georg von Griechenland der Militärpartei nicht tatkräftig und kriegslustig genug erschien, so riß Ende 1909 eine Offizierpartei unter Oberst Zorbas die Herrschaft in Athen an sich.

In Amerika trat Roosevelt, der sich nach Ostafrika zu einem Jagdzuge begab, am 4. März 1909 sein Amt an den bisherigen Kriegsminister Taft (Abb. 460) ab. In Deutschland wurde Bethmann Hollweg (Abb. 461) Kanzler. In Abessinien kam es noch zu Lebzeiten des langsam hinsiechenden Menelik zu einem Regierungswechsel. Zunächst ergriff die ehrgeizige Kaiserin Taitu die Zügel. In Marokko machten die Franzosen, denen Deutschland durch das Februar-Abkommen von 1909 freie Hand gelassen hatte, immer weitere Fortschritte, bis die Frage der Mannesmannkonzessionen die öffentliche Meinung neuerdings erregte.


Abb. 461. Dr. Theobald v. Bethmann Hollweg.

Nordamerika benutzte die gespannte Weltlage, um in Ostasien die amerikanischen Interessen mit Macht zu fördern. Taft verwandte sich für eine Bahnlinie durch die Westmandschurei nach Aigun am Amur, eine Bahn, durch die sich Japaner wie Russen gleichmäßig bedroht fühlten. Im Januar 1910 erteilte China die Konzession zum Bahnbau. Ferner griffen die Vereinigten Staaten in Nikaragua ein. Taft eröffnete neuerdings einen Krieg gegen die Truste. Goldproduktion und Welthandel stiegen wieder bedeutend. Anfang 1910 hatte abermals die wirtschaftliche Hochentwicklung einen Gipfel erreicht. Besonderen Aufschwung nahm das Verkehrswesen. Seit der Wende des Jahrhunderts fanden Automobile schnell Eingang. Am wichtigsten aber war die Erfindung des lenkbaren Luftschiffes. Epoche machte darin die Fahrt Zeppelins vom August 1908. Sie endete zwar mit der Zertrümmerung seines Fahrzeugs, allein das Unglück ließ allgemein die Begeisterung für Zeppelin aufflammen und zeitigte eine nationale Spende von sechs Millionen Mark, die in wenigen Monaten zusammenkam. Durch die glückliche Zeppelinfahrt vom Bodensee nach Berlin konnte das Problem der Lenkbarkeit für gelöst gelten. Zugleich waren andere Erfinder, so Parseval, mit Erfolg tätig. Auch die Verwendbarkeit der Flugmaschinen machte bedeutsame Fortschritte. Blériot, Farman, die Brüder Wright und andere leisteten Wunderbares. Mit der Eroberung der Luft tritt die Menschheit in eine neue Ära ein.

Wir sind am Ende unserer Fahrt. Suchen wir die Haupteindrücke noch einmal kurz zusammenzufassen! Zu allen Zeiten hat es große Männer und einzigartige Kulturwerke gegeben. Den Pyramiden ist so wenig ein anderes Denkmal an die Seite zu stellen, wie den Schöpfungen Michelangelos und dem Straßburger Dom. Die Bewässerung Mesopotamiens ist, gleich der Bevölkerung des Zweistromlandes, jetzt lange nicht auf der Höhe, auf der sie vor Jahrtausenden war. Trotzdem kann man in der gesamten Menschheitsentwicklung eine aufsteigende Linie beobachten. Ehedem beschränkte sich die höhere Kultur lediglich auf die Länder am Euphrat und am Nil. Dann erfüllte sie den ganzen Gürtel vom Hoangho bis zum Tiber. Jetzt verbreitet sie sich über den ganzen Erdball. Einst gab es nur eine Urkultur; jetzt haben wir mindestens vier Kulturwelten: die christliche, die konfuzisch-buddhistische, die des Islams und die des Hinduismus. Einst behauptete sich auf der Erde nur ein Großstaat. Das Reich der Babylonier, Perser, Alexanders, Roms war jeweils die Universalmonarchie. Dazu kamen noch in der Römerzeit das Reich der Parther und Ghasnawiden sowie das chinesische Imperium. Jetzt haben wir eine ganze Reihe von Weltstaaten: Deutschland, England, Österreich, Frankreich, die Union, Rußland, Japan und China. Diese Fülle der Staaten und zugleich der Kulturen ist ein großer Vorteil gegen frühere Zeitalter. Nicht so leicht kann ein Weltreich sinken und untergehen. Der Wettbewerb stachelt zu stets neuen Taten an; Wechselwirkung erhöht und bereichert das Leben. In dem Jüngsten aber ist Ältestes noch stets wirksam. Mit Staunen erkennen wir aus der Geschichte, daß keine Kraft, keine Anregung und Wirkung je verloren geht, erkennen, was der Dichter meinte:

Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

